

27948

| | | |
|-------------|---|--------------------|
| 1. 21. März | — | Fr. O. Balsam |
| 28 | — | — P. Schneider |
| 4. April | — | — D. Thomas |
| 11 | — | — P. Henkel |
| 18 | — | — F. Zipfert |
| 25 | — | — Kp. Kahl |
| 2. May | — | — Kp. Herz |
| 9 | — | — D. Laband |
| 16 | — | — Fr. J. Schaeffer |
| 23 | — | — J. Lucas |
| 30 | — | — Kp. Fiesel |
| 6. Juni | — | — K. Liebig |
| 13 | — | — v. Weichritz |
| 20 | — | — A. v. Kütler |
| 27 | — | |

} Prager.

Rsb.
Eur. m- L. 85.

Umschau
in
Deutschland, Frankreich
und der Schweiz.



Von

Otto Friedrich Wehrhan,

zuletzt gewesenem Pastor der evangel. luth. Gem. zu Liegnitz.

Leipzig,

in Commission bei Carl Heinrich Reclam.

1840.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5153735

Handwritten:
Museum
Frankfurt
Stucco



27948

BIORNICA
Kafecznica
Kafecznica

NH-47420/TMK

V o r w o r t.

Indem ich dieses Buch der Deffentlichkeit übergebe, fühle ich es wohl, daß ich mich über den Zweck desselben zu erklären, über die darin enthaltenen Schilderungen noch lebender Personen zu rechtfertigen, und wegen des verspäteten Erscheinens desselben zu entschuldigen habe.

Was daher erstens den Zweck betrifft, so soll das Buch, weil es nicht bloß für Theologen, sondern für das gebildete Publicum im Allgemeinen bestimmt ist, auch allgemeineres Interesse haben, doch aber, da die Mehrzahl meiner resp. Subscribenten aus Theologen besteht, das Kirchliche vorzugsweise berücksichtigen.

Was zweitens die Schilderungen noch lebender Menschen anbelangt, so sind mir darüber manche Bedenklichkeiten geäußert worden. Allein ich bin weit entfernt, die Indiscretion zu begehen, Privatgespräche mitzutheilen oder das Privatleben der Genannten, so weit es mir enthüllt wurde, an das Licht der Deffentlichkeit zu stellen. Ich beurtheile die Personen nur in so weit sie amtliche, also ohnehin öffentliche, dem Urtheile des Publicums freigestellte Personen sind, und beschränke mich übrigens darauf, ein Bild ihrer äußeren Persönlichkeit zu geben. Was dies letztere betrifft, so ist es wohl eben so erlaubt, als jemand zu portraituren. Ich portraiture gleichsam mit der Feder, und glaube dadurch, wenn ich von mir auf Andere schließen darf, denen, welche gern ein

Bild von Männern haben möchten, für welche sie sich wegen der Schriften oder des Rufes derselben schon länger interessirten, einen Gefallen, den Geschilderten aber keineswegs wehe zu thun.

Was endlich drittens die Verspätung des Buches betrifft, so sind daran theils Andere, theils ich selber, aber aus Gründen, Ursache. Andere: indem mir von vielen Seiten die Subscriptionlisten so spät zurückkamen, daß, wenn ich die Stärke der Auflage nur einigermaßen genau bestimmen wollte, ich noch warten mußte; Ich: indem ich ein so viel als möglich richtiges Urtheil über die von mir beobachteten Zustände gewinnen und aussprechen wollte, und daher Manches, was schon geschrieben stand, wieder umgearbeitet habe. Ich hatte gehofft, an Weihnachten des vorigen Jahres das Buch liefern zu können, und es ist Ostern herangekommen. Doch ist diese Verspätung nicht von der Art, daß sie die gewöhnliche Zeitgränze der Erscheinung eines Buches nach seiner Ankündigung überschritte, oder daß der Inhalt des Buches dadurch veraltet wäre.

Zum Schlusse fühle ich mich verpflichtet Derer zu gedenken, welche durch ihre Bemühungen beigetragen haben, mir Subscriptionen zu sammeln. Sie haben mich durch die reiche Anzahl von 812 Unterzeichnern, von denen 379 pränumerando bezahlt haben, und welche mir nach Abzug aller Unkosten immer noch einen beträchtlichen Reinertrag gewähren, in Stand gesetzt, mit den Meinigen wieder eine Zeit lang zu subsistiren. Nächst Gotte, der ihre Herzen lenkte, sei ihnen hierfür mein inniger Dank gesagt.

Dresden, den 16. März 1840.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Erste Abreise von Dresden. — Die Dampfwagenfahrt. — Leipzig. — Professor Seyffarth. — Die Universitätsbibliothek. — Die Rathsbibliothek. — Das naturhistorische Museum. — Heinroth. — Superintendent Großmann und Pastor Krehl. — Das Leipziger Gesangbuch. — Das Café Français. — Charlotte Fint.

Der 6. December 1838 war der schwere Tag, an welchem ich mich, nachdem ich mit ihnen noch zusammen Mittag gegessen, den Umarmungen meiner in Dresden eingemiethteten Gattin und Kinder entriß, um Anstellung oder wenigstens Brot in der Welt zu suchen. Ich hatte meine Reise-Effekten in einen eigends dazu gekauften schwarzledernen Tornister gepackt, dessen Größe mir erlaubte, außer zwei vollständigen Anzügen und der nöthigen Wäsche auch noch vier Neue-Testamente, in deutscher, französischer, lateinischer und griechischer Sprache, nebst andern Büchern und Schriften hineinzuthun. Gegen die Winterkälte schützte mich ein ebenfalls zu dieser Reise angeschaffter schwarzer Schaafpelz und eine aus Lyon stammende Blouse von grauer Hanfleinwand, und ein eiserner Regenschirm, Chemnitzer Fabrikat, sollte mir, je nach Umständen, als Dach oder Stock dienen. Diese Sachen half mir mein ältester Sohn, Gottlieb, bis auf den Bahnhof tragen, wo bald das Geläut der Ab-

fahrtsglocke mich vom schluchzenden Knaben weg zum Einsteigen in den Wagen rief. „Wann wirst du die Deinen wiedersehen und wie?“ dachte ich traurig; doch die Ueberzeugung, sie in ein und derselben Stadt mit lieben Freunden zu wissen, von denen einige mir ausdrücklich zugesagt hatten, sich ihrer anzunehmen, und daß doch zuletzt Gott, der auch die Eltern ernähren und erhalten müsse, der rechte Vater sei über alles was Kinder heißt auf Erden, so daß es im Grunde zugleich Stolz und Kleingläubigkeit verrathe, wenn Eltern meinen, es könne ohne sie mit den Kindern nicht gehen, beruhigte mich, und ließ mich gefaßt jeder Zukunft entgegen gehen.

Es ist doch eine merkwürdige Sache mit so einer Dampfwagenfahrt! Anfangs rollt die Wagenlinie langsam dahin, und der qualmende Schornstein=Cylinder der an der Spitze befindlichen Locomotive stößt, ebenfalls in langsamem Takte, schraubende Töne, gleich einer wilden Bestie, aus. Aber immer schneller und schneller schraubt er, und immer schneller und schneller laufen zugleich die Wagen dahin. Dabei findet sich auch in allmäliger Steigerung, ein gellendes Gehämmer ein, gerade so, als wenn klingende harte Ambossschläge im Takte des Mühlengeklappers wiederholt würden, und welches so stark wird, daß man nur durch lautestes Schreien in die Ohren des Nachbars sich verständlich machen kann. So fliegt man wie in einem mit allen Gängen gehenden Mühlenwerke dahin, manchmal besonders wenn die Neigung der Bahn etwas bergab geht, in solchem Schusse, daß alle Gegenstände am Wege, Menschen, Bäume, Wächthäuschen u. s. w. nicht vorbeiziehen, sondern vorbeischwirren, und daß diejenigen, welche behaupten, man merke von der großen Geschwindigkeit wenig oder nichts, wohl die Qualität der Bewegung mit ihrer Quantität verwechseln. Aber man glaube nicht, daß eine solche Fahrt anfangs eine angenehme Empfindung verursache. Mir wenigstens war, bis ich der Sache gewohnt ward, unheimlich dabei zu

Muthe. Dieses Sichhingeebenfühlen in die Gewalt unsichtbarer chemischer Mächte, wobei, wenn Unglück sich ereignen sollte, nicht blos Beschädigung, sondern schreckliche Zerschmetterung das Loos sein würde, ferner die wahrhaft infernalischen Töne, die man zu hören bekommt, nämlich außer jenem wilden Schnauben und klingendem Gehämmer, noch die Donnerschläge, wenn es unter einem der vielen gemauerten Bögen, über welche Querwege geleitet sind, hindurch geht, vor allem aber der drei- bis viermal wiederholte durchdringende Pfiff, wodurch das Zeichen der Ankunft vor den Stationen gegeben wird, und den man bei Nachtzeit über eine Meile weit hören kann, ferner das betäubende Gezisch der Maschine, wenn der Dampf herausgelassen wird, endlich auch der Anblick des voranstürmenden schwarzen Cylinders, dessen dickhervorqualmende, Abends rothleuchtende Rauchmasse, sich, von der schnellen Bewegung rückwärts getrieben, über den ganzen nachfolgenden Wagenzug verbreitet, und deren feine, am Tage unsichtbaren, aber die Augen inkommodirenden Schlackentheilchen, sich bei einbrechender Dunkelheit in einen wahren Feuerregen verwandeln, verbunden mit der wüthenden Behemenz, mit welcher man dahingerissen wird, erweckten in mir ein Gefühl als wenn ich mit des Teufels Equipage, à la Faust, zur Hölle führe, wozu der Anblick des schwarzgähnenden, im Hintergrunde hoher Seitenwände sich öffnenden Tunnel-Eingangs trefflich paßt.

Für diesen Tag mußte ich, da der Tunnel und überhaupt die Bahn damals noch nicht ganz vollendet war, hier aussteigen, und setzte meine Reise bei schlechtem Wege und Wetter in einem gebrechlichen Planwägelchen nach Meissen fort; aber am folgenden Tage benutzte ich die Bahn wieder von Dschak nach Leipzig. Es war 3 Uhr vorüber, als ich an ersterem Orte ankam, und, bei der Kürze der Tage und der trüben Witterung, schon abendlichdüster; aber noch bevor es völlig finster wurde, rollte die ausgehende Dampfkraft den Wagen langsam in

den Bahnhof von Leipzig hinein. Ich hatte die 7 Meilen in 1 $\frac{1}{2}$ Stunde zurückgelegt! Kein Monarch der Erde ist früher so schnell und zugleich so glatt gefahren.

Aber wo nun meinen Freund, den Professor Orientalium, Seyffarth, bei dem ich logiren wollte, erfragen? Es war keine angenehme Sache bei dem unterdeß eingetretenen kalten Regen in Nacht und Koth in den Straßen herumzuwandern. Ich trat daher aufs gerathewohl auf der Grimma'schen Gasse in einen der vielen erleuchteten Läden, und bat, ob man mir nicht sagen könne, wo Herr Professor Seyffarth wohne? „Der wohnt nicht mehr hier, sondern ist ausgezogen und wohnt dort und dort.“ Ich führe diese Anekdote an, weil es gewiß ein äußerst sonderbarer und verhältnißmäßig glücklicher Zufall war, daß ich unter den 1800 Häusern, welche Leipzig zählt, grade dasjenige traf, wo der Gesuchte gewohnt hatte und wo ich sogleich die gewünschte Auskunft erhielt. Doch traf ich ihn nicht zu Hause, sondern fand ihn, nachdem ich mein Gepäck in seiner Wohnung abgelegt, in dem Hause des Herrn Carl Tauchnitz bei dem amerikanischen Missionär Smith, der, nach zwölfjährigem Aufenthalte in Syrien und Arabien hieher gekommen war, um neue und correctere arabische Typen als die bisher vorhandenen, formen zu lassen. Ich hatte zufällig das mit Perlschrift-Stereotypen bei Carl Tauchnitz gedruckte „Neue Testament unsers Herrn und Heilands Jesu Christi nebst den Psalmen“ in meiner Tasche, welches auf diese Art wieder einmal in das Haus, wo es geboren worden, kam. Von hier ging ich dann mit Professor Seyffarth nach Hause.

Wie angenehm und schnell verflossen mir die Tage, die ich im Umgange mit diesem gelehrten, mit dem Alterthume, namentlich dem alten Aegypten, bis in die feinsten Details vertrauten Manne verlebte, wie höchst merkwürdig sind seine in Rom, Turin, Paris und London, an welchem dieser Orte jedem er längere Zeit mit Aus-

beutung der Bibliotheken zugebracht hat, gemachten Collectaneen, von welch eisernem Fleiße zeugt die Reihe der Bände im größten Royal-Format, in denen seine meisterhaft-treu gezeichneten und illuminirten Copieen antiker ägyptischer Gemälde und Papyrusrollen mit hieroglyphischer, hieratischer und demotischer Schrift enthalten sind *).

Ich kann hier natürlich lange nicht Alles wiedergeben, was mir in den Gesprächen mit Professor Seyffarth wichtig und belehrend war — der Raum erlaubt dies nicht — nur so viel, daß Seyffarth die beiden Namen Aegypten und Pyramide durch Koptenland (*Αιχολτος*) und Grab des Königs (Puro König, Ma Grabmal) übersetzt, und aus der Uebereinstimmung der ägyptischen Ziffern mit der Reihenfolge des hebräischen Alphabets den Schluß zieht, daß letzteres mit dem demotischen übereingestimmt habe. Merkwürdig war mir der aus dem Inhalte selbst mit Bündigkeit gelieferte Beweis, daß das Original der einen Rolle schon fünf Jahre nach dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten, unter dem Pharao Thut Moses geschrieben sei.

Mit Professor Seyffarth besuchte ich auch die beiden Hauptbibliotheken Leipzigs, die Universitätsbibliothek und die Rathsbibliothek. Auf ersterer, welche in dem schönen neuen Universitätsgebäude an der Seite der Paulinerkirche aufgestellt ist, und in welcher mir die Kenntniß und seltene Gefälligkeit des Bibliothekars Herrn Gersdorf das Auffinden merkwürdiger Literaria sehr erleichterte, interessirte mich besonders ein deutsches, zu Wittenberg im Sept. 1522 gedrucktes Neues Testament mit einer älteren Uebersetzung Luthers als die gewöhnliche, aus welcher ich, als Probe des Unterschiedes zwischen beiden Texten, den Schluß des 1. Cap. des Briefes

*) Unter ihnen auch mehrere satyrische Bilder; z. B. ein Priester als Esel, welcher Opfersfleisch zerhackt, während ein anderer Priester als Kage lauert.

an die Römer von B. 28 an hersehe: „Und gleych wie „sie nit haben geacht, daß sie gottis eyn wissen trugen, „hatt sie Got auch dahyn geben in verkereten syn, zu „thun das ungeschickt ist, vol alles unrechts, hurerey, „argwohns, geßs, Boszheit, voll Hasz, mords, haders, „lists, giftig, orenbleser, verleumder, freveler, hoffertig, „stolz, fynanker *), den ältern ungehorsam, den gott „seyndt ist, unverständig, troulose, unfreundlich, storrig, „unbarmherzig, die gottis gerechtigkeit wissen (das die sol- „ches thun, des tods würdig sind) thun sie es nicht „allein, sondern haben auch Lust an denen die es thun.“

Ferner das älteste, zwischen 1450 und 1454 von Guttenberg gedruckte Buch, (eine Vulgata in II, nach ohne Angabe der Jahrzahl, so wie das älteste mit Jahrzahl gedruckte, nämlich ein Ablassbrief vom J. 1455; ferner eine Menge in einem Glaskasten aufbewahrter Handschriften berühmter Menschen aus älterer und neuer Zeit, als von Luther, Melanchthon, Louis 14, (eine auffallend schöne männliche Hand), Friedrich II, Tycho Brahe, Gellert, Reinhard, Rousseau, Boitairé u. s. w. Von letzterem u. a. ein Brief an Gottsched vom Jahr 1756 in deutscher Sprache, aber mit französischer Schrift, welcher anfängt: „Monsieur, er habt mir mit „ein geschenk verehret, welches ich nicht werth bin. „ich bin zu alt um zu lern eine Sprache, welche „sie so gut lehren. mais je serai etc.“ (und nun französisch fort bis zu Ende); ferner eine Abformung des monströsen zu Nordhausen gefundenen Gözen Püstrich, ein bei Torgau gefundenes merkwürdiges Gözenbild u. s. w.

Auf der Rathsbibliothek schmücken den vasten alterthümlichen Vorfaal die Gypsabgüsse berühmter Antiken, als des belvederischen Apolls, der mediceischen Venus, der Dresdner Vestalin, der Laokoonsgruppe, des

*) Die „fynanker“ entsprechen also den „Schädlichen“ in der gewöhnlichen lutherischen Bibel.

borgheffischen Fechters, des tanzenden Fauns, des Herkules mit dem Kinde u. a. m., und die Wände sind bis hinan unter die hohe Decke mit Gemälden, namentlich mit schönen Cranachs, z. B. Jesus mit der Samariterin, bekleidet. In der eigentlichen Bücherfaal, dessen lange Repositorienreihen haushoch zu nennen sind, werden den, welcher in die literarischen Schätze dieser reichen, durch das Geschenk der Pölig'schen Bibliothek neuerlich um 25,000 Bände vermehrten Sammlung tiefer einzudringen nicht Zeit oder Beruf hat, die „Description de l'Egypte“, welche 700 Thlr. kostet, Lebruns großartiges Kupferwerk (die Thaten Alexanders d. Gr.) und eine, freilich schon sehr zerfallene Mumie wohl am meisten anziehen. Ein wahres Riesenwerk sind die Verhandlungen des englischen Parlaments. Der König von England hatte es der „public library“ in Leipzig bestimmt. Da nun jede der beiden Bibliotheken auf diesen Titel Anspruch machte, so wurde das Werk vorläufig auf der Rathsbibliothek deponirt, und der Handel dem hohen Geber zur Entscheidung vorgelegt. Was that dieser? Er schenkte das Werk noch einmal, so daß nun beide Bibliotheken es besitzen. Gewiß die beste und großmüthigste Art einen derartigen Streit zu schlichten. Als Curiosum von Polygraphie sind noch Pölig's Werke zu erwähnen, welche allein ein ganzes Repositorium füllen, indem sie, ohne daß dabei eine Doublette vorkäme, an 400 Bände betragen. So viel hat weder Cicero noch Luther geschrieben.

Gern würde ich nun auch das naturhistorische Museum, das unter des berühmten Reisenden Pöppig Aufsicht steht, näher beschreiben, wenn sein Reichthum nicht ebenfalls die Gränzen dieses Buches nicht bloß, sondern auch meine Erinnerung bei weitem überstiege. Wer aber hinkommt, der unterlasse nicht, die beiden Schnabelthiere, Männchen und Weibchen, aus Neu-Holland, den wundervollen Lyravogel, aus eben jenem

Lände, die prächtige javanische Kronentaube, so groß wie eine Truthenne, dunkelblau und mit einer Krone von der Construction des Gedäders der „Jungfer im Grünen,“ den gekrönten Paradiesvogel, mit Ohren an langen, dünnen, nach hinten gerichteten Stielen, einem schwarzen Federhorn auf dem Schnabel und einem ganz sonderbaren, einem schwarzen Borstenkegel ähnlichen, hinten platt abgeschnittenen Körper, aus welchem grell ein schmaler zweischneidiger Schweif hervorsticht, und den patagonischen Riesenpenguin mit flossfederartig herabhängenden Flügelchen zu betrachten. Mir wenigstens waren diese Thiere, nebst einem ungeheuern, bei Penig gefundenen Bergkrystalle und einem sehr großen, beim Anlegen der Eisenbahn im Macherner Durchstich gefundenen Stück Bernstein, mit die merkwürdigsten Gegenstände. Auch hier erkundigte ich mich bei dem jungen unterrichteten Cicerone, welchen Herr Pöppig uns zuzuführen die Güte hatte, ob er von keinem Exemplare des fabelhaften, aber in vielen älteren Naturgeschichten vorkommenden Dronthe (Tölpel) wisse? aber auch er bezweifelte die jemalige Existenz dieses Vogels, und meinte: nach einem in England aufbewahrten Fuße und Kopfe zu urtheilen sei derselbe nichts anderes als der Albatros (*Diomedea exulans*), von welchem gerade ein Exemplar vor unseren Augen stand. Von ihm hörte ich auch zu meiner Verwunderung, daß ein schöner im Museum befindlicher Flamingo in Ungarn geschossen worden, und daß überhaupt dieser Vogel auch in Ungarn anzutreffen sei. Ich hatte ihn bisher immer für einen außer-europäischen gehalten. Auch Sklette von Thieren, besonders größerer Quadrupeden, sind in dem Saale aufgestellt. Wie dünn und gebrechlichaussehend sind die Knochen des Löwengerippes! wer würde ihnen, so betrachtet, solch furchtbare Stärke im Leben zutrauen! — Sehr sinnreich ist die Einrichtung, daß die Etiquetten mit den Namen der Thiere durch ihre Farbe den Welttheil anzeigen, welchem jene ange-

hören. Die europäischen Thiere sind weiß etiquettirt, die asiatischen roth, die afrikanischen gelb, die amerikanischen grün, die australischen blau.

Ich gehe von dem Besuche der Sammlungen zu dem Besuche der Menschen über. Viele habe ich in jenen Tagen in Leipzig kennen lernen, deren Namen schon längst in mir den Wunsch erregt hatten, das Bild, das ich mir von ihrer Persönlichkeit formirt, an der Wirklichkeit zu berichtigen, einen Volkmann, Lindner, Hensel u. s. w., und dieser Wunsch ward mir auch bei Heinroth erfüllt, den ich, als einen durch seine zahlreichen Zuhörer und seine Schriften in weiterem Kreise Bekannten hier ausführlicher erwähne. Ich hatte, nachdem ich seine Bekanntschaft zufällig auf der Promenade gemacht, und nebst Seyffarth von ihm zu einem Nachmittagsbesuche eingeladen worden war, das Vergnügen, mich auf seinem Studirstübchen ungefähr eine Stunde mit ihm zu unterhalten, und, da das Gespräch bei dem bald entamirten Gegenstande blieb, seine Definitionen von Verstand und Vernunft unter manchen von mir gewagten Einwürfen gründlicher kennen zu lernen. Mir war daran gelegen, sie kennen zu lernen, und ich habe immer gefunden, daß nichts unsere Begriffe mehr aufklärt, als das Wechselgespräch darüber mit Denkern. Aber auch sonst bei keiner Unterhaltung verfliegt schneller die Zeit. So auch hier.

Jetzt zur Kirche. Wir gehen in die Thomaskirche, wo Superintendent Großmann predigt, und in welcher den Winter hindurch Strohteppiche gebreitet sind, damit man das Gehen der Leute nicht höre und nicht so in die Füße friere. Es war gerade der Sonntag der Todtenfeier, welche jetzt auch in Sachsen, wie früher schon in Preußen, indem sie den 2. Adventssonntag trifft, den schönen Organismus des alten Kirchenjahres zerreißt, und statt zur Freude über die herannahende Geburtszeit des Herrn, das Andenken an verstorbene Menschen erweckt. Superintendent Großmann erschien noch in alter

lutherischer Amtstracht, mit radförmiger Halskrause und weißem, jedoch links und rechts, damit die Arme frei hervor können, von unten an geschlitztem Chorhemd (Albe) über dem Talar. Sein Text war Joh. 5, V. 24—29; sein Thema: „Unser Glaube ist der Sieg, der den Tod überwindet“ und zwar 1) durch das höhere neue Leben, das er in uns erzeugt, 2) durch die Gemeinschaft mit Christo (dem Ueberwinder des Todes), die er vermittelt, und 3) durch die ausdrücklichen Verheißungen, auf welche der Glaube seine Hoffnung gründet. Sein Vortrag war würdevoll, seine Predigt sehr logisch gedacht, jedoch, wie die Reinhard'schen, mehr für den Verstand als für das Herz, auch der Eingang verhältnißmäßig sehr lang, und die Kirche keineswegs voll. Auch kam in der Predigt die Stelle aus Schillers Braut von Messina vor:

Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
Aufbaut auf dem betrüglischem Grunde?

Weit voller war es bei Krehl in der Universitäts- oder Pauliner-Kirche, in welche wir uns, da hier der Gottesdienst 1½ Stunde später anfängt, unmittelbar aus der Thomaskirche begaben. Auch hier war die Einrichtung mit den Stroht Teppichen getroffen, auch hier derselbe Text, aber Bühnen und Bänke so angefüllt, daß wir uns unter die Hunderte, die in den Gängen standen, mischen mußten. Krehl hatte zum Thema: „Die Liebe, die wir an den Gräbern unserer Theuern fühlen, reicht in jene Welt hinüber 1) mit ihrer Trauer, 2) mit ihrer (himmlischen) Freude, 3) mit ihrem Danke, 4) mit ihren (guten) Vorsätzen, 5) mit ihrer Hoffnung. Das war nun freilich ansprechender, einfacher, als Großmann's Thema, und da Krehl mit großer populärer Beredsamkeit seinen Gegenstand ausführte, ja ausmalte, und in seiner Declamation viel Leben und Ausdruck liegt, so wundert es mich nicht, daß ihm das Publicum zuströmt.

In den Dresdner Kirchen findet noch ziemlich allge-

mein ein ehrfurchtsvolles Hauptneigen beim Vorkommen des Namens „Jesus“ statt, in den Leipziger nicht, obgleich Dresdens Bevölkerung wohl nicht weniger rationalistisch sein möchte als Leipzigs. Was das Gesangbuch betrifft, so kenne ich wenigstens im Dresdner keinen Vers, welcher so in's Triviale herabsänke, wie der, welchen man in No. 674 des Leipziger findet:

Seh' ich Wasserquellen fließen,
 Bäum' an Bächen, Hütten dran,
 Menschen die der Milch genießen,
 Die aus Kräutern werden kann;
 Seh' ich auf den Weiden Vieh,
 Deine Huld, wie fühl' ich sie!

Man macht es unseren älteren christlichen Liedern oft zum Vorwurf, daß sie das ästhetische Gefühl beleidigen, und ändert und schwächt sie oft deshalb; aber ich frage, ob jener neue Vers, dessen noch lebendem und einer zahlreichen Schule vorstehendem Verfasser nicht die Hingabe des eingebornen Sohnes, sondern „Menschen die der Milch genießen“ und „auf den Weiden Vieh“ in besonderem Grade die Huld Gottes fühlbar machen, den guten Geschmack nicht beleidige?

Ich führe meine Leser noch etwas in der Stadt umher, deren palastartige Häuser, gewühlvolle Straßen und glänzende reiche Läden, besonders diejenigen der 105 Buchhändler, auf deren Schildern der Literat alle Augenblicke auf renommirte Namen stößt, immerfort das Auge beschäftigen, deren neues Postgebäude sogar das Dresdner an Größe und Einrichtung übertrifft, und deren herrliche, zugleich üppige und zierliche Promenade sich in der Gegend des sogenannten Schneckenberges bis zur fast großartigen Waldnatur steigert und durchaus nicht vermuthen läßt, daß man sich hart an den Mauern der Stadt befindet, und ruhe endlich im Café francais, an der Ecke der Grimmaischen Gasse und des freien großen Universitätsplatzes aus. Dieses durch ganz Europa bekannte

Etablissement, auf dessen Dache zuweilen eine mächtige Fahne wallt, übertrifft in der That an Pracht und Eleganz alle ähnlichen mir bekannten Deutschlands, und man möchte sich beim ersten Eintritt in dasselbe das „nil admirari“ in Erinnerung rufen, um sich nicht als Neuling zu verrathen. Herrlich dekorirte Zimmer, die interessantesten Journale auf Marmortischen ausgelegt, ein kostbares Conchylienkabinet mit Spiegelwänden, ähnlich der Fuch'schen Weinlaube in Berlin, aber prächtiger, und auch wie jene, von Damen besucht, und ein Mohr als Aufwärter in schneeweißem Garçon-Anzuge begegnen dort dem Blicke im Parterre. Steigt man aber die zierliche, um eine schlanke Säule gewundene und mit buntem Teppiche belegte Eisentreppe hinan, welche unmittelbar aus dem Hauptsaal nach oben führt, so gelangt man in das, an der Fensterseite mit ungeheuren Spiegeln, an den übrigen Wänden mit reich szenirten, jedoch, weil hier geraucht wird, nur grau in grau gemalten Tapeten bekleidete Billardzimmer, in welchem abermals Journale, Divans, Schachspiel u. s. w. zu finden sind, und wo die Mischung von Menschen und Sprachen viel Anziehendes hat. — Das Gebäude des Café français mit dem Universitätsgebäude und der dazwischen stehenden Paulinerkirche, die ihren alterthümlichen spitzigen Hochgiebel dem Plage zukehrt, bilden zusammen die charaktervollste Gebäudegruppe von ganz Leipzig. Wer sie nur einmal gesehen hat, wird sie in jeder Abbildung gleich wiedererkennen und sagen: das ist Leipzig!

Den letzten Abend meines Aufenthaltes brachte ich in einem von der Gesellschaft der Euterpe in der neuen Buchhändlerbörse zu wohlthätigem Zwecke gegebenen Concerte zu, und hörte dort in Fräulein Charlotte Fink eine Flügel-Virtuosin ersten Ranges. Sie wird, obgleich, weil sie nicht reist, weniger bekannt als Clara Wieck, in Leipzig von Vielen dieser gleichgestellt, ja was ausdrucksvolles Spiel betrifft, sogar vorgezogen. Als

ich, nachdem sie eine große Sonate von Bethhoven vorgetragen, von der Gallerie am entgegengesetzten Ende des Saales, auf welcher ich mich befunden, herabgestiegen war, um, nach und nach durch das Auditorium mich durcharbeitend, sie wo möglich in der Nähe zu sehen, passirte mir der Spaß, daß ein Herr, mit dem ich, noch voll Enthusiasmus über das gehörte Spiel, unterwegs in ein Gespräch über die junge Virtuösin gerathen, und dem ich, um mein Weitergehen zu entschuldigen, jene meine Absicht eröffnete, mir von dem neben ihm stehenden Seyffarth als ihr Vater präsentirt ward.

Zweites Kapitel.

Die drei Equipagen. — Borna. — Die drei Begleiter. — Eintritt in's Altenburg'sche. — Altenburg. — General-Superintendent Hese Kiel. — Gösnitz und der Polizeikommissär. — Der Barbiergefell aus Breslau. — Merana und Merano.

Es war nasses trauriges Wetter als ich am 11. December meine Reise fortsetzen wollte. Ich suchte daher nach einer Fahrgelegenheit, und fand auch eine in einer sogenannten Retourchaise, in welcher ich für einen Platz bis Altenburg einen Thaler bezahlen sollte. Als ich mich aber um 1 Uhr Nachmittags bestelltermassen beim Wagen einfand, mußte ich nicht bloß zu meinem Schrecken sehen, daß man meinen Tornister ganz vorn an die nur schlecht mit einem vorgezogenen Stricke verwahrte Mündung eines langen ledernen Sackes, der, mit dem Gepäck der übrigen Reisenden schon überfüllt, gleich einem Hay mit aufgesperrem Rachen auf dem Deckel der Kutsche lag, steckte, so daß er unterwegs leicht ganz herausgerüttelt und verloren gehen konnte, sondern als ich einsteigen wollte, war auch das Innere schon so mit bepelzten und bemanzelten Personen beiderlei Geschlechts vollgestopft, daß ich nicht absah, wie hier die geometrische Regel: Zwei Körper können nicht zugleich ein und denselben Raum einnehmen, eine Ausnahme erleiden solle? Ich trat daher, besonders da überdies der Kutscher sich nicht dazu verstehen wollte oder konnte, meine Effecten besser zu placiren, zur großen Freude der übrigen Gesellschaft zurück, zog meine Blouse

an, ließ mir meinen Tornister wieder herabreichen, und, ihn auf dem Rücken, meinen Pelz, wie Damen manchmal den Shawl, über den linken Vorderarm geschlagen, meinen Schirm quer unter demselben Arm und meine Hände geschlossen, machte ich mich, trotz des schlechten Weges, dennoch lieber zu Fuß auf den Weg, als daß ich so unbequem und in solcher Besorgniß um meine Habe gefahren wäre.

Ueber fünf Jahre waren vergangen, seit ich einen Tornister getragen. Die lange Entwöhnung, die kothige Straße, und die Schwere meiner Bürde — sie wog 38 Pfund — machten, daß ich mich doch bald sehr angegriffen fühlte und mit einer Art von Neid eine glänzende Equipage, hinter deren Glasfenstern Herren saßen, an mir vorüberrollen sah. Es war, wie ich erfuhr, der Herzog von Altenburg, der von Leipzig nach seiner Residenz zurückkehrte, und an's Mitfahren war natürlich nicht zu denken.

Aber nahe vor Propsthaida kam abermals eine nicht minder schöne Equipage, von einem Bedienten zu Pferde begleitet, hinter mir her, in der ich, als sie mich eingeholt, zu meiner ungeheuren Verwunderung nicht vornehme Leute, sondern ein Landmädchen mit einem Korb auf dem Schooße und einem professionistenartig aussehenden Mann erblickte. „Was gilt's“, dachte ich, hier kannst du auch mitfahren?“ und richtig, als ich den Kutscher fragte, war er sogleich bereit, mich für 8 Gr. bis Borna mitzunehmen. So fuhr ich denn, da das Mädchen und der Mann in Propsthaida abgingen, ganz allein und so bequem als man nur wünschen kann, auf weichem Sitze in eine der gepolsterten Ecken gelehnt und con amore eine Cigarre rauchend dahin, und hatte sogar, was bei dem Herzoge von Altenburg nicht der Fall war; einen Vorreiter. Ich konnte mich einiger Betrachtungen über die oft schroffen Glückswechsel im menschlichen Leben nicht erwehren, von welchem letzteren eine Reise wahrlich ein

Abbild im Kleinen ist, und pries nun meinen fast schon wieder bereueten Entschluß, nicht mit jener Retourchaise gefahren zu sein.

In dem guten und billigen Gasthose zu den drei Schwänen in der diesseitigen Vorstadt von Borna übernachtete ich, und trat den andern Morgen meine Fußwanderung von neuem an. Wetter und Weg waren wo möglich noch schlechter als gestern; es regnete und schneete durcheinander, die ganze Atmosphäre war neblig und finster, die Straße bildete einen wahren Kothstrom, und auf den wellberaseten Seitenrändern, welche von Frachtwagen, die den Morast der Mitte zu vermeiden gesucht, an manchen Stellen abgebrochen waren, lag nasser, immerfort schmelzender, aber auch eben so wieder ersetztter Schnee. Demungeachtet fiel mir heute das Marschiren schon weit weniger schwer, und ich kam bald wieder dergestalt in meinen alten, Weg greifenden Schritt, daß ich Gott im Stillen dankte für die Gabe eherner Beine und starker Schultern, und trotz des unlieblichen Wetters eine Art Lust am Gehen fand. Bald gesellte sich ein Handwerksbursche aus München zu mir, ein junger gutmüthiger Mensch, der mich, da er meinen norddeutschen Dialekt schwer verstand, durch sein oft gefragtes: „Was sagn's?“ (Ganz so klingend wie das französische „sans“ mit Aussprechung des hinteren s) sehr ergötzte, und der, da ich ihn im Dorfe Treben frei gehalten, aus Erkenntlichkeit sich's nicht nehmen ließ, mir wenigstens meinen Mantel zu tragen. Von zwei anderen Handwerksburschen aber, welche sich später an uns angeschlossen, einem Graudenzler und einem Annaberger, die durch ihren herabgekommenen Anzug, ihre rohen Reden und ihr ganzes Benehmen uns nur ärgerten, machten wir uns durch absichtliches Schnellergehen bald wieder los.

Wir befanden uns jetzt im Altenburg'schen, von dem jenes Treben schon das erste Dorf gewesen war. Die Tracht der Landleute würde mirs gesagt haben, in welchem

Ländchen ich sei, selbst wenn ich's nicht aus der Farbe des Gränzpfahls ersehen hätte. Die Männer mit ihren schwarzen nur bis an das Knie reichenden Sackhosen, ihren Schuhen und blauen Strümpfen, ihren breiten Hosenträgern und ihrem oben abgerundeten Hute mit schmaler, hinten aufwärts geschlagener Krämpe, und noch mehr die Weiber mit ihren äußerst kurzen, keineswegs faltigen, sondern knapp anliegenden und unten mit einem breiten Rande bunter Stickerei verzierten Röcken, ihren Kuirasartigen, bis an's Kinn reichenden bunten Brustlagen, und ihren sonderbaren, hinten mit einem langherabflatternden Schweife bunter Bänder versehenen Mützen, gewähren einen so auffallenden Anblick, daß man das Auge immer wieder sich hinwenden und die einzelnen Stücke des Anzugs durchmustern läßt. Alles verkündet einen hohen Wohlstand. Das nasse Wetter und der Jahrmarkt in Altenburg, von welchem das Landvolk zu Wagen, zu Fuß und zu Pferde zahlreich zurückkehrte, gaben mir Gelegenheit dies wahrzunehmen. Wie leicht und elegant waren die grünen, mit Delfarbe angestrichenen Korbwägen der Bauern, in welchen diese, gewöhnlich an der Seite ihrer Ehehälfte, unter dem Dach des Weibe überspannenden Regenschirmes, auf ihren hochschwebenden Sitzen und von raschen kräftigen Einspannern gezogen, dahinrollten! Wie vornehm sahen viele der hübschen blühenden Fußgängerinnen aus in ihren feinen grünen, um die Taille mit blinkender Schnalle geschlossenen und mit dreifachen Schultertragen versehenen Tuchmänteln, ihren netten Schuhen und schwarzen Strümpfen. Auch die Dörfer hatten ein stattliches Aussehen, und die Landschaft, welche ich durchwanderte, glich manchmal einem großen Parke. Sie hatte trotz dem schlechten Wetter, den entlaubten, durch graue Nebel dämmernden Bäumen, den falben Wiesen und dem gelblichen Wasser des Baches (Pleisse) einen recht idyllischen Charakter.

So kamen wir denn, ohne daß uns die Zeit lang

geworden wäre, Mittags um 12 Uhr an die Haupt- und Residenzstadt heran, deren links auf einem Berge thronendes Schloß mich durch die Erinnerung an meine zweite Mutter, welche in dem dortigen Fräuleinstifte ihre Erziehung genossen, mehr als durch seinen Prinzenraub interessirte. Wie manchmal hatte die Gute uns Kindern von diesem Schlosse, dessen Abbildung in unserer Stube hing, erzählt! Jetzt sah' ich's zum erstenmal in der Wirklichkeit; aber diejenige, welche hier einst als Mädchen gewandelt, war längst entschlafen, der damalige Familienkreis längst aufgelöst. Nimmer hätte ich damals gedacht, daß ich dereinst als gereifter Mann und Familienvater so unter diesen Mauern vorbeiziehen werde!

In der Stadt logirte ich mich in den Gasthof zur Sonne ein, und besuchte Abends den General-Superintendenten Hesekiel, dessen von Schuderoff so angefochtenes Consistorialrescript kurz vorher (d. 13. Nov.) publicirt worden war. Hätte dieses Rescript mehr kirchlichen Grund und Boden, dann konnten ihm seine Widersacher weit weniger entgegenen. Denn gewiß ist nichts gerechter und zugleich zur Einheit des Glaubens und Aufrechthaltung kirchlicher Ordnung nöthiger, als daß ein Geistlicher auch die Lehre der Kirche, zu welcher er sich bekennt und zu deren Dienst er sich hat verordnen lassen, auch predige. Die Kirche hat eben dasselbe Recht dies zu verlangen, als der Staat: daß seine Beamten nach seinen Gesetzen, und nicht nach ihren Gedanken und Ansichten, in ihren Aemtern verfahren. Ordnung, Uebereinstimmung, Gehorsam sind dem Wohle des Ganzen förderlicher als selbst bessere, aber einzeln oder zerstreut und eigenmächtig sich hinstellende Ansicht, können jedoch freilich nie ohne Verleugnung individueller Ansichten stattfinden. Es ist schon großer Nachtheil daraus erwachsen, daß die Geistlichen nicht strenger auf die symbolischen Bücher verpflichtet werden, und der Zerfall der Kirche, die Glaubens-Confusion, in welcher wir

uns befinden, ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß die Prediger nicht mehr die Lehre der Kirche, also eine Lehre, sondern sich, also hunderterlei Lehre, auf die Kanzeln bringen. Auf die gewöhnliche Einwendung: die Verpflichtung mit „quia“ auf die symbolischen Bücher werde Heuchler machen, entgegne ich, daß, abgesehen davon, daß jene Einwendung nur der Unglauben erheben kann, erstlich es keine Heuchelei ist, wenn man seine Ansichten, die, wie jeder aus eigener Erfahrung weiß, sich im Laufe des Lebens oft verändern, einem objectiven festen prophetischen Worte, das uns durchs Amt befohlen wird, unterwirft, sondern Selbstverleugnung, Gehorsam und Amtstreue, und daß zweitens es jedenfalls eine weit ärgere Heuchelei ist, die Vernunft als oberste Richterin in Glaubenssachen gelten zu lassen, und sich doch — natürlich nur zum Schein, des Volkes wegen; denn wozu noch die Bibel citiren, wenn die Sache schon durch die Vernunft entschieden ist? — auf Bibelstellen zu berufen. Jedes Amt, weil es das Höhere, das Allgemeinerere, das die Thätigkeit Normirende ist, bedingt eine gewisse Verleugnung der Persönlichkeit und somit auch der persönlichen Vernunft. Wenn z. B. ein subalternen Offizier auch einsieht oder einzusehen glaubt, daß der gegebene Befehl zum Angriff ein unvernünftiger sei, daß dadurch Hunderte von Menschenleben unnützerweise geopfert werden, so muß er dennoch gehorchen, oder, falls ihm sein Gewissen durchaus nicht zulassen wollte, an einem solchen Führen zur Schlachtbank Antheil zu nehmen, aus dem Dienste treten; und daß er gehorcht, ist für das Ganze besser, indem selbst eine partielle Niederlage den Vortheil eines strengen Gehorsams und der dadurch bewirkten Einheit des Handelns nicht aufwiegt. Eben so verhält es sich mit dem Juristen. Wie mancher würde, wenn er seiner Ansicht folgen dürfte, in gewissen Fällen anders entscheiden; aber er muß nach dem Gesetz entscheiden, weil sonst am Ende das Volk nicht mehr wissen würde, was

Gesetz und was nicht Gesetz, was straffällig und was nicht straffällig im Lande sei. So geht es jetzt mit dem Glauben. Das Volk weiß in der That nicht mehr, welches eigentlich sein Glaube sei, wie denn neuerlich ein Civilbeamter gegen einen gläubigen Pfarrer geäußert hat: „Machen Sie es, wie ich; ich halte mich an die Grundlehre der Augsburg'schen Confession: Fürchte Gott, thue Recht, scheue Niemand;“ und woher es denn auch kommt, daß Diejenigen, welche noch den rechten Glauben haben und verkündigen, seltsamerweise für Mystiker, Schwärmer, Fanatiker, ja sogar für Prediger eines neuen Glaubens gehalten werden. Ueberhaupt würden die Meisten, wenn sie nicht von vornherein sich über Bibel und Kirchenlehre stellten, sondern den wichtigen Grundsatz befolgten: Credo ut intelligam, die Erfahrung machen, daß sich ihre Privatüberzeugung allmählig mit der Kirchenlehre einige, daß jene von dieser nach und nach gleichsam erobert werde, und was ihnen hier zu verstehen noch übrig bleibt, das werden sie demmaleinst verstehen. Uebrigens berührte Hesekiel in seinem Gespräche mit mir diesen Gegenstand und das Consistorial-Rescript nicht im mindesten, und war überhaupt zurückhaltend.

Den andern Morgen setzte ich — nun wieder allein — meine Reise fort. Die von Pappeln eingefasste Allee lief grad' und wellenförmig durch das wohlcultivirte Land. Aber ich verließ sie, des Schmutzes wegen, hinter Mockern, und folgte einem Wiesenpfade, der mich, immer an der lieblichen Pleisse hin, nach Gösnitz führte. Hier, wo ich Mittag machte, langte durch einen eigenen Zufall auch jene Altenburger Kutsche an, mit welcher ich von Leipzig hatte wegfahren wollen. Sie führte diesmal zwei Leipziger Polizeibeamte von Zwickau zurück, wohin sie einen erst vor 4 Monaten aus dem dortigen Zuchthause entlassenen, bald für einen polnischen Offizier, bald für einen verunglückten Dekonomen sich ausgebenden Schneidergesellen begleitet hatten. Beide Herren waren sehr ge-

bildet und höflich; was mir jedoch besonders gefiel, war, daß der eine mit dem Wunsche von mir Abschied nahm: „Der liebe Gott sei bei Ihnen!“ Gewiß eine bei Polizeibeamten seltene Sprache.

Von hier aus zog sich nun die Straße höher und höher nach der „neuen Schenke“ hinan. Die Luft wurde merklich kälter, und die dichtgedrängten Parallel-Rücken der Ackerfurchen, welche bisher noch im reinen Dunkelbraun sich hingezogen hatten, waren mit Schnee getüpfelt. Ein junger, trotz des schneidenden Windes in abgeschabtem Sommerfrack dahinschlendernder junger Mensch mit schiefgerücktem Deckel auf dem Kopfe und einem grünen Beutel unter dem Arme, gesellte sich, ohne daß ich ihn durch mein Benehmen dazu invitirt hätte, mit großer Unbefangenheit zu mir. Er war, wie ich ihm gleich angesehen, ein Barbiergesell, und hatte in der neuen Schenke Kunden bedient, aber, was ich ihm nicht angesehen, zugleich ein Landsmann von mir, ein Breslauer, und ein gewaltiger Rásonneur. Auf Preußen sagte er, halte er gar nichts mehr, weil es die Gewerbefreiheit eingeführt habe, und jedem Juden, jedem Ausländer, wenn er nur sein Patent löse, dieselben Rechte gewähre wie den Christen und Landeskindern; dadurch sei auch sein Geschäft dort so gesunken, daß man, wenn man anders Kunden haben wolle, einen für 2 Pfennige im Hause rasiren müsse, während er in Merana, wo er jetzt wohne, einen Sechser erhalte. Er wolle auch, äußerte er, nie mehr nach Preußen zurück. So hat denn auch die in der Hauptsache gewiß wünschenswerthe Gewerbefreiheit ihre Gegner und das Zunftwesen seine Anhänger. Doch meine auch ich, daß man die Gewerbefreiheit nicht auf Ausländer erstrecken sollte, so lange dies nicht reciproce in andern Staaten geschieht.

Unterdeß hatten wir das, um seine Kirche gedrängte vor uns im sanftgesenkten Ackerthale liegende Städtchen erreicht. Es klingt fast wie Merano (im italiánischen

Tyrol) und erinnerte mich auch daran; es ist gleichsam das Femininum, jenes das Masculinum, so wie Francesco und Francesca, Corradino und Corradina u. s. w., aber selten wird zwischen Mann und Frau solch ein Unterschied sein, als zwischen Merano und Merana. Dort ringsumher die himmelhohen pittoresken Alpenwände des Passerthals und Oberetschthals, hier monotone sanft ansteigende Ackerflächen; dort Traubengelände und prächtige Nuß- und Maronenbäume, hier hinter den trüben kleinen Fenstern ein armseliger Topf mit bestaubter Melisse, spanischer Kresse, Rosenkraut oder einem Nelkenstock, dort blühende, wie zur Redoute gekleidete Tyrolerinnen, aus deren schwarzblühenden Augen und ganzen fecken Haltung Feuer und Muthwillen lacht, hier blasse verkümmerte Mädchen am nimmerrastenden Webstuhl; dort Aether und Wiese und Heerdengeläut und prächtige Natur, hier dumpfige Stübchen und emsige Industrie; dort Burgen und Klöster und uralte gezahnte Mauern, hier eine einfache moderne Kirche und leicht gebaute bunt getünchte Häuschen; dort Poesie und Romantik, hier Prosa und Alltäglichkeit. Doch das Glück sitzt im Herzen, und die Leidenschaften kochen und stürmen wohl heftiger in jenem süblichen Paradiese, in Freud und Leid, in Haß und Liebe, in Angst und Hoffnung, als im stillen kleinbürgerlichen Merana.

Der frühe Abend nahte. Auf der Höhe hinter dem Städtchen beglänzte die sinkende Sonne ganz weiße Schneegebirge, und das langgezogene Erzgebirge zeigte sich am Horizonte in violetterm Winterduste. Ich eilte um nach Glaucha zu kommen.

Drittes Kapitel.

Glauchau. — Scheibels Wiedersehen. — Rubelbach. —
Waldenburg. — Der Mittag beim Fürsten von Schön-
burg. — Graf Reuß. — Archidiaf. Meurer. — Das Mul-
denthäl. — Der Mittag beim Grafen von Schönburg.

In der Nähe der Stadt, welche auf dem hohen jensei-
tigen Ufer der quervorbeißfließenden Zwickauer Mulde lang
und malerisch lagerte, und deren offene Seitengassen ab-
schüssig auf mich zu in's Thal herabließen, sahe ich — es
war der erste Mensch, der mir hier begegnete — eine
hohe etwas gebeugte Männergestalt in dunkelblauen Man-
tel gehüllt mir aus der Stadt her entgegenkommen, welche
dem Eindrücke nach, den ihr ganzer Habitus auf mich
machte, Scheibel sein konnte. Ich eilte, um mit ihr
zusammenzutreffen, bevor sie noch völlig aus den Häu-
fern heraus sei und vielleicht einen andern Weg seitwärts
einschlagen könne; hierzu war es zwar zu spät, aber doch
zeitig genug, um meine Vermuthung fast bis zur Gewiß-
heit zu steigern. Ich rief ihn, der sich rechts wenden
wollte, lateinisch an; er stuzte einen Augenblick und ging
weiter. Noch einmal und noch einmal rief ich; er stuzte
wieder und setzte seinen Weg weiter fort, und hielt nicht
und erkannte in dem auf ihn zueilenden Fußreisenden sei-
nen Wehrhan nicht eher, als bis ich ihn, — der wirklich
Scheibel war — gleichsam stellte und freudig begrüßte.
Daß ich mit ihm nach Hause ging und bei ihm logirte
und einige Tage verweilte, versteht sich von selbst.

Ich lernte bei meiner diesmaligen Anwesenheit in

Glauchau auch den Superintendenten Dr. Rudelbach näher kennen, dessen Buch: „Reformation, Lutherthum und Union“ schon damals erschienen war und viel pro et contra sprechen machte. Man wird schon aus meinen bei Gelegenheit des Altenburger Consistorialschreibens geäußerten Bemerkungen schließen, daß ich des Verfassers Ansichten, obschon man sie katholisirend nennt, theile, und daher reichen Stoff zum Gespräch mit ihm gehabt haben werde. Rudelbach ist übrigens nicht gleich bei den ersten Besuchen angenehm und amical; er hat vielmehr in seiner Ankündigung etwas Hartes, Düstres, Beobachtendes; aber hinter der rauhen nordischen Schaale liegt doch, wie man bei längerer Bekanntschaft inne wird, ein warmes Gemüth und ein theilnehmendes Herz, ja sogar viel Humor, und ich habe, je öfter ich zu ihm kam, desto genußreichere Stunden in seinem angenehmen Familienkreise verlebt.

Die Herrschaften Schönburg-Hinterglauchau (mit der Residenz Glauchau) und Schönburg-Waldenburg (mit der Residenz Waldenburg) waren, wegen des mir schon durch den Ruf bekannten christlichen Sinnes ihrer Regierer einer der Hauptpunkte, auf welche ich, bei dem Zwecke, den meine Reise hatte, mein Augenmerk richten mußte. Ich begab mich daher, durch meinen Freund, den Baccalaureus Jänecke in Glauchau zu diesem geradesten Wege aufgemuntert, am 17. December früh in Gesellschaft des Candidaten Lütke Müller, mein Gepäck abermals auf dem Rücken, nach dem nur 2 Stunden entfernten Waldenburg, um den Fürsten Otto Victor persönlich um Berücksichtigung bei vorkommender Pfarrvacanz in seinen Ländereien zu bitten. Man sagte mir in dem Gasthose zu Waldenburg, wo ich mich umkleidete, daß, wenn er zu Hause sei, eine Fahne auf seinem Schlosse wehe. Als ich daher, gegen 12 Uhr Mittags, um die Markttecke trat, von wo sich mir das Schloß zum ersten Male zeigte, warf ich meinen Blick sogleich

nach dem Thurme; aber — wie niederschlagend! — die Fahne fehlte. Dennoch ging ich hinein, um wenigstens zu fragen, wann der Fürst anwesend sein werde? und hörte zu meiner Ueberraschung nicht bloß, daß er zu Hause sei, sondern erhielt auch, nachdem ich mich hatte melden und um Audienz bitten lassen, die angenehme Antwort, daß mich Se. Durchlaucht um 2 Uhr zur Tafel erwarte. Ich fand, als ich zur bestimmten Zeit in's Zimmer trat, mehrere ältere und jüngere Damen, alle in ganzer Trauer, und vier ziemlich gleichvornehm aussehende hochgewachsene Herren stehend versammelt, so daß ich, da ich den Fürsten nie vorher gesehen, fast in Verlegenheit gerieth, an welchen ich mich zu wenden habe. Da mich jedoch der eine ganz besonders ansah, auch aus seiner ganzen Haltung ein gewisses je ne sais quoi von Vorrang sprach, so wendete ich mich an diesen, und trug nun, ohne von ihm unterbrochen zu werden, die Hauptzüge meiner Geschichte und mein eigentliches Anliegen vor. Es war der Fürst, mit dem ich geredet hatte; aber eine stumme Neigung mit dem Kopfe, ungefähr so viel ausdrückend, daß ich gehört und verstanden worden sei, war die ganze Antwort. Unmittelbar darauf, fast hastig, boten die Herren den Damen den Arm und geleiteten sie in's Nebenzimmer zur runden Familientafel. Ich erhielt meinen Platz zwischen dem Fürsten, der mir zur Rechten, und der jüngsten von zwei Prinzessinnen, von denen leider die ältere, ein blühendes Mädchen, seitdem entschlafen ist, die mir zur Linken saß. Mir gegenüber saß die Fürstin, ihr zur Linken ein schon bejahrter Graf Reuß, Bischof der Brüdergemeinde in London, welcher u. a. auch Pastor Kawel dort kennen gelernt hatte und mich durch seine Leutseligkeit und seine ganze ehrwürdige Persönlichkeit sehr ansprach. Er führte meist das Gespräch mit mir; jedoch auch der Fürst richtete viele, meistens auf kirchliche Dinge Bezug habende Fragen an mich; so wie auch seine Gemahlin und seine Schwester, Prinzessin

Victoire, mich mit ihrer Unterhaltung beehrten. Aber über den Erfolg meiner Bitte bei ihm eröffnete er mir nichts, auch beim Abschiede nach dem Kaffee, welcher stehend im ersten Zimmer genommen wurde, nicht; nur vom Superintendent Rudelbach habe ich später erfahren, daß das Urtheil des Fürsten über mich, so weit er es nach dem kurzen Besuche fällen konnte, ein günstiges gewesen sei, und daß er, Rudelbach, glaube, es werde sich der Fürst bei vorkommender Gelegenheit meiner erinnern.

Den Nachmittag und einen Theil des Abends brachte ich mit Lütkemüller beim Archidiaconus Meurer, Haupt-Redacteur des Pilgers aus Sachsen, zu, wo ich auch noch die Bekanntschaft eines andern lieben Amtsbruders, des Pastor Kranichfeld aus Wolkenburg machte. Es entdeckte sich bei diesem Besuche, daß ich mit Meurer, den ich erst vor einem Jahre in Glauchau zum erstenmal in meinem Leben gesehen zu haben glaubte, schon vor sechs Jahren auf meiner Reise nach Frankreich bei Rector Schmieder in Schulpforta zusammen gewesen war. Wir wurden damals einander nicht vorgestellt, erfuhren daher nicht, wer wir gegenseitig seien und erkannten später einander nicht mehr. Nur der Umstand, daß ich damals meine zwei Söhne mitgebracht und daß nun Meurer kürzlich die Beschreibung meiner Reise, in welcher ich meiner kleinen Begleiter Erwähnung thue, gelesen, hatte ihn auf die Conjectur geführt, ich sei vielleicht mit dem von ihm in Schulpforta Gesehenen ein und dieselbe Person.

Es war gut, daß ich die Gegend zwischen Waldeburg und Glauchau, welche, von der Mulde durchschlängelt und mit herrlichen, bald felsigt abstürzenden, bald lieblich bewaldeten, bald nahen, bald zurücktretenden, an ihrem Fuße mit freundlichen Dörfern, auf ihren Gipfeln mit Schlössern und Burgen geschmückten Thalwänden eingerahmt, an malerischer Schönheit mit dem Rheinthale wetteifert, auf meinem Hinwege bei Tage gesehen hatte; denn pechfinstere Nacht verhüllte uns den Anblick,

ja zuweilen selbst unseren Pfad, auf dem Rückwege. Noch schöner soll das Thal von Waldenburg bis Wolkenburg sein.

Den 20. December ward mir die Ehre, auch von dem regierenden Grafen, Ludwig von Schönburg in Glauchau, welchem Rudelbach von mir und von dem Zwecke meiner Reise zu sprechen die Freundschaft gehabt hatte, zu Tische geladen zu werden. Alles war hier weniger vornehm als in Waldenburg, und das Schloß ein wohlerhaltenes Denkmal der Vorzeit. Grade so müssen viele der Burgen, welche jetzt nur noch durch ihren pittoresken Anblick und die sie umwehenden Schauer der Sage einigen Werth besitzen, ausgesehen haben, als sie noch nützlich, zu Wohnplätzen der Ritter dienten. Ein gewölbter Thorweg, ein enger Hof, hohe starke Mauern, unregelmäßig angebrachte Fenster, Thürme und Thürmchen u. s. w.; und auch das in nicht affectirtem Rococo des vorigen Jahrhunderts meublirte und ausgestattete Innere harmonirte mit dem Außern, und unter den vielen Gemälden, theils Landschaften, theils Familienportraits, fand ich, da die verstorbene Gräfin eine geb. Comtesse Hochberg gewesen, zu meiner Freude auch mehrere Ansichten von Fürstenstein in Schlesien *).

Wie in Waldenburg bestand die Gesellschaft auch hier fast bloß aus den Familien-Mitgliedern. Nur der schon erwähnte Graf Neuß, welchem ich hier unverhofft wieder begegnete, und Superintendent Rudelbach waren außer mir die Fremden. Ich saß zur Linken des

*) Das Waldenburger Schloß hat ebenfalls ein burgmäßiges Aussehen; ist aber doch sowohl von Außen als besonders von Innen modernisirter. Eine uralte, schon halb abgestorbene Eiche, welche vor dem Thore der Ringmauer auf einer Rasenerhöhung stand, und, in Verbindung mit dem Gebäude, einen äußerst malerischen Effect machte, ist im Laufe dieses Sommers vom Blis zerspalten worden. Wenige Tage darauf starb die ältere Prinzessin.

Grafen Alban, Maltheser-Ritter und Bruder des regierenden Grafen, und fand mich von dem einfachen mildgütigen, von allem Rangstolze, selbst von herablassendem, entfernten, zugleich Liebe, Achtung und Zutrauen einflößenden Wesen der beiden edlen Greise, welche mit dem Grafen Neuß zusammen, ein seltenes Kleeblatt bildeten, wie überhaupt von dem ganzen Geiste der in diesem Hause waltete, so wohlthuend affizirt, daß ich Rudelbach wegen seiner öfteren Anwesenheit auf dem Schlosse fast beneidete und es ihm aufrichtig dankte, mich introduzirt zu haben.

Beim Abschiednehmen sagte mir Graf Neuß die in seinem Munde gewiß nicht grundlosen Worte: daß er alle Hoffnung habe, Gott werde mir bald wieder einen Wirkungskreis öffnen.

Viertes Kapitel.

Zwickau. — Der unterirdische Kohlenbrand. — Schloß Schönfels. — Das Voigtland. — Plauen. — Die „Erholung.“ — Candidat Heubner. — Der Rückweg. — Neues Mittel gegen den Frost in den Füßen. — Musikalischer Schnee. — Wiederankunft in Dresden. —

Die Hoffnungen, die ich in Folge meiner Besuche bei den Schönburg'schen Herrschaften gefaßt hatte, verbunden mit dem Zureden der Freunde und mit der Stimme meines eigenen Wunsches, brachten ein Schwanken in meinem Entschlusse in Betreff des Weiterreisens hervor. Wie schwer fiel mir fortwährend die Trennung von den lieben, im fremden Lande zurücklassenden Meinen, mir, der ich's einst in verwöhnteren Tagen nicht übers Herz gebracht hatte, nach Frankreich zu reisen ohne wenigstens meine Söhne mitzunehmen! Wie süß war mir die Vorstellung: Schon jetzt meine Reise beendigt zu sehen, schon jetzt wieder zu den Meinigen zurückkehren, nun bei ihnen bleiben, und mit ihnen vielleicht bald wieder ein Pfarrhaus beziehen zu können! Da nun Scheibel und seine Frau den 21. December nach Wildenfels reisten, um in den dortigen Marmorbrüchen einen Grabstein für ihr in Glauchau ruhendes Lieschen zu kaufen, so beschloß ich, bis Zwickau mitzufahren, und von dort mit der aus Bayern kommenden Post nach Dresden zurückzukehren.

Es war ein kalter aber herrlicher Wintermorgen, an welchem wir früh um 6 Uhr Glauchau verließen! Die ganze Flur, Bäume, Sträucher, Gräser, waren

über und über bereift und duftig, als wenn sie aus mattem Silber gearbeitet seien, und aus dem eifigen Nebel, welcher das weite Thal erfüllte, tauchten nur die Gipfel und Rücken der Berge hervor. Schon um 8 Uhr hatten uns die raschen Pferde nach Zwickau gefördert, wo, nach eingenommenem Frühstück, Scheibels, in der Meinung, daß ich morgen um dieselbe Zeit wieder bei den Meinigen sein werde, von mir Abschied nahmen und weiter fuhren. Da ich jedoch hörte, daß die Post nach Dresden erst spät Abends ankomme, die Post nach Bayern hingegen schon in einer halben Stunde abgehe, und mein Entschluß zur Rückkehr ohnehin noch nicht fest war, so bestimmte mich dies, meine Reise fortzusetzen, und ich rollte bald darauf mit der sogenannten Diligence (ordinären Post) dem Süden zu.

Ehe ich jedoch von Zwickau aufhöre zu sprechen, muß ich noch einer großen Merkwürdigkeit in seiner Nähe erwähnen. Es befindet sich nämlich ein halbes Stündchen von der Stadt, mitten in einem an einer Berglehne sich hinanziehenden Tannenwalde, ein schon seit Jahrhunderten unterirdisch = brennendes Steinkohlenlager. Aller Schnee schmilzt dort, sobald er den Boden berührt, und die Hitze steigt in den Spalten bis zu 70°. Da hat man nun den guten Gedanken gehabt, Frühbeete und Treibhäuser dort anzulegen, und siehe! gleich wie auf dem von unten geheizten Boden des Vesuvs die edle Lacrima Christi reift, so lohnen nun gut verkaufte und zugleich gefahrlosere süße Melonen, riesenhafte Gurken, prächtige Trauben u. d. gl. den Fleiß und die Klugheit der Zwickauer.

Der kahle einförmige Weg bis Reichenbach bietet keinen schönen Punkt, ausgenommen das Schloß Schönfels, welches, mit alten aber wohlconservirten Mauern und Giebeln hart rechts über der Straße auf einem abgerundeten, an den Seiten mit Tannengruppen malerisch besetzten und am Fuße von dem Dorfe gleiches Namens

habumkränzten Hügel thront. Aber hinter dem, aus seiner Asche von 1833 neu und massiv erstandenen Reichartbach, in welchem es einen Gasthof zum „weisen Risse“ gibt, hebt sich das Land und nimmt den eigentlich voigtländischen, d. h. rauhen walddgebirgischen Charakter an. Keine hohen oder auch nur durch ihre Form sich auszeichnenden Gipfel zeigen sich dem Auge, Alles ist düsterer Schwarzwaldrücken oder mageres, aus steinigtem Acker bestehendes Plateau, und die Dörfer sind sparsam und hölzern; aber zuweilen, wie z. B. vor Thosfell, öffnet sich plötzlich ein jähes wildromantisches Thal; in seiner Tiefe Wiesengründe vom Bächlein durchschlingelt, und mitunter ein stattliches vielstenstriges Fabrikgebäude. Es ist ein industriöses Ländchen das Voigtland*), das industriöseste des industriösen Sachsens. Was wird nicht Alles in den voigtländischen Gebirgsdörfern und Städtchen gewoben, geklöppelt, gesponnen, geschneidelt, gedruckt, gehämmert und von Maschinen gearbeitet! Welche Menge von Zeugen, Bändern, Strümpfen, Guitarren, Geigen, Blasinstrumenten, Saiten, Spielsachen u. s. w. werden nicht aus dem Voigtlande auf alle Jahrmärkte und in alle Welt verführt! Ueberhaupt, je ärmer die Natur, desto erfindungsreicher und thätiger ist der Mensch, und in der Regel erfreuen sich solche von der Natur stiefmütterlich bedachte Gegenden eines größeren Wohlstandes als üppige Landstriche, welche den Menschen zur Trägheit einladen. So verhält es sich auch mit Plauen; des Voigtlandes Hauptstadt, welches, mit einer hohen doppelthürmigen Kirche geziert, im weiten Elsterthale liegt. Man wird selten eine Stadt finden, die sich verhältnißmäßig so gehoben hat als diese. Sie zählt jetzt 12,000 Einwohner (vor wenigen Jahren nur 8000) und immerfort vergrößert es sich noch, immerfort

*) Es hat seinen Namen von den sogenannten „Bögten“, die es im Mittelalter regierten.

entstehen zum Theil sehr stattliche Gebäude. Aber fest in allen Häusern lebt und webt Industrie, überall sind selbst Knaben und jüngere Mädchen in fabrikkartigen Anstalten beschäftigt. Welchen Einfluß diese Richtung in moralischer Hinsicht habe, möge dahin gestellt sein.

Es war erst 5 Uhr Abends, als wir dort anlangten, aber die Kälte so fürchterlich streng, daß ich, in Ermangelung warmer Schuhe, fast nicht mehr wußte, wie ich meine Füße retten sollte, und, zurückbebend vor dem Gedanken, die ganze Nacht so leiden zu müssen, vor der Hand in Plauen zu übernachten beschloß. Ich erkundigte mich im Gasthose „zum Engel“, wo ich logirte, nach einem Orte, wo man gebildete Gesellschaft, Zeitungen, Schachspiel finde, und da mir „die Erholung“ als ein solcher genannt ward, so begab ich mich dorthin. Ich fand in einem ansehnlichen, in der Mitte eines beschneeten Gartens stehenden Gebäude, in einem großen Saal parterre eine zahlreiche Honoratiorenversammlung, ward jedoch bald inne, daß ich mich an keinem öffentlichen Orte, sondern in einer geschlossenen Gesellschaft befinde; denn man nahte sich mir, fragte, wer ich sei? und ersuchte mich, meinen Namen und Stand in ein zu diesem Zwecke vorhandenes großes Buch einzutragen. Nach dieser Formalität war ich aber gleichsam naturalisirt, und gewann in einem Candidaten Heubner nicht bloß ein Moitié zum Schachspiel für diesen Abend, sondern auch einen recht gefälligen Freund und Cicerone für den andern Tag. Er führte mich nämlich am folgenden Morgen zu seinem älteren Bruder, dem Maler Heubner, der, außer mehren guten kleinen Stücken die ich bei ihm sah, mir eine herrliche Copie von Matthäi's Abendmahl auf der Diele entrollte. Schade, daß ich zu nahe stehen mußte, um die kolossalen Verhältnisse des Ganzen gehörig zu überschauen. Und beide Brüder begleiteten mich dann in die Gewerbeschule, welcher Herr Heubner sen. vorsteht, und wo die Leistungen der Zöglinge denen in

ähnlichen Anstalten größerer Städte gar nicht nachstanden. Dann besuchte mich der Candidat noch sowohl Vormittags als Nachmittags in meinem Gasthose, und wir schieden um 4 Uhr recht intim geworden.

Wohin? — Der Leser wird schon aus dem Umstande, daß ich so lange in Plauen geblieben, geschlossen haben, daß der in Glauchau nur gebeugte Entschluß zur Weiterreise, in Plauen vollends gebrochen sei. Ja, je weiter ich kam, desto stärker ward das Heimweh, desto grauenhafter erschien mir die Fremde, desto mehr schmeichelte mir die Hoffnung, daß ja der Zweck meiner Reise so gut wie erreicht sei, desto unnützlich kam es mir vor, so in rauher Jahreszeit und mit freudtotem Herzen der unbekanntten Ferne entgegenzugehen. Gedacht, gethan; ich setzte mich um 4 Uhr in den von Hof kommenden Eilwagen, und hatte nun erst Ruhe, fühlte nun erst wieder inniges wahres Glück. So müßte, wenn sie Empfindung hätte, der Bogensehne zu Muthe sein, wenn sie, nach langer Spannung, wieder in ihre alte natürliche Lage zurückschnellen kann.

Aber meine süßen Träume wurden auf lästige Weise gestört durch die entsetzliche Kälte, die nach und nach wieder in meine Füße eindrang. Ich hielt's fast nicht mehr aus, und alles Trippeln, alles wechselseitige Aufeinandersetzen der Füße half nicht. Da — Noth macht erfinderisch — fiel mir plötzlich ein ganz einfaches Mittel ein, von welchem ich sogleich Gebrauch machte. Ich setzte mich nämlich à la Turco mit untergeschlagenen Beinen auf meinen Sitz, und bald hatte ich wohl die wärmsten Füße von Allen.

In der Nacht war ich eingeschlafen, als ich durch liebliche harmonische Töne, ähnlich den Tönen der sogenannten Panflöte, geweckt ward. Ich glaubte, ich sei in Dederan angekommen, und es spiele vielleicht ein armer Leiermann, in der Hoffnung eines Almosens, am Wege. Um mich davon zu überzeugen, und nicht anders erwartend, als Häuser zu erblicken, sah ich zum

Fenster hinaus; aber da war nichts als düsterer Wald, und der Wagen schlich langsam einen Berg hinan. Es war die Friction der Räder auf dem gefrorenen Schnee, welche jene Töne hervorbrachte, wobei ich mich nur wunderte, daß auch nicht die geringste Disharmonie vorkam, sondern alles melodisch klang, gleich dem Heerdengeläut auf dem Riesengebirge. Uebrigens entstand diese Musik bloß, wenn der Wagen recht langsam ging, sobald er wieder schneller fuhr, war sie weg.

Mit Tages Anbruch waren wir in dem alten Freiberg, einige Stunden später in dem malerischen Tharand, wo der Schnee sich wieder in Roth zu verwandeln anfing, und Mittags — d. 23. December — überraschte ich die grade bei Tische sitzenden Meinigen durch meinen unvermutheten Eintritt. Eine Flasche ächten Portweins — vom Kaufmann Heyn in Hamburg stammend — welche mir die gute Frau Dr. Scheibel zur Stärkung und Wärmung unterwegs mitgegeben, ward jetzt erst angebrochen und mit der Familie getrunken.

Fünftes Kapitel.

Zweite Abreise. — Der Marsch mit den Soldaten. — Der Commis-voyageur Bernsdorf. — Bayrische Gränze. — Hof. — Gfrees. — Das Fichtelgebirge im Winter. — Berneck. — Kloster Himmelron. — Bindlach. — Baireuth.

So ging ich denn, statt in Bayern zu sein, mit meiner Frau an dem Nachmittage meiner Ankunft auf den Christmarkt einkaufen, feierte Tags darauf den heiligen Abend wieder im Schooße meiner Familie, hörte am ersten Weihnachtstage die Predigt des Pastor Zscheile in der Neustädter Kirche, besuchte die Freunde in Stadt und Umgegend, und empfing am ersten Morgen des Jahres 1839 mit wehmüthigem Herzen die mündlichen und schriftlichen Gratulationen meiner Frau und meiner Kinder. Ich sage! mit wehmüthigem Herzen; denn ach! bei kälterem Ueberlegung sah ich mehr und mehr ein, daß mir, indem ich in Plauen umkehrte, Vatergefühl und Heimweh einen Streich gespielt habe. Es mußte ja vor allen Dingen erst eine Pfarre im Schönburg'schen vacant werden, bevor ich auf Anstellung rechnen durfte. Dies konnte freilich bald geschehen, aber es konnte auch eben so gut noch lange dauern. Und wie nun, wenn letzteres der Fall war? Meine Subsistenzmittel langten nur noch auf ungefähr 4 Monate. Sollte ich's darauf ankommen lassen, daß der letzte Groschen ausgegeben werde? War es nicht räthlicher, bei Zeiten noch weiter mich umzuthun, damit, wenn eine Hoffnung fehlschlage,

oder zu lange auf Erfüllung warten lasse, vielleicht eine andere sich realisire? Alles dies schwebte mir vor, als meine Frau, der ich meine Vermögensumstände verheimlichte, und meine Kinder, in dem Glauben, ich werde nun bei ihnen bleiben, an jenem Morgen vor mir standen. Ich mußte ja wieder fort, wenn ich diese Kleinen nicht in Kurzem vielleicht hungern sehen wollte; und so wenig ich zweifelte, daß der Herr mich etwas finden lassen werde, wenn ich suche, so gewiß war es mir auch daß ich nicht saumselig im Suchen sein dürfe.

Es war der 5. Januar, an welchem ich den schweren Schritt einer abermaligen Trennung auszuführen beschloß; aber ich wollte die Qual wenigstens für die Meinen so kurz als möglich machen. Ich hatte ihnen noch nichts gesagt von meinem Vorhaben, selbst am Morgen des zu seiner Ausführung bestimmten Tages nicht. Ich ging früh um 9 Uhr noch auf den Holzhof und ließ eine Klasten Kienstöcke anfahren. Als diese vor dem Hause abgeladen worden waren und die Arbeiter zu spalten anfangen, um 11 Uhr, ging ich ins Zimmer zu den Meinen hinauf, und eröffnete ihnen, daß ich jetzt wieder abreisen werde. Ich überzeugte meine erschrockene Frau von der Nothwendigkeit dieses Schrittes, ich ließ ihr alles Geld was ich hatte — nur 10 Thaler nahm ich mit — die Kinder tröstete ich mit Hoffnung baldiger Wiederkunft, die Kleineren auch mit dem Versprechen, ihnen etwas mitzubringen, und so entriß ich mich denn, ohne auch nur zum Mittagessen zu bleiben, zum zweiten Male und mit noch bitterern Empfindungen als das erste Mal, den Theuersten die ich auf der Welt hatte, und schritt über die Eisbrücke dem Postgebäude zu. Mir graute vor der Seelenmarter auf dem Wege, auf welchem ich vierzehn Tage früher so froh gekommen war. Darum benutzte ich wiederum die Post, um die Strecke sobald als möglich hinter mir zu haben. Aber ein schlechtes Fuhrwerk war's, auf welchem ich diesmal Platz nehmen

mußte; eine Art Frachtwagen mit Koffern und Ballen bis oben unter den rohen Leinwandplan gefüllt, und mein Sitz ganz vorn an der Oeffnung aus Stroh bereitet. Doch mir war dies alles gleichgiltig, wenn ich nur schnell weiter kam, und dies geschah ja. Um 3 Uhr war ich wieder in Tharand. Bei Dresden hatte die Sonne ziemlich warm geschienen und kein Schnee gelegen, hier fingen wieder Schnee und Kälte an, und da die Pferde nicht geschärft waren, so glitten sie fortwährend aus, und stürzten auf der holprigen Eisbahn einmal über das andere dergestalt, daß es eine wahre Angst war zuzusehen, und ich endlich, da ich jedenfalls zu Fuße schneller fortkam, bei dem Walddorfe Gröllenburg abstieg und meinen Tornister wieder umhing.

Schon dunkelte die Nacht, der Sturm fing an, sich zu erheben, und düsterer Schwarzwald und immer Schwarzwald begleitete mich schauerlich zu beiden Seiten. Da war mir's denn recht lieb, daß ich einen Trupp Soldaten einholte, welche auf Urlaub in ihre Heimath gingen. Wie glücklich waren diese jungen Leute im Vergleich mit mir! Sie gingen dem Wiedersehen der Ihrigen und der väterlichen Hütte entgegen, und, im Vorgefühl der frohen Tage, die sie dort erwarteten, waren sie der besten Laune, schäkerten und lachten in einem fort, besonders wenn, was öfter vorkam, einer von ihnen, auf trügerischen Schneepuder tretend, wie hingepußt auf dem verborgenen Eise lag. „Wenn ihr wüßtet,“ dachte ich, „welch alten Standes-Kameraden ihr unter euch habt!“ Aber die Zeit meiner „*durae militiae*“ war für diesen Nachwuchs Vorzeit. Alle waren erst nach 1815 geboren, und von den Schlachten bei Lützen, Leipzig, Paris u. s. w. und von den Helden Napoleon und Blücher hatten sie nur in der Schule gehört und in Büchern gelesen. Aber ungeachtet ihrer Jugend hielten sie nicht mit mir aus. In Naundorf blieb schon eine Partie von ihnen ermüdet zurück, um zu ruhen, in der sogenannten Ziege-

lei der andere Theil, um zu übernachten, und ich wanderte nun wieder allein in der wüsten Winternacht. Um Weihnachten ist's in dieser Gegend manchmal unsicher, und mir waren Beispiele von straßenräuberischen Anfällen bekannt. Deshalb war es mir ein lieblicher Geruch, als endlich Schwefel- und Phosphor-Dünste die Nähe der Haupt-Bergstadt verkündeten, wo ich, nachdem etwas später der von mir verlassene Wagen ebenfalls angelangt und umgepackt worden war, einen besseren Wagen erhielt, und in ägyptischer Finsterniß meine Reise fortsetzte.

Den andern Tag, grade um dieselbe Stunde wie das erste Mal, hatte ich endlich Plauen wieder erreicht, ging jedoch diesmal in keinen „Engel“, in keine „Erholung“, sondern fuhr, um noch in der Nacht über die Gränze zu kommen, sogleich mit dem Postwagen weiter. Meine Reisegesellschaft hatte sich durch Abgang der Uebri- gen nach und nach bis auf einen einzigen jungen Mann, den Commis Voyageur Bernsdorf aus Wien reduziert, der mich unterwegs nicht nur mit seinen trefflichen Cigarren, schweizer Knoblauchwurst und ächtem Cognac regalierte, sondern mir auch allerhand Interessantes aus seinem Reiseleben erzählte. Es war gut, daß wir uns durch Gespräche die Zeit verkürzten, denn der Schnee, durch anhaltenden starken Fall vermehrt, ward immer tiefer, der schwere Wagen, dessen Räder kein Geräusch mehr hervorbrachten, sondern weich und stumm sich wälzten, schwankte als wenn er auf Wellen wogte, und oft däuchte es uns, als wenn die erschöpften Rosse ihn nicht mehr durchzubringen im Stande seien. Da zeigten uns endlich, nach fünfstündiger Fahrt, einige Lichter, welche trüb die weiße Nacht durchschimmerten, unsere Ankunft am Gränzhause an. Wir waren in Bayern, und rollten nun, immerfort bergab, in einer halben Stunde nach Hof hinunter.

Ich wollte von hier den andern Morgen zu Fuße

weiter; aber welch Wetter als ich erwachte! Der ungeheure Schnee, welcher die Straßen bedeckte, war in vollem Thauen begriffen. Wohin man trat, trat man durch, und ein anhaltender Regen verstärkte noch die überall zusammenschießenden Gewässer. Dieß nöthigte mich, wenn ich nicht in dem zwar schönen und comfortablen, jedoch für meine Kasse zu kostspieligen „Brandenburger Hofe,“ in welchen ich durch Bernsdorf eingeführt worden war, liegen bleiben wollte, nochmals mit der Post zu fahren, und da diese erst Mittags abging, so hatte ich Muße genug, mir die recht hübsche Stadt zu betrachten*). Sie hat im J. 1824 dasselbe Schicksal gehabt als Reichenbach im J. 1833, und besteht, dem Thale der fränkischen Saale folgend, fast nur aus einer einzigen langen Gasse, an deren Mitte im Hintergrunde eines freien Vierecks, sich die stattliche, mit zwei spitzen Thürmen gezierte lutherische Kirche erhebt.

Selten daß man durch Versetzung in Reichaisen gewinnt; diesmal hatte ich jedoch alle Ursach mir zu gratuliren, daß ich keinen Platz im Hauptwagen erhalten können. Der Wagen, den ich angewiesen bekam, war so schön, so bequem, so gut mit Glasfenstern verwahrt, und die Gesellschaft — außer Bernsdorf noch ein von Tornea über St. Petersburg und Esthland kommender Engländer — so interessant, daß ich in Gfrees, wo ich übernachten wollte, sehr ungern ausstieg. Hier, wo ich nicht in einem so schrecklich vornehmen, sondern bürgerlichen gemüthlichen Gasthose logirte, war nun schon Manches anders als in Sachsen. Die rohsteinerne Bau-

*) In der Gaststube des genannten Hotels lag u. a. auch der sächsische Volkskalender, und hing an der Wand mein liebes Dresden. Ich war noch nicht zwei Tage fort, aber wie lange kam es mir schon vor, und wie verfestete ich mich im Geiste an jene Schloßkirche, auf jene Brücke, von welcher ich nur wenige Schritte bis zu den Meinigen hatte!

art, welche überhaupt gegen Süden zunimmt, der Dialekt, die Tracht, besonders die rothen, mit aneinanderstoßenden Metallknöpfen besetzten Tuchwesten und die dreieckigen Hüte der Bauern, dies alles erinnerte mich, daß ich schon ziemlich weit von der Heimath sei. Um so rührender war es mir, in einem aufgeschlagenen lutherischen Katechismus, in welchem ein „Büble“ las, die Stelle zu erblicken: „So schreiben die heiligen Evangelisten Matthäus, Marcus, Lucas und St. Paulus u.“ Ach! wie viel hundertmal hatten mir die Schulkinder in Kunitz diese Worte aussagen müssen!

Gfrees liegt hart am Fichtelgebirge — nur drei Stunden sind's bis auf den Scheitel des Ochsenkopfes — und als ich den andern Morgen meine Reise zu Fuße fortsetzte, lernte ich das sibirische Klima dieses rauhen Gebirgsknotens, von welchem alle mitteldeutschen Gebirge wie von ihrem Centrum auslaufen, in vollem Maaße kennen. Ein nordisches Stöberwetter, Heere von Schneefäulen in die Höhe wirbelnd, stürmte mir entgegen, und hatte mir bald einen festhaftenden Panzer an Brust und Beine angetrieben. Die Straße, immerfort bergauf bergab führend, glich, eisig wie sie war, einer grauen höckerigen Feuersteinmasse, auf welcher man, wenn man nicht augenblicklich hart fallen wollte, nur forttrippeln, nicht fortschreiten konnte. Der feine, aber dichte Schnee, den man zwar gegen den grauen Himmel nicht, aber gegen die dunkeln Fichtenwälder am Fuße des Ochsenkopfes sehen konnte, schoß gleich Pfeilen an mir vorüber, und als ich hinter Lützenreuth kam, wurde der Sturm so arg, daß die breite Krämpe meines Hutes, den ich immerfort festhalten mußte, wie eine Fahne flackerte, und mir mein Hut zuletzt doch entrissen und weithin über das Feld gejagt wurde.

Jenes unbequeme gefährliche Gehen auf der Straße bewog mich endlich einen Fußpfad links, der mir noch dazu einen Bogen abzukürzen schien, über den Schnee

einzuschlagen. Er führte mich auch, wenn ich Berneck als Zielpunkt annehme, wirklich grader, aber nicht wieder in die Straße, sondern an den Rand einer abschreckenden Tiefe, in welcher ich unter mir auf einem Abfalle die pittoreske Ruine Berneck erblickte. Was blieb mir, wenn ich nicht wieder zurückgehen wollte, übrig, als hinabzukriechen. Dies geschah denn auch, mühsam, vorsichtig, zum Theil auf allen Vieren; aber alle Mühe ward überschwänglich belohnt, durch den Anblick, den ich, als ich die Ruine erreicht, aus einem Bogenfenster der ehemaligen Kapelle hatte *). Ich rief, obgleich allein, unwillkürlich laut aus: „Das ist eine Gegend!“ Denn ich schaute schwindelnd hinab in ein wildes prächtiges Thal, in dessen Grunde holztreibend die Delsnitz rauschte, und an dessen Ausgange sich die ersten Häuser des Städtchens Berneck zeigten. Es gibt diese Gegend derjenigen von Aurbusson in der obern Auvergne wenig nach, und das will viel sagen. Ueberhaupt erinnerte mich in dieser Gegend manches an die Auvergne; selbst jene ringsförmigen Gebäcke, die man bequem an den Arm stecken kann, fehlten nicht als ich in's Städtchen trat.

Hier diese romantischen Gauen, welche bis heute

*) An der Außenseite dieser Kapelle stand mit hoher schmaler Mönchsschrift und ohne Distanzierung der einzelnen Worte: „Da man zalt nach Christi Geb. 1480 iar, an Georg Abent, durch Beit von Wallenrod ist der erst stein an disse kappelle gelect.“ Die Grafen von Wallenrod waren übrigens nicht die ersten Besitzer. Vor ihnen gehörte Schloß und Herrschaft den Markgrafen von Baireuth, vor diesen den Grafen von Drilamünde, vor diesen den Grafen von Meran, vor diesen den Grafen von Andechs. Ein Wallenrod war zweimal in Palästina gewesen, und legirte der Stadtkirche von Berneck 1000 Gulden zu Seelenmessen nach seinem Tode. Als er aber gestorben war, erklärten die Erben: da der Ritter so fromm gewesen und nicht zu zweifeln, daß er im Himmel sei, so bedürfte es für ihn keiner Seelenmessen, und behielten die 1000 Gulden.

noch den Namen Franken führen, waren es, wo die Stammältern der Franzosen einst ihre Sige hatten, von hier, von den Ufern der fränkischen Saale, brachen sie einst auf, um unter Pharamund zuerst die nordöstlichen Provinzen, später Paris, und zuletzt ganz Gallien ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Kein anderes deutsches Volk, die Angeln ausgenommen, hat in seinen Eroberungen so dauernden Erfolg gehabt, hat seinen heimathlichen Namen im eroberten Lande so zur Anerkennung gebracht.

Ich blieb für heute, obgleich es erst Mittag war, in Berneck, weil der Schnee, welchen einzelne Schauer oft so dick herabschütteten, daß die gegenüber stehenden Giebelhäuser des abschüssigen Marktplätzchens völlig verhüllt wurden, wieder anhaltend fiel. Aber freilich war es den andern Morgen noch schlimmer; der Schnee lag nicht bloß ellenhoch, sondern sank auch noch immerfort vom grauen Himmel herab, und doch wollte ich von der Chaussee ab, über das zwei Stunden entfernte Kloster Himmelkron gehen, um seine weit und breit berühmten Denkmäler kennen zu lernen. Man kann sich denken, welchen Weg ich hatte. Ich sah eigentlich gar keinen Weg, arbeitete mich in einer von Flocken umhüllten Nebelnacht, die mir jede Aussicht verhüllte, jede Orientirung unmöglich machte, und zuletzt wahrhaft belastet mit Schnee, nur nach der mir angedeuteten Richtung fort, und wunderte mich selbst über meinen Dreffer, als ich endlich bei einem grau vor mir aufdämmernden großen Gebäude erfuhr, daß ich an Kloster Himmelkron stehe.

Es ward dies jetzt aufgehobene Kloster, in welchem mich der dortige lutherische Pfarrer Seiffert herumzuführen die Gefälligkeit hatte, im J. 1280 von einer Gräfin Beatrix von Drlamünde, geb. Gräfin von Meran für Cisterzienserinnen gestiftet, und enthält, besonders in seiner Kirche, einen seltenen Schatz von Denkmälern der Vorzeit. Ich kann sie hier nicht alle schil-

bern, die theils in die Wände eingemauerten, theils zwischen das Pflaster eingelassenen und mit Holzdeckeln geschützten Leichensteine mit ihren oft fast ganz aus dem Stein heraustretenden Rittern und Ritterfrauen, die hohen Sarkophage, den Kreuzgang mit seinen herrlichen Reliefs und jener schauerlichen Höhlung, wo die Nonne vermauert gestanden und nur durch ein Loch vor dem Munde Luft und Nahrung bekommen, die gemalte Ritterkapelle, den schon damals mit Asphalt gepflasterten Nonnensaal, die ahnenreichen Wappenschilder, die von hohen Frauenhänden gestickten Teppiche u. s. w., nur dreierlei will ich ausführlicher beschreiben, nämlich die Denkmäler jener Gräfin von Drlamünde, welche unter dem Namen der weißen Frau bekannt ist und ihres Geliebten, und die Fürstengruft.

Viele der Leser werden es schon wissen, daß jene Gräfin ihre beiden Kinder erster Ehe mit einer goldenen Nadel tödtete, weil sie die Aeußerung ihres Geliebten: „Wenn nur vier Augen weniger wären!“ womit dieser aber seine Eltern meinte, auf jene Kinder, als wären sie ihm ein Hinderniß der Verbindung mit ihr, bezog, und daß sie, als Verwandte des preussischen Hauses, nun als weiße Frau im Schlosse zu Berlin sich jedesmal sehen lassen soll, wenn ein Todesfall in der königlichen Familie nahe bevorsteht, und die es noch nicht wußten, für die sei es hier erwähnt worden. Hier liegt sie nun, die Unglückliche, die, als der Bräutigam hernach die Mörderin nicht mochte, durch schreckliche Bußübungen — sie rutschte u. a. auf bloßen Knien von Schloß Berneck bis Himmelskron — ihr Verbrechen zu sühnen suchte. Hier liegt sie im steinernen Sarkophage, oben darauf ihr Steinbild en relief, lebensgroß, edlen Wuchses, die rechte Hand flach auf die Brust gelegt, das reiche Haar zu beiden Seiten des schönen Antlitzes, bis auf die Schultern, wo es in vollen Ringen aufschlägt, herabwallend. Und dicht neben ihr, an der Wand, steht, gleichsam auf

sie herabschauend, er, der Geliebte, ein junger Hohenzollern, buntgemalt und engelschön. Ja wahrlich, wenn man dieses holde Jünglingsantlitz sieht, mit den blühenden Wangen, dem hübschen geschwellten Munde, der feingebogenen Nase, der offenen blauen Augen, den blonden kurzkrausigen Locken, so wundert man sich nicht, daß er der Gräfin gefiel. Mich interessirten beide Steinbilder dergestalt, daß ich auf den Sarkophag der Gräfin kletterte — denn nur so konnte ich wegen seiner Höhe die Liegende überschauen — und mit kälteerstarren Fingern sowohl sie, als hernach, wieder herabgeklettert, den schönen Ritter in meine Schreibrtafel zeichnete.

Die Fürstengruft, welche jedoch nicht unter der Erde, sondern über der Erde und hell und geräumig ist, enthält vier Särge. Einen eichenen, mit der aus der Domkirche zu Halberstadt hieher gebrachten Asche Markgrafs Christian Heinrich von Baireuth; einen von grauem Marmor, mit Markgraf Georg Friedrich Karl, dem Schwestermanne Friedrichs des Großen; einen alabasternen mit schwarzmarmornen Schildern verzierten, (von denen die Franzosen, in der Hoffnung, versteckte Schätze zu finden, den 10. Oct. 1806 eins zertrümmert haben) mit der Leiche des 1734 in der Schlacht bei Parma gebliebenen K. K. General-Feldmarschall-Lieutenants, Markgrafen Albrecht Wolf; einen mit rothem Sammet überzogenen, welcher den vorletzten der baireuthschen Markgrafen, Friedrich Christian, enthält.

So viel von Himmelkron, dessen Monumente wohl verdienten, von einer geschickten Hand in Kupfer gestochen oder lithographirt zu werden, und welche gewiß keinen Besucher unbefriedigt lassen. Ich eilte von hier, da der Abend nahte, um noch nach dem hinter einem hohen Berge liegenden Dorfe Bindloch zu kommen, welches seinen Namen daher haben soll, daß einst im dreißigjährigen Kriege ein verwundeter Schwede hier, auf seine Blessur zeigend, „bind Loch“ gesagt habe, mit

aber eher Bindlach heißen zu müssen und in seiner letzten Sylbe von dem alten Worte Lache oder Uche (aqua) herzukommen scheint.

Den andern Morgen, bei schneidender Kälte, erreichte ich das mit beschneeten Dächern im blendend weißen weiten Thalgesilde sich breitere Vaireuth.

Sechstes Kapitel.

Bauart. — Sattlers Kosmoramen. — Irrenanstalt. —
Strafanstalt. — Strenge der Baireuther Polizei. — Jean
Pauls Grab. — Besuch bei Jean Pauls Wittwe. — Kauf-
mann Felbinger. — Pfarrer Kalb.

Man kommt von dieser Seite zuerst an die Vorstadt oder vielmehr Vor-Stadt Brandenburg; denn zwischen ihr und dem eigentlichen Baireuth erstreckt sich noch eine viertelstundenlange Allee. Aber beide Städte sind äußerst nett und solid von gelblichen scharfgefügtten Quadern gebaut, gegen welche die hellgrünen zurückgeschlagenen Jalousieenläden und spiegelnden Fenster freundlich abstechen, und beide, besonders Baireuth, wimmeln von Palästen. Man sieht ihm auf der Stelle die ehemalige glänzende Residenz an, und wundert sich, keine Hofequipagen, keine Sterne und Ordensbänder, keine Heibucken und Trabanten, keine gallonirten Kleider und Livreen in den Straßen zu erblicken. Man sehe nur z. B. die beiden sogenannten Residenzen (das neue und das alte Schloß*), mit ihren langen verzierten, an das Louvre erinnernden Facaden und ihren weiten geräumigen Vorplätzen, das Schauspielhaus, den schönen Brunnen u. s. w., und man wird es nicht unpassend finden, wenn ich Baireuth, obgleich es mitunter auch enge winkliche Gäßchen hat, ein kleines

*) Letzteres hat einen dicken runden Thurm, auf dessen Schneckenwege Friedrich der Große einst mit 4 Pferden im Trabe hinaufgefahren sein soll.

Dresden oder Nancy nenne, denn ungefähr in diesem Style Ludwigs des XIV. sind seine Paläste, Thore u. s. w. gehaut.

Noch am Vormittage meiner Ankunft sahe ich mir Sattlers zufällig anwesende Kosmoramaen an, in welchen Paris, Hamburg, Gröningen, Salzburg u. s. w. ihre vorzüglichsten Stadtparthieen und Gegenden auf höchst täuschende Weise repräsentirten, und welche, wenn sie auf ihrer Tour auch ihm begegnen sollten, nicht unbesucht zu lassen, ich jedem Leser empfehle.

Nachmittags besuchte ich die in Brandenburg befindliche Irrenanstalt, zu welcher mir die Einlaßkarte durch Herrn Regierungsrath Marc ertheilt ward. Freilich kann sich das Haus nicht mit Leubus in Schlesien vergleichen, welches wohl überhaupt die prächtigste Anstalt dieser Art in der ganzen Welt sein möchte, aber doch ist's auch ein ansehnliches wohleingerichtetes Gebäude, und der Besuch psychologisch recht interessant. Ach, was für gebrochene Herzen, was für unter die Thierheit gesunkene Seelen gab es hier! welchen Jammer! — Noch sehe ich jene Zwangsbetten, die, wie Mumienkasten, nach dem ungefähren Umriss eines ausgestreckten menschlichen Körpers geformt und bis an den Hals mit plattem Deckel verschlossen, auf der Diele eines halbdunklen Zimmers gleich Särgen in einer Gruft gereiht standen, und vor ihnen an der Wand in Kathederartigen Zwangsstühlen, jene Wüthenden, brüllend, affenartig grinsend, oder auch flehend und kretinartig lallend. Unter den übrigen, die theils ganz allein, theils zu mehreren, je nach Rang und Bildung, in schlechter oder besser meublirten Stübchen wohnen, erinnere ich mich noch eines Professors D., wegen seines schauerlichen halbgebrochenen Blickes, und eines Anderen, der, mit geheimnißvollem Thun sich nahend, mir zuraunte: „Ich will Ihnen was sagen, in Baireuth sind sie Alle Narren“. Am wenigsten unheimlich fand ich im Gesellschaftszimmer, wo

conversirt, Tabak geraucht und Schach gespielt wurde. Zu den Weibern werden, wegen möglicher sexueller Erregung, fremde Mannspersonen, außer wenn sie vom Fach sind, nicht gelassen.

Von hier ging ich in die schräg gegenüber liegende Strafanstalt, deren Director, Koppel, sogleich die Güte hatte, mich durch einen Unterbeamten herumsführen zu lassen. Die Arbeit der ziemlich zahlreichen Gefangenen besteht in marmorsägen und brillengläserschleifen. Zu ersterem liefert das Fichtelgebirge das schöne bunte Material, von welchem auch allerhand niedliche Kleinigkeiten, als Vaschen, Täfelchen, Hügeln u. dgl., die in einem Magazin aufgestellt sind, zum Kaufe angeboten werden; letzteres geschieht durch Abreiben der Gläser in großen eisernen halbkugelförmigen Schalen. Dadurch werden die Gläser convex. Die concaven werden gebildet durch Abreiben auf eisernen Schalen. Wie viele solcher Schalen waren schon durchgerieben!

Wenn übrigens die Strenge der baireuther Polizei einen Maßstab für die Strenge der Criminaljustiz in Bayern abgiebt, so sind beide strenger als in Preußen. Unter den, im Intelligenzblatt für Oberfranken angezeigten 535 wegen Polizeivergehungen innerhalb der Stadt Baireuth während des Decembers 1838 Bestraften, waren u. a. 21 Bierwirthe wegen Ausschankens schlechter Biere, 2 Einwohner wegen unterlassenen nächtlichen Verschließens ihrer Hausthüren, 3 Personen wegen Abhauens und Einbringens sogenannter Weihnachtsbäume, 2 Personen wegen Störung des häuslichen Friedens, 1 Dienstknecht wegen Tragen eines Besteckmessers, 351 wegen Schulversäumnissen, und zwar 132 der Werktags- und 219 der Sonntagschulen, und nur zwei wegen Diebstahls in polizeilichem Grade. — Was die Züchtlinge betrifft, so ist jedenfalls gut, daß sie zu schwerer Arbeit angestellt werden, damit sie nicht, wie es in preussischen Zuchthäusern oft vorkommt, gern dort sind,

und, entlassen, absichtlich wieder so handeln, daß sie von neuem hineinkommen.

Wie hätte ich können von Baireuth abreisen, ohne das Grab Jean Paul's, — wie man hier spricht: Jean Pol's — besucht zu haben? Da der, vor der Stadt gelegene, Gottesacker gewöhnlich verschlossen ist, so benutzte ich den andern Morgen ein feierliches Begräbniß, um mit hinein zu gelangen. Ich fand das gesuchte Denkmal bald. Eine Basis, ein Würfel mit Sims und eine abgestumpfte Pyramide darauf — Basis und Sims von weißem, Würfel und Pyramide von schwarzem Marmor — bilden es, und auf den 4 Seiten des Würfels stehen mit goldenen Buchstaben die 4 Inschriften eingegraben:

Jean Paul Friedrich Richters und seines einzigen Sohnes Grab.

Maximilian Ernst Samuel Richter, geb. d. 9. Nov. 1803, gest. am 29. Sept. 1821.

Jean Paul, geb. d. 21. März 1763, gest. d. 14. Nov. 1825.

Sie leuchten in das Leben der Gattin und Kinder wie eine zweite Gottheit hinein, die ihrer Einsamkeit zusieht; ihre reinen Geister suchten die reinere Welt.

Während ich dort sinnend und einsam zwischen den beschneeten Hügeln, Monumenten und erstorbenen Trauergesträuchen stand, ward der Sarg, den ich begleitet hatte, in ziemlicher Entfernung und ungesehen von mir in das kalte Grab gesenkt, und der Choralgesang des „Auferstehn, ja auferstehn u.“ tönte ergreifend zu mir herüber. Ich gedachte der „Klage ohne Trost“ und des Kampanerthals. Die Todte, welche so eben beerdigt ward, ein Fräulein v. Knebel, war eine der ältesten und intimsten Freundinnen des Dichters gewesen. Wie manch-



mal mochten sie zusammen vom Jenseit, in das sie nun beide eingegangen waren, gesprochen haben!

Es zog mich, wenigstens die Wittwe Jean Paul's, eine Berlinerin kennen zu lernen, und ich ging unmittelbar vom Kirchhofe zu ihr. Sie wohnt auf der schönsten Straße der Stadt, der graden, breiten, prächtigen Friedrichstraße, und ein auf dem Vorflur zwischen Schloß und Klinik vielleicht von einem Lohnbedienten oder Tagelaththerumträger gestecktes Papier mit der Aufschrift: „Frau Legationsrätthin Jean Paul“ zeigte mir an, daß ich vor der rechten Thür stehe. Ich hatte erwartet, eine alterschwache Matrone zu erblicken, und fand eine noch wohlconservirte sorgfältig gekleidete Dame, von deren munterer geistreicher Unterhaltung ich mich sehr angesprochen fühlte. Sie zeigte mir ein über dem Sopha hängendes Pastellportrait en face, das einen sehr milden, fast wehmüthigen Ausdruck hatte, als das ganz getroffene ihres Mannes.

Das Schachspiel verschaffte mir auch in Baireuth, wie einst in Plauer, etliche angenehme Bekanntschaften. Ich hatte es am Abend meines Ankunftsabendes im Gasthose mit einem Militair gespielt; dieser hatte expreß, damit auch ein Anderer sich mit mir messen solle, einen Kaufmann Felbinger aus dessen naher Wohnung herbeigeholt, und dieser wiederum hatte mich am folgenden Vormittage einem zufällig in der Stadt anwesenden Pfarrer Kalb, der auch ein Freund des *latruncolorum ludi* sei, empfohlen, und letzterer, welcher Nachmittags zu Schlitten nach seinem, nicht weit ab von meinem Wege liegenden Pfarrdorfe Kirch-Ahorn zurückfahren wollte, hatte die Güte, mir das Mitfahren und Nachtquartier in seinem Hause anzubieten.

Siebentes Kapitel.

Die Schlittenreise. — Denkmal der französischen Emigranten. — Phantasie. — Eintritt in die Muggendorfer Thäler. — Weischenfeld. — Kirch-Ahorn. — Die Ludwigshöhle. — Die Sophienhöhle. — Gefahr. — Schloß Rabenstein und Schloß Rabeneck. — Der Tos. — Muggendorf.

So klingelten wir denn wohlgemuth und wohlverpackt zur Stadt hinaus und hatten bald einen bewaldeten Höhenzug erreicht, von welchem wir, rückwärts blickend, das ganze weiße, blauschattirte Gefilde überschauten, in welchem Baireuth seine Dächer und Thürme hebt. Es befindet sich hier oben an einer platten von Gebüsch überkräuselten Felswand, hart an der Seite der Straße, eine lange französische Inschrift, welche im J. 1796 die von Preußen aufgenommenen, hier zum ersten Mal den Boden des neuen Staates betretenden französischen Emigranten haben eingraben lassen, und welche der Hauptsache nach, ihren Dank gegen Friedrich Wilhelm II. ausspricht. „Wie ändern sich doch die Verhältnisse“, dachte ich, „jene Franzosen betraten Franken wieder, das Land aus welchem ihre Vorfahren einst ausgewandert waren, und jetzt wanderst du und viele deiner Glaubensbrüder aus Preußen aus; jene weil sie politische Legitimisten waren, du, weil du kirchlicher Legitimist bist, und um vielleicht in Frankreich eine neue Heimath zu finden!“ Gleich hinter diesem Denkmal kommt man an dem Lustschlosse Phantasie, früher vom Herzoge Alexander von Württemberg, Schwiegersohn des Königs der Franzosen,

bewohnt, vorüber. Selbst im Winter fesselt sein steil in die Schlucht hinabsteigender Park mit seinen düsteren Tannengruppen das Auge.

Von nun an gings mehrere Stunden bergauf bergab, durch Obern-Sees, durch Truppach, bis wir endlich bei Blankenfeld von der Straße links ab in jene berühmten Höhlenthäler, deren Felsenformation sich gleichsam probe-weise schon vorher hie und da gezeigt hatte, und zwar zunächst in den sogenannten Wiesentgrund, einlenkten, und nun immer an der grünlichen, uns entgegenfließenden Wiesent hin, tiefer und tiefer in ihr Inneres eindringen. Professor Schubert sagt in seiner orientalischen Reise, daß er sich in den Felsenthälern Palästinas manchmal lebhaft in die Muggendorfer Thäler versetzt gefühlt habe; und auch ich, durch Beschreibungen und Abbildungen geleitet, hatte mir die palästinensischen Thäler ungefähr so vorgestellt, als ich diese hier fand. Sie haben einen ganz eigenthümlichen Charakter. Nicht waldig sind sie, wie die Thäler der Sudeten oder des Harzes, nicht in einzelnen hohen Fessengebirgen aufsteigend, wie in der sächsischen Schweiz, ihre Wände auch nicht einmal so hoch wie z. B. der große Winterberg, der Lilienstein, der Königstein u. s. w.; aber, namentlich bei Weischenfeld und Rabenstein, nackt, weißlich, schroff, an manchen Stellen eine kolossale, gräßlichwilde zertrümmerte Mauergasse von horizontal auf einander liegenden Blöcken, deren unzählige chaotisch im Grunde liegen, dabei durchlöchert, und, sowie in Palästina oft ein steinernes, vom Felsen sich kaum unterscheidendes kastellartiges Städtchen, so hier hin und wieder eine alte weitläufige Burg auf dem Rande. Ich hatte, entzückt von den unbeschreiblich pittoresken Ansichten, und den Winter ganz vergessend, meine Augen immerfort nach der Höhe gerichtet, bald links, bald rechts, und bedauernd, nicht stets nach beiden Seiten zugleich und vorwärts und rückwärts schauen zu können. So kam ich, ich wußte nicht wie, nach Weischenfeld,

dessen großes, rechts über dem gasthofreichen Städtchen hängendes Schloß das erste von dieser Seite ist. Von hier, wo die linke Thalwand etwas sanfter und felsener freier ist, führt eine Art Paß hinauf. Wir schlugen ihn, zu Fuß gehend und den Schlitten hinter uns herkommen lassend, ein, gelangten auf ein weites weißes Plateau, und über dasselbe hinweg und wieder hinab, nach dem rothgedeckten Kirch=Uhorn am oberen Ausgange des sogenannten Uhorngrundes, eines Seitenthales des Wiesentgrundes.

Den andern Morgen trat ich meine eigentliche Wanderung in die Thäler an. Pfarrer Kalb hatte, ungeachtet eines Katharrs und des grauen schneeschwangeren und stürmischen Wetters, die große Güte, mich ein Stück zu begleiten. Wir kamen zuerst, am Uhornbache hin, über eine tiefbeschneete Wiese, auf welcher wir uns durch Tausende grüner durchsichtiger Eisschollen, welche der Bach auf der Fläche abgesetzt hatte, mit großer Vorsicht durchwinden mußten, und hatten nahe vor uns, da wo der Uhorngrund sich plötzlich verengt und seinen felsigen Charakter annimmt, links den Berg mit der sogenannten Ludwigsöhle (olim und jetzt noch vulgo Kuhloch), rechts den Berg mit dem sogenannten Clauskirchlein auf seinem Rücken und der berühmten Claus= oder Sophien=Höhle in seinem Innern. Bald hatten wir die erstere, welche in einiger Höhe an ihrem Berge gleich einem ungeheueren Rachen dem Kommenden entgegenjähnt, erreicht, und spazierten nun in der weit= und hochgewölbten, nach hinten in zwei breite Nester sich theilenden, und, was uns sehr wohl that, ganz windstillen Naturhalle herum. Sie umrahmt, wenn man innen stehend nach außen blickt, schwarz und grell die gegenüberliegende Felsenparthie mit der Clauskapelle und einem bogenförmigen Himmelsstück; ein so origineller, zum Malen geschaffener Anblick, daß ich nicht weggehen konnte, ohne ihn gezeichnet zu haben.

Dann kletterten wir wieder hinab ins Thal, und jenseit wieder hinauf nach der Sophienhöhle, an deren mit einem Gitter verschlossenen und erst ganz in der Nähe bemerkbaren Eingange, schon die, durch einen vorangesendeten Schulknaben bestellte Führerin mit Feuerzeug und Leuchtsidibussen*) uns erwartete. Die erste Abtheilung der Höhle ist noch ziemlich hell, dann aber tritt man in einen pechfinsternen engen Gang, welcher schräg hinab, zuletzt auf Stufen, zu einer Ausweitung führt, in welcher hart rechts eine schwarze schauerliche Tiefe, hart links, zu den Füßen des Wanderers, und durch das herabtröpfelnde Steinwasser an den Boden angefettet, die Schädel, Wirbel und Beinknochen von Mammuthen, Höhlenbären und Hyänen liegen. Die Menge solcher merkwürdigen Ueberreste ist hier schon groß; aber noch viel größer ist oder war sie in der von mir nicht besuchten Gailenreuther- oder Zoolithen-Höhle, in welcher man allein 800 Höhlenbärköpfe gefunden hat, und welche erstaunliche Menge würde erst herauskommen, wenn man alle die Gerippe, welche in den zahllosen, noch lange nicht ausgebeuteten, Höhlen dieser Gegend verborgen liegen, zusammenzählte. Außer den schon genannten sind, um nur die bekannteren anzuführen, noch die Rosenmüller-, die Rankendorfer-, die Försters-, die Wasser-, die Espers-, die Randorfer-, die Engereuther-,

*) Nämlich mit Fils de bois (Holzfäden, Holzspänen). Daher kommt das Wort „Sidibus“. Die wallonischen Soldaten haben es im dreißigjährigen Kriege eingeführt; denn da man sich bazumal, wie noch heute in waldbreichen Gegenden, auf den Dörfern der sogenannten Holzschleiffen statt des noch raren Papierses bediente, so forderte der fremde Krieger, wenn er sich die Pfeife anzünden wollte, in seinem Idiome einen „Fils de bois (wobei nach alter Art das s am Ende von bois mit ausgesprochen ward), und das Volk hat „Sidibus“ daraus gemacht, sowie Ober aus arbre, Boston aus baston (bâton), Treff aus tressle, Caro aus Quarré, Spaniol aus Espagnol, blümerand aus bleu mourant u. s. w.

die 3 Muggendorfer-, die Schönsteiner-, die Brunnsteiner-, die Neudecker-, die Lüders-, die Unterauffeser-, die Pulver-, die Weisloch-, die beiden Kuhsteiner Höhlen und das Schneiderloch theils im Wiesentgrunde, theils im Auffeser Grunde, theils im Horngrunde zerstreut, und in fast allen hat man versteinerte Thierknochen gefunden und findet bei neuem Suchen und Nachgraben deren noch immer. Viele Höhlen, besonders im Leinleitergrunde, sind aber noch gar nicht einmal geöffnet, wie denn auch die Sophienhöhle — an Größe und Reichthum an phantastischen Tropfsteingebilden bis jetzt die erste unter allen — erst vor wenigen Jahren zugänglich gemacht worden ist. Schon diese Zusammenhäufung thierischer Gebeine in einem verhältnißmäßig kleinen Umkreise zeigt an, daß diese Erscheinung eine lokale Ursach haben müsse, und daß man viel zu weit suche, wenn man sie etwa der Sündfluth oder einer großen Erdrevolution zuschreibt. Nein, die Erklärung liegt viel näher. Deutschland war, freilich noch vor Tacitus Zeiten, einst von jenen Thiergeschlechtern bewohnt. Es gab einst auch deutsche Hyänen, Mammuthen u. s. w., die jedoch dichteres Haar gehabt haben müssen als z. B. die afrikanische Hyäne, sowie der sibirische, jetzt auch ausgestorbene, Elephant behaart war, und wie überhaupt noch heute viele Thiere, als Hunde, Schweine u. dergl., die in nördlichen Klimaten behaart sind, in südlichen nackt werden. Diese Thiere nun suchten, wie alle wilden Thiere instinkartig zu thun pflegen, bei Annäherung ihres Endes einen verborgenen ruhigen Winkel, ein sogenanntes Sterbelager, und dies fanden sie natürlich am besten in jenen Höhlen. Wie sollten auch die reißenden Wasserströme, die gewiß einst, aber in noch früheren Zeiten, diese Thäler durchbrausten, dergleichen Thiere in die Höhlen hinein gespült haben, da bekanntlich, wie man bei jedem Strome beobachten kann, der Zug des Wassers die Gegenstände vielmehr mit fortnimmt?

ober wenn jene Thiere durch eine Erdrevolution aus andern Klimaten hieher versetzt worden wären, durch welches Manövre sollten z. B. 800 Höhlenbäre auf einen Punkt zusammengeworfen worden sein? Im Laufe der Jahrhunderte aber konnten nach und nach recht gut so viele darin verenden.

Doch wieder zurück zur Sophienhöhle. Ich hätte Können selber mein Ende darin finden. Indem ich nämlich, das zusammengefaltete Parapluie unter dem linken Arm, die kurze Peise im Munde, und meinen Leuchtsplan in der Rechten, die nassen schlüpfrigen Stufen hinabstieg, glitt ich, gerade an dem Rande der erwähnten Tiefe, mit einem Fuße aus, erhielt mich jedoch durch schnelles festes Auftreten mit dem andern aufrecht und kam mit dem bloßen Schreck davon.

Noch viel tiefer gings nun ins Innere des Berges, durch enge Spalten und durch weitere Räume, bald über Felsgetrümmer, bald auf Gerüstbrettern, bald links bald rechts, bald hoch bald tief, und viele unheimliche Gänge zur Seite lassend. Zulezt gelangten wir, 1784 Schritt vom Eingange, in eine große schaurig-erhabene Halle, in welcher riesenhafte weiße Tropfsteingebilde, Säulen von unten auf, Zapfen von oben herab, manchmal zusammenstoßend, ja hier und da ganze in steifen Falten herabfließende Vorhänge, uns gespenstisch entgegenleuchteten. Aber auch hier, wo der Mensch umkehren muß, ist die Höhle eigentlich nicht zu Ende. Ihre nach allen Seiten in ägyptische Nacht sich verlierenden und verengenden Winkel führen sogar durch die ganze Masse des Gebirges zwischen dem Ahorngrunde und dem Wiesentgrunde hindurch; denn vor etwa hundert Jahren ist ein in der Höhle gerathener Jagdhund, nachdem man ihn zwei Tage lang heulen hören, am dritten bei Weischenfeld wieder zum Vorschein gekommen.

Wir waren nun wieder heraus in Tag und Kälte und Schneesturm getreten, und eilten, indem wir diese

Thalseite vollends erstiegen und dann in der Nähe ihres Randes hingingen, in Begleitung unsrer Führerin nach dem Schlosse Rabenstein, wo Pfarrer Kalb von mir Abschied nahm und nach Kirch-Uhorn zurückkehrte. Es ist Rabenstein eine ächte alte Ritterburg von ansehnlichem Umfange, aber durch ihren Besitzer, den Grafen von Schönborn, ganz im Stande erhalten, so daß man sich, die modernen Möbeln abgerechnet, auch hier recht gut eine Idee von einem solchen Gebäude in seinem unversehrten Zustande machen kann und es wohnlicher finden wird, als man beim Anblick z. B. eines Kynasts oder einer Rudelsburg, für möglich halten sollte. Auch findet man hier eine Sammlung von Zoolithenknochen, deren noch ferner aus seinen Höhlen wegzunehmen der Graf keinem mehr erlaubt. Die Aussicht hinab in den Uhorngrund und seine Felsengasse entlang ist merkwürdig-wild. Der Uhorngrund ist viel wilder als das Hauptthal, der Wiesentgrund, sowie die Seitenthäler der sächsischen Schweiz wilder sind als das Elbthal, und das Thal von Dro wilder als das Kampanerthal.

Um nun von hier nach Schloß Rabeneck im Wiesentgrunde zu gelangen, durchschnitt ich die Hochebene zwischen beiden Thälern, aber jetzt dem Vereinigungspunkte der beiden Schenkel näher, als da ich von Weisshenfeld nach Kirch-Uhorn ging. Nie werde ich dieser romantischen Parthie vergessen! ich fühlte hierbei wieder einmal recht deutlich, daß es nicht auf sogenanntes schönes Wetter und schöne Jahreszeit ankomme, um die Natur schön zu finden, sondern daß, sowie im Gemälde, in der Musik, in der Dichtung, auch das Düstere, das Grauenhafte, das Furchtbare seine hohen Reize habe. Es war nun tiefer Winter, und eine graue Nebelsinisterheit, als wenn die Welt untergehen sollte, herrschte. Der Thäler jenseitige Wände, welche, höher als die disseitigen, den engen Horizont der Hochebene umkränzten, standen düster verschleiert um mich her, und mischten ihre

Gipfel mit noch dunklerem, schwererabhängendem Gewölk; dazu heulte der Sturm und jagte einmal über das andere allesverhüllende Schneeschauer über das Leichentuch des Gefildes, dessen Einförmigkeit nur durch das Gehöft Eichenbirkeg und hier und da von einem dürrn Baume unterbrochen wurde; es war eine wahrhaft ossianische Natur, und dennoch war sie höchst malerisch, dennoch fühlte mein Herz ein seltsames Wohlbehagen bei diesen düsteren Scenen; und als ich nun gar, am Rande des Wiesentgrundes angekommen, plötzlich die Ruine Rabeneck etwas unter meinem Standpunkt vor mir im Nebel dämmern sah, und, nachdem ich neben ihr hin den steilen Pfad hinabgestiegen, von unten, wo die dickbeschneete und mit Eiszapfen behängte Mühle ihr Rad mit Mühe wälzte, zu ihr, die auf senkrechtem Steine fast in Nebel sich verlor, wieder hinauf schauete, da, glaube ich, hätte ich den Anblick nicht für eine noch so klare Sonnenbeleuchtung und grüne Dekorirung gegeben.

Die Thalseiten wurden hier walddiger, und der Schnee in diesen jetzt wenig betretenen Gründen sehr tief. Ich folgte, immer an der mir still entgegenfließenden Wiesent hingehend, der Windung des Thales bis da, wo der Bach eine kleine Kaskade, wegen ihres Getöses der Los genannt, bildet. Das ist nun freilich kein Zackenfall, sondern eine ganz unbedeutende Wasserstufe; aber die Umgebungen — das Thal theilt sich hier in drei von düsteren Fannenwänden eingefasste Nester in Form eines T, in welche man zugleich hineinschauen kann — einfachschön und melancholisch-ernst.

Von hier schlug ich mich über den hohen gerade vor mir sich erstreckenden Querstrich des T nach dem in ganz Europa bekannten Städtchen Muggendorf im jenseitigen Thale — es ist wieder das Wiesentthal, welches sich so um die Bergkette herumschlingt — wo ich im Gasthose zum Stern bei der Familie Mülhhauser eine warme

Stube, gute Kost, und, woran mir vor allem gelegen war, einen gutfassenden Stiefelknecht fand, um mir meine wie gewaschenen und an die Füße angeleimten Stiefeln auszuziehen. Ich schaute hier aus dem Fenster gerade nach dem Eingange der Rosenmüllerhöhle hoch oben im dünnen beschneeten Forste; aber ich ließ, da ich ohnehin die schönste gesehen hatte, Höhlen Höhlen sein, und blieb lieber in meinen in Baireuth gekauften mit Flanell gefütterten Cannevaschuhen.

Achtes Kapitel.

Streitberg. — Die drei Landmädchen. — Zellendorf und Gasseldorf. — Ebermannstadt. — Katholische Gegend. — Kirch-Ehrenbach. — „So Gott will.“ — Bauern-Kommersch. — Schloß Wiesenthau. — Die Ueberschwemmung. — Erlangen. — Krafft. — v. Raurmer. — Harleß. — Einwanderung in Nürnberg.

Den andern Morgen plätscherte es von den Dächern; die, gestern noch so weißen, Straßen waren schmutzig geworden und mit gelblichem Wasser überlaufen, und der Thauwind wehte hohl und feucht. Ich hatte daher einen nassen Weg nach Streitberg, wo ich wieder auf die eigentliche Straße von Baireuth nach Erlangen kam, welche einst mein Vater, damals Feldprediger, mit den preußischen Truppen im Jahre 1792 auf seinem Marsche nach Frankreich geritten war, und wo ich vom Forstwart Richter, an den ich von Herrn Felbinger empfohlen war, auf das gastfreundlichste empfangen und zum Mittagessen dort behalten wurde. Die Gegend ist auch hier schön. Ueber dem Dertchen, das am Berggelände und von Obstgärten umgeben hinausfliegt, thront das alte weitläufige Schloß gleiches Namens, ihm gegenüber, in Distanz von einer halben Stunde, die Burg Neudeck, im Norden hebt sich der wegen seiner Aussicht berühmte Guckhühl (Guckhügel), und gen Süden, wo das Thal noch weiter auseinander geht, zeigen sich in der Perspective die Thürme von Ebermannstadt, wohin heute das Landvolk der Gegend zum Jahrmarkt strömte.

Wenn nur Weg und Wetter nicht so sehr schlecht gewesen wären! Drei gepukte Landmädchen, welche auch zum Jahrmarkt wallten, erleichterten mir zwar das Gehen, indem sie mir von freien Stücken meinen Schirm und meinen Mantel abnahmen und sich munter mit mir unterhielten, aber es blieb doch ein beschwerliches Fortkommen auf dem durchbrüchigen Schnee, und da es später vollends wieder zu regnen anfing, und ich nun, um nicht unerkennlich zu sein, meinen Begleiterinnen den Schirm, den sie bei gutem Wetter getragen, auch beim schlechten zum Gebrauche ließ, so ward ich ganz durchnäßt.

Wir kamen auf diesem Wege durch ein Dorf, welches Gasseldorf hieß, und jene Mädchen waren aus dem benachbarten Fellendorf. Ein, in dieser Verbindung seltenes Wiedererscheinen schlesischer Namen; denn bei Liegnitz gibt es auch, zwar: 'ht ein Gasseldorf, aber doch ein Gassendorf (der Bedeutung nach dasselbe) und ein Fellendorf nahe bei einander.

In Ebermannstadt sahe ich dem trotz dem Regen regen Regen auf dem Marktplatz etwas zu, stärkte mich im „Schwan“, wo ich kaum Platz fand auf den von Landvolk beiderlei Geschlechts besetzten Bänken, mit einem Glase guten bayerischen Bieres, und setzte hierauf, wieder allein, meine Reise fort.

Ich betrat nun einen Landstrich, welcher früher unter das Stift Bamberg gehört hatte und ganz katholisch war, wie denn überhaupt in Bayern die beiden Confessionen, der Gegend nach, gewöhnlich scharf geschieden sind, und hatte bald Gelegenheit, dies zu bemerken. Prachtige, vergoldete und gemalte, mit einem blechernen Schuttdach überspannte Kreuzfixe an der Straße und in den Dörfern, bunte gekrönte Himmelsköniginnen an den Häusern, hin und wieder eine Kapelle, verkündeten mir schon unterwegs, daß ich aus dem Protestantismus heraus sei, und als ich bei einbrechendem Abend in das Wirthshaus zum

„Stern“ in Kirch-Ehrenbach trat, verkündete es mir auch das Weihwasserkesselchen an der Thür. Doch kann ich nicht sagen, daß ich die Veränderung hinsichtlich der Menschen im Ganzen unvortheilhaft gefunden hätte. Ich habe auf der ganzen Reise nicht so wohlfeil gezehrt als hier*). Die Hausordnung war christlich; das sämtliche Gesinde, welches, beiläufig erwähnt, sehr gut und reichlich mit Sauerbraten, Klößen, Sauerkraut und Bier zu Abend gespeist wurde, betete laut vor und nach der Mahlzeit, sowie auch schon vorher beim Abendgeläut, und als ich, da man mir gesagt, daß Nürnberg nur noch 11 Stunden entfernt sei, äußerte: „da kann ich, so Gott will, morgen noch nach Nürnberg kommen“, so schienen drei bejahrte Weiber, welche auf der Ofenbank saßen, sich darüber zu freuen, daß ich, den sie als Katholiken wohl längst erkannt hatten, jene apostolische Rede (Jac. 4, 15) im Munde führe; denn sie flüsterten sich mit dem Ausdrücke der Verwunderung einander zu: „So Gott will!“ Aber etwas, was ich fast in allen katholischen Ländern gefunden, fand ich auch hier, nämlich: buntere Kleidung des weiblichen Geschlechts, und lustigeres Volksleben. In welchem Zusammenhange dies mit der Glaubenslehre steht — denn zufällig ist es wohl kaum — weiß ich nicht, aber es ist dem so. Auch hier gingen die Jahrmarkt-Mädchen bunt wie der Plafond von S. Giovanni in Laterano gekleidet, und als ich schon zu Bette lag, ward unter mir in der Gaststube solch ein brausendes bis tief in die Nacht dauerndes Singen angestimmt, wobei unter andern Liedern auch Lützow's wilde Jagd, das Mantellied, „Herr Wirth schenk er ein volles ein“, „So leb denn wohl, du stilles Haus“, ja selbst die Melodie des Gaudeamus vorkam, daß ich nicht

*) Für einen Krug Bier, Suppe, eine starke Portion saftigen Kalbsbraten mit Sauerkraut, ein Bett in besondrer Stube und Kaffee zum Frühstück, 30 Kreuzer (6 Gr. 10⁷, Pf.)

anders dachte, als es sei eine Parthie Erlanger Studenten nach mir eingetroffen, welche unten eine Art Kommeresch hielten. Erst am andern Morgen erfuhr ich, daß es Bauerburschen aus dem Dorfe gewesen, welche bei Bier und Tabak so geschwärmt hatten.

Ich gerieth heute hinter dem merkwürdig gebauten alterthümlichen Schlosse Wiesenthau, welches ich mit seinen Eckthürmen und seinem ungeheuren, alle Thürme überragenden und mit weißen Lücken wie gespickten Dache abzeichnete, in eine Ueberschwemmung. Zu meiner Rechten, in einiger Entfernung, tobten die aus ihren Ufern getretenen Gewässer der Rednitz, und überflutheten Wiesen und Aecker der weiten Thalebene, ja an manchen Stellen sogar meinen Weg. Dort standen Mauern, dort Obstbäume im Wasser, die Bewohner der Dörfer waren in Alarm, und eilten mit Hacken, und Schaufeln um Dämme zu stopfen, oder Ackerfurchen zu öffnen. Daß ich unter solchen Umständen meine Stiefeln nicht schonen konnte, sondern froh sein mußte, nur überhaupt durchzukommen, kann man sich denken. Erst hinter Gosberg, wo ich einmal einkehrte und wo das „Gelobt sei Jesus Christ“, sogar an die Wanduhr geschrieben stand, kam ich aus diesen nassen Parthieen, von unten wenigstens, heraus, obgleich durch Schnee, Regen, Schlossen von oben gepeitscht, und langte endlich, nicht eben in sauberer Toilette, um 4 Uhr Nachmittags in dem regulären, aber monotonen, flachen Erlangen an.

Nachdem ich mich bei Höniger, dessen Name mich an Hönigern erinnerte, mit berühmtem Biere gelabt, mich dann im Schwane umgekleidet und in Ermangelung anderen trockenen Schuhwerks meine grüngemusterten Flanellschuhe angethan hatte, machte ich mich sogleich auf den Weg, um meine Besuche bei den Professoren Krafft, v. Raumer und Harless abzustatten. Ich fand in ersterem, wie ich mir ihn auch vorgestellt, einen schon ziemlich bejahrten Mann von ernster und würde-

voller Ankündigung, der, vorsichtig und behutsam in seiner Rede, alles, was zur Berührung des confessionellen Unterschiedes zwischen ihm und mir hätte führen können, mied. v. Raumer, noch äußerst lebendig und für Ideenaustausch empfänglich, freute sich sichtlich, mich, der ich schon vor 24 Jahren mit ihm zugleich in Breslau gewesen, zu sehen, ließ sogleich meine Sachen aus dem Gasthose holen und logirte mich bei sich ein. Ich verlebte den andern Tag einen genussreichen Abend in seiner und seiner Familie und noch einiger dazugeladener Studenten Gesellschaft. Harleß, bei dem ich den ersten Abend zum Thee blieb und des andern Vormittags hospitierte, jünger als ich ihn mir gedacht, schon durch sein Aeußeres angenehm, und vornehm=confortable eingerichtet, schien mir tief, gefühlvoll und leicht erregbar zu sein. — So viel von Männern, deren Geisteswerth jeder selbst aus ihren Schriften beurtheilen kann, durch deren Bekanntschaft mir aber ein längst gehegter Wunsch erfüllt ward.

Der 16. Januar war endlich der Tag, an welchem ich, und zwar schon in den Morgenstunden, das große, in der deutschen Kunstgeschichte so berühmte Nürnberg erreichte. Ich fuhr, da dies nicht mehr als 30 Kreuzer kostete, mit einer der täglich zwischen beiden Städten hin und her gehenden Kutschen hin, und kam nun zum ersten Mal seit Pottschappel bei Dresden ganz aus den Bergen heraus in weite freie Ebene. Schon von fern präsentirt sich Nürnberg mit seiner langen Thürmereihe und seiner von dieser Seite liegenden Burg sehr stattlich, fast à la Breslau, nur mit dem Unterschiede, daß in Nürnberg ein Hauptthurm wie der Elisabeththurm, in Breslau eine dominirende Burg wie die nürnbergger fehlt. Aber wenn man in die Stadt hineinkommt, so zieht Nürnberg das Auge mehr auf sich. Ich war in der disseitigen Vorstadt abgestiegen und wanderte nun, mit meinem Känzel auf dem Rücken, nach dem sogenannten Neuen

Thore, welches jedoch gewaltig alt und festungsartig aussieht und hart an der Seite der noch höheren Burg liegt, hinan. Nürnberg liegt eigentlich als großes unregelmäßiges Viereck in einem weiten, von Ost nach West sich erstreckenden Thale, in dessen Mitte die Pegnitz fließt, welche, in zwei wieder sich schließende Arme sich theilend, am östlichen Ende der Stadt die flache Insel Schütt, den Marktplatz der Nürnberger, bildet*). Daher kommt es, daß diejenigen Straßen, welche von der erlangener Seite her in südlicher, von der entgegengesetzten her in nördlicher Richtung laufen, nach dem Flusse zu, wo die vornehmeren durch Brücken verbunden sind, bergab führen. Dies war auch der Fall mit der Straße, welche ich zuerst betrat, und gleich diese erste Straße war die Albrecht=Dürer=Straße, und gleich das erste Haus dieser Straße rechts Albrecht Dürers Haus, dessen Kopf en medaillon in Stein über der Hausthür zu sehen ist. Aber nachdem ich mir das rothbraunangestrichene, mit Balken durchzogene, und, wie alle altdeutschen Häuser, mit großen Feldern aneinandergränzender Fenster versehene Gebäude genugsam betrachtet hatte, verfolgte ich nicht diese Straße; eine schöne, von grauen Quadern aufgeführte und mit Zierrathen geschmückte gothische Kirche links, deren hohe spitze Zwillingsthürme mir gerade ihre Vorderseite zuekehrten, zog meine Augen und meine Schritte an sich. Es war die Sebalduskirche. Dann gelangte ich durch ein Labyrinth von Gäßchen an die Pegnitz, überschritt ihre, zu beiden Seiten malerische Stadtansichten gewährende Brücke, stieg jenseit wieder durch schmale Gäßchen bergan, trat endlich heraus auf die breite, schöne, quer vor mir sich hinziehende Karolinenstraße, und erblickte hier auf einmal links im nahen Hintergrunde der

*) Außerhalb der Stadt, und von der Stadt getrennt, liegt von dieser Seite dann noch die Vorstadt Wörth, welche gleichsam eine eigene Stadt bildet.

Straße die prächtige Fassade der Lorenzkerche mit ihren herrlichen Thürmen! Hier war mehr denn Sebalduskirche, mehr denn irgend eine Kirche Schlesiens, es war ein Anblick, der mich stehen und bewundern machte. Wie oft hatte ich diese Kirche, diese hohen zierlichen Thürme, dieses Giebelfeld zwischen ihnen, diese Rosette darunter und dieses gothische Hauptportal mit seinen zahllosen kleinen Statuen, in Abbildungen, ja schon in meiner Kindheit in Guckkästen gesehen; aber die Wirklichkeit macht doch einen ganz andern Eindruck; die Größe fehlt dort, und die Ausführlichkeit und die Wahrheit. Und während ich nun stand, und die krause, dunkelgraue, gegen die helleren Gebäude der scheinbar sich an sie anschließenden Straße finster abstechenden Prachtwand mit ihren beiden Zinnen betrachtete, spielte vor ihr ein leichtes, sie nicht verhüllendes, sondern nur weißpunktirendes Flockengewimmel.

Doch ich komme nicht in den Gasthof, welcher dort, etwas zur Rechten, mir schräg gegenüber, sein Emblem, einen ganz natürlich nachgebildeten großen Straußvogel über der Thür entgegen hält. Ich reiße mich los von dem Anblick der Kirche und kehre ein.

Neuntes Kapitel.

Raumann. — Fleischmann. — Dekan Fickenscher. — Der Thee bei Rector Roth. — Die evangelischen Zillerthaler in Baiern. — Die Lorenzkerche. — Die Sebalbuskirche. — Die Burg. — Der schöne Brunnen. — Häuser, Stadtmauer, Thürme. — Die Schütt. — Volksdialekt. — Der Strauß. — Sinnreiche Almosenbüchse. — Stimme aus Liegnitz. — Hilfe zu rechter Zeit.

Der erste Ausgang, den ich machte, war zu Kaufmann Raumann, dem Bruder des mir befreundeten Secretärs der Bibelgesellschaft in Dresden. Der herzlichste Empfang, den ich, es war in seinem Comptoir, erfuhr, das Gespräch über dresdner auch von ihm persönlich gekannte Freunde und seine Aehnlichkeit mit seinem Bruder that meiner, noch immer an einer Art sächsischen Heimweh's leidenden Seele hier in der Fremde äußerst wohl.

Raw, der mir schon durch so viele ihn als Verlagsfirma tragende christliche Bücher bekannte Name, war der zweite, dem ich auch das Bild der Person hinzufügte, und meine von ihm gehegte Erwartung betrog mich nicht. Es gibt Menschen, zwischen denen beim ersten Zusammenkommen die Scheidewand des Fremden fällt, mit denen man immer Freund gewesen zu sein glaubt, so ging es mir auch mit Fleischmann — denn dies ist sein eigentlicher Name. — Sein gutmüthiger Humor, sein schlichtes, natürliches, von aller affectirten Zurschau-tragung seines Christenthums völlig freies Wesen gewann ihn mir gleich, und ich steckte oft in seinem Kleinen, aber

mit mannigfaltigen christlichen Brochüren reichlich ausgestattet Comptoir.

Den andern Tag machte ich Fickenscher, Hauptprediger an der Sebalbuskirche (dem Range nach die Hauptkirche der Stadt) und Dekan der ganzen nürnberg'schen Diöces, meinen Besuch. Sein Ansehen in der Stadt und die Liebe deren er als Mensch, der Beifall, dessen er als populärer Kanzelredner genießt, die Anerkennung deren er sich als Geschäftsmann von Seiten der Behörden erfreut, sind groß; aber man merkt davon nichts im Umgange mit ihm; ich fühlte mich bei ihm nur als Amtsbruder. Er ist frei geblieben von allem Dünkel, selbst von jenem süßlichen Demüthigthun, welches den Stolz bemänteln soll. Er ist wahrhaft demüthig, darum braucht er nicht demüthig zu scheinen, und darum wird er geliebt.

An demselben Tage verlebte ich in Gesellschaft des Pfarrers Vorbrugg, des Kaufmanns Volk und des Candidaten Jubitz, welche, gleich mir, dorthin zum Thee geladen waren, bei dem durch seine seltene Gelehrsamkeit und tüchtige Leitung des Gymnasiums ausgezeichneten Rector Roth einige interessante, aber für mich fast heiße Abendstunden. Ich hatte nämlich die lutherische Sache Preußens gegen die feinsten, gründlichsten (nicht: gegründeten) und mitunter unerwartetsten Einwürfe zu vertheidigen, welche mir je vorgekommen sind. Nur Kaufmann Volk schwieg, oder secundirte mich zuweilen. Da aber diese Einwendungen keineswegs aus unionistischer Gesinnung hervorgingen, sondern theils, wie ich's so oft gefunden, aus mangelhafter Kenntniß unserer Verhältnisse, theils aus noch nicht abgeklärter Ansicht über Union, was, da dieser Gegenstand in Bayern nicht so durchgearbeitet worden als bei uns, nicht wundern darf; so war gerade Rector Roth derjenige, welcher, als ich bei einer andern Gelegenheit auch ihm den Zweck meiner Reise mit-

theilte, sich am meisten für eine Versorgung für mich zu interessiren schien.

Es befanden sich damals in Nürnberg auch etliche der nach Schlesien ausgewanderten Zillerthaler, welche, in der Absicht ihr neues Vaterland wiederum mit einem andern, und zwar, wenn es ihnen erlaubt würde, mit Bayern zu vertauschen, einstweilen in der Tabakfabrik der Gebrüder Beck als Einpacker arbeiteten. Ich suchte sie auf, und fragte den einen, Grüll mit Namen, ob sie aus religiösen Gründen Schlesien verlassen wollten? Sie antworteten jedoch, mir wenigstens, mit nein.

Die Zeit, die mir zwischen diesen und anderen Besuchen übrig blieb, wendete ich dazu an, Nürnbergs Gebäude und Denkmäler noch näher kennen zu lernen. Ich mache den Anfang mit der schon erwähnten Lorenzkerkirche, welche, in paralleler Stellung zur Sebalduskirche, d. h. die Front mit den Thürmen nach Westen gerichtet, jedoch von jener durch das Pegnitzthal getrennt, auf der südlichen Höhe steht. Ihr Inneres, grau und düster, ist ebenfalls überraschend schön. Eine Doppelreihe hoher Pfeiler, die oben am Gewölbe des Schiffes in künstlich gefügte, von Distanz zu Distanz am Bindeknopfe sich schließende Bogen auslaufen, auf der äußeren Seite aber, schon in halber Höhe, zur Wölbung der Seitenhallen sich abzweigen, trägt das Ganze. Hinter dem, etwas kleinen, aber schönen und ein stehendes Oblongum bildenden Hauptaltare, stehen in gebrochenem Halbkreise glühendbunt gemalte Fenster. Vor dem Altare, zu seiner Linken, streckt sich — ein wunderbares Bildwerk! — das weiß steinerne, aus unzähligen Figuren und Schnörkeleien aufgethürmte Sacramentshaus von Adam Krafft, gleich einem schlanken Riesengewächs, von dem Boden bis zur Decke, wo es, noch der Wölbung sich anschmiegend, als Krümstab endigt. In den Seitenhallen aber hängen sehenswerthe Gemälde, eine Madonna aus Constantinopel, eine Kreuzesabnahme von Van Dyk u. s. w. Auch die

Thürme bestieg ich, von denen der nördliche eine goldinschwarzverzierte, den unteren Theil des schlanken kegelförmigen Daches überschwebende Spitze hat, die aber keinen so vollkommenen Gesamtanblick der Stadt gewähren als die Burg. Ich halte die Lorenzkerche, nächst dem Ulmer Münster, für die schönste evangelische Kirche in der Welt.

Nun zu ihrer Schwester, der Sebalduskirche. Diese ist um hundert Jahr älter, ungefähr gleich groß und nach gleichem Grundplan gebaut, ihr überhaupt von fern sehr ähnlich, nur weit einfacher. So wie jedoch unter Menschen die minderschöne Schwester manchmal gewisse Vorzüge vor der schöneren hat, und diese Vorzüge gewöhnlich im Innern zu finden sind, so auch hier. Die Sebalduskirche — wenn man auch ihre Helle für keinen Vorzug gelten lassen will — hat schlankere Säulen, einen majestätischeren Hochaltar, ein äußerst werthvolles Gemälde von Dürers Lehrer Wohlgemuth (das Paradies mit viermal wiederholtem ersten Menschenpaare), und — ihre Perle — das kunstreiche bronzene Sebaldusdenkmal von Peter Vischer. In der Mitte des Schiffes steht es, ein zierlich durchbrochenes mit vielen kleinen Figuren geschmücktes Viereck, das den Sarg zwar durchblicken läßt, aber ihn auch sicher verwahrt, und dessen Deckel, fast wie ein kleiner dunkler Mailänder Dom, pyramidisch aufsteigt.

Von der Sebalduskirche hat man nicht weit nach der Burg, welche sich von hier, wie überhaupt von allen Seiten, mit ihren viereckigen, aber ungleichen und ungleich auseinander gerückten Thürmen und ihrem hohen verschiedenartigen Gemäuer äußerst pittoresk und großartig präsentirt *). Auf dem Wege zu ihr kommt man an dem sogenannten Delberge vorbei, einer, in einer Art Grotte

*) Der eine der Thürme soll noch aus den Römerzeiten sein, und sieht auch alt und fest genug dazu aus.

aufgestellten steinernen Gruppe, Jesus und die drei schlafenden Jünger, von Adam Krafft, an welcher besonders der Ausdruck des Schmerzes in dem Antlitz des Erlösers und der Ausdruck der Schläfrigkeit in den Gesichtern und Stellungen der Jünger sehr natürlich sind. Ich besuchte jedoch das Innere der Burg, das einige gute Gemälde und alte Möblirung enthalten soll, nicht, sondern wollte bloß von einer Art Vorhof, an eine niedrige Mauerbrüstung gelehnt, des Anblicks der ganzen vor mir liegenden Stadt genießen. Aber ein Schneewetter, das selbst die nahe Sebalduskirche nur als grauen Schatten erscheinen ließ, verhüllte mir den Anblick ganz. Erst auf meinem Rückwege, an einem schönen Augustabende, hatte ich ihn. Schaut man nach der entgegengesetzten Seite, nach außen hin, so sieht man vor sich die weite Ebene bis Erlangen, und grade unter sich einen tiefen, von der Mauer woran man steht und einer zweiten weiter unten laufenden, eingefassten Graben. Hier hat im J. 1381 ein gefangener Raubritter, Eppel ein v. Seilingen, dem man, auf seine Bitte, vor seiner Hinrichtung erlaubt hatte, noch einmal sein Roß auf dem Vorhose zu tummeln, den schauerhaften, wenn man die Localität sieht, kaum glaublichen Satz von der ersten Mauer bis hinab über die zweite gemacht und ist dann über das Feld enteilt. Aber es hat ihm sein Wagstück wenig geholfen; denn nachdem er wiederum die Stadt eine Zeit lang geängstet und geplagt, ist er von neuem eingefangen und gerädert worden. Zum Andenken an jenen Sprung sind an der Stelle, wo das Pferd aufgesetzt, zwei noch heute sichtbare Hufeisen in die Steinmauer eingegraben.

Auf der andern Seite der Sebalduskirche, tiefer in der Stadt, steht der sogenannte schöne Brunnen von Adam Krafft*), ein hohes gothisches, aus Stein gebildetes

*) Lebte zu Albrecht Dürers Zeit.

und grau gefärbtes Spitzwerk, mit einem künstlichen Eisengitter von Peter Vischer umgeben. An diesem Gitter ist unter den vielen eingeflochtenen Ringen auch ein radartig beweglicher angebracht, den ich, da ich schon von ihm gehört hatte, lange, aber vergeblich, suchte. Ein Dienstmädchen, das ihre Kannen unter den aus horizontalem Metallrohr springenden Strahl gestellt hatte, bemerkte es, und zeigte mir ihn, ohne daß ich's verlangt hatte.

Aber Nürnberg überhaupt ist eine schöne charaktervolle Stadt, in welcher man, wie vielleicht in fast keiner mehr, noch völlig conservirte alt- und achtdeutsche schöne Häuser findet. Da gibt es noch hohe, seltsam verzierte Giebel, Eckthürmchen und Eck-Erker, breite kleinscheibige Fenstergesilde, gothische Thüren, deren Steinbögen auf ihrem höchsten Punkte sich zur Spitze aufschwingen, Embleme an den Häusern, Wände und Mauern mit lebensgroßen szenisch-gruppirtten Figuren und Bibelsprüchen bemalt u. s. w., obgleich diese bemalten Häuser seit einigen Jahren sehr abgenommen haben sollen *). Manche Häuser sind am Rande des Daches ganz mit Thürmen umringt, z. B. das große, im Viereck gebaute viatti'sche, andere zeigen hohe spitze Giebel nach allen vier Richtungen, so z. B. eins am Regidienplaz. Das sogenannte nassau'sche Haus an der Ecke der Karolinenstraße und des Lorenzerplazes, dessen Bauart beinah der altflorentinischen gleicht, hat sogar unter seinem Dache einen Weiher in kupfernem Behälter. Wieder andere Häuser sind durch die Erinnerung an berühmte Männer merkwürdig; so z. B. außer dem albrecht-dürerschen, das hanssachsische

*) So ist u. a. auf der äußern Laufergasse an der Wand eines Töpferhauses die Beschäftigung des Töpfers mit der ganzen Bibelstelle Jerem. 18, 1—6 zu sehen; nicht weit davon, an dem Hause eines Kupferschmiedes, der Kesselbeschlag; an einer Mauer in der Nähe des Pfarrgäßchens eine Kinderschule u. s. w.

(mit Hans Sachs's Portrait über der Thür) und das vischer'sche, welche, wie das erstgenannte, auch den Sicaßen, worin sie stehen, den Namen geben. Andere sind durch originelle Aufschriften interessant, so z. B. eins — vielleicht ein Schlachthaus — mit einem steinernen Ofsen und der Unterschrift;

Omnia habent ortus suaque incrementa, sed ecce
Quem cernis nunquam hos fuit hic vitulus.

noch andere durch ihre alte innere Einrichtung, z. B. das scheurle'sche.

Ein Gegenstand anderer Art, welcher Nürnberg auszeichnet, ist ihre ritterhafte, mit höchst alterthümlichen Thürmen geharnischte Stadtmauer. Nichts ist eigentümlicher als der Anblick einiger ihrer Parthieen, wenn man sie, um die Stadt herumgehend, in schiefer Perspective auffaßt, wo sich dann die etwas vortretenden Thürme, durch die Ferne niedriger und niedriger abgestuft, scheinbar aneinander reihen und gleichsam eine Front bilden. Dort eine Folge ziegelrother, mit hohen müzenförmigen Hohlkehldächern, an deren Saume noch Eckthürmchen käfigartig hervorwachsen, dort eine Reihe kurzer viereckiger, quadergrauer, zwischen ihnen von Zeit zu Zeit einer jener runden schwarzen mit flachem Schirm gedeckten Kolossen, welche, nach den vier Weltgegenden gestellt, die vier Hauptthore der Stadt, das neue Thor, das Spittelthor, das Frauenthor und das Lauferthor, bezeichnen, und durch ihr doppeltes mit Erde ausgeschüttetes Gemäuer eine ungewöhnliche Dick haben; und vor der Mauer, deren hier geschilderter Charakter nur da, wo die Burg in die Reihe tritt, eine nicht zu seinem Nachtheil gereichende Aenderung erleidet, ringsherum der tiefe, in üppige Gemüse-, Blumen-, Baum- und Spalier-Gärten verwandelte Graben, an welchem man hingehet. Dann gibt es noch innere, ebenfalls mit hohen Thürmen versehene

Thore, welche, tief in der Stadt stehend, zu beweisen scheinen, daß Nürnberg einst mit einer engeren, jetzt bis auf jene Thore verschwundenen Mauer umgeben gewesen sei, und außerdem noch eine Menge kleinerer Kirch- und anderer Thürme, so daß ich, außer Prag, keine Stadt in Deutschland kenne, welcher so viele dieser immer seltener werdenden Zierden aufzuweisen hat, als Nürnberg. Welche Stadt wäre es geworden, wenn es an einem Strome wie die Oder oder die Elbe läge, oder wenn der Landesregent sie zu seiner Residenz erhoben hätte! Es ist ohngefähr so groß wie Breslau mit den Vorstädten, aber, wie bekannt, nur halb so stark bevölkert. Vielleicht hebt es der großartige, dicht an seinen Mauern vorübergeführte Donau-Main-Kanal wieder mehr.

Ich konnte nicht von Nürnberg scheiden, ohne die schon erwähnte, übrigens uninteressante Schütt besucht zu haben, weil sich mit ihr eine Reminiscenz aus meinen Kinderjahren verband. Jene schwarz und grün gesprenkelten Farbenkasten nämlich, deren bunte Muscheln mir einst immer, wenn ich den Deckel aufzog, eine Art Freudenrausch bereiteten, und deren mein Vater uns Kindern zuweilen einen kaufte, stammten, wie ich mich auf der Etiquette gelesen zu haben noch erinnerte, von dieser Schütt. Ich erkundigte mich nach der Fabrik, erfragte auch endlich das Gebäude, in welchem sie existirt hatte; aber sie war längst in andere Hände übergegangen, in die Mitte der Stadt verlegt, und hatte selbst ihre Firma geändert.

Besonders bei diesen Excursionen, indem ich die Aufschriften der Laden- und Gewerbe-Schilder las, hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie viele unserer norddeutschen Wörter hier durch andere, mitunter mir ganz unverständliche, ersetzt werden. Wer aus Schlessien soll z. B. errathen, was Pfragnerei bedeutet, wenn er es nicht durch Fragererei herausbekommt? Man sagt aber hier

so statt Mehlhandlung *), desgleichen sagt man Lebkuchen (Labekuchen?) statt Pfefferkuchen, Lohnröster, Flaschner, Pfannenschmidt, Koppenschopper, Weißmacher, Zubringerinnen u. s. w. statt Pferdeverleiher, Klempner, Kupferschmidt, Geflügelhändler, Spielwaarenmacher, Gesindevermietherinnen u. s. w. Auch einige räthselhafte Gassennamen, als Cappadocia, Herzgäßlein u. dgl. fielen mir auf. Ein nürnbergischer Bürger, Grübel, hat mehrere Bände sehr guter, auch ganz in der Denkweise des Volks gehaltener Gedichte im hiesigen Volksdialekte geschrieben.

Doch auch dem Strauß, einem der besten und zugleich billigsten Gasthöfe, in denen ich auf meinen Reisen logirt habe, will ich noch einige Zeilen widmen. Mein erstes Mittagessen an der zahlreich besetzten hufeisenförmigen Table d'hôte im großen mit Landcharten und Kupferstichen verzierten Gastzimmer bestand aus folgenden sehr gut bereiteten Speisen: Suppe, Rindfleisch mit Sauce, Kartoffelbrei und Preßkopfsallat, Schinken mit durchgeschlagenen Erbsen, Sauerkraut und Kartoffeln in der Schaal, Mehlspeise mit Baiserschaum, Kalbsbraten mit Schalenkartoffeln und Brunnenkresse, Sauerbraten mit Pflaumenmus; zum Desert: Borsdorfer Apfel, Nüsse (wozu jeder einen eisernen Nussbrecher, sowie zu den Speisen silbernes Besteck bekam) Torte, Biscuit, zweierlei Brot, Butter und holländischer Käse; und dafür bezahlte ich 50 Kreuzer (11 Gr. $7\frac{1}{7}$ Pf.). Die auf dem Tische aufgestellten Zahnstocher waren getrocknete kurzgeschnittene Binsen, welche man, um sie zu gebrauchen, erst mit den Fingern platt quetschen mußte. Das Getränk bestand bei den Meisten in trefflichem Biere — in dem nahegelegenen berühmten Bierhause zur Himmlsleiter, ist an der Wand ebenfalls die ganze alt-

*) Von farina (Färrnerei) wie Rector Roth, gewiß richtig, vermuthet.

testamentliche Szene abgebildet — in hellen mit blanken
Zinndeckeln versehenen Glaskännchen.

In demselben Zimmer, an einem in der Mitte
stehenden Pfeiler, ist eine sinnreiche Almosenbüchse
angebracht, auf welcher eine sitzende Puppe (ein Eremit)
durch eine Schrift zu seinen Füßen sagt:

Für die armen Augenkranken
Opf're etwas, bitt' ich dich;
Und sogleich erhebe' ich mich,
Um dir durch Musik zu danken.

Da nun fast jeder der vielen Fremden den Spaß pro-
biren will, und ein Stück Geld in die Büchse fallen
läßt — worauf sich wirklich die Puppe jedesmal erhebt
und ein in der Büchse verborgenes Uhrwerk zu spie-
len anfängt — so kommt dort sehr viel für das Blinden-
Institut ein.

Unter den Journalen, welche hier aufgebreytet lie-
gen, las ich, im Nürnberger Correspondenten, u. a.
d. d. Liegnitz d. 5. Januar: Das hiesige Amtsblatt
enthält nachstehende Bekanntmachung: „Wir bringen hie-
„durch zur amtlichen Kenntniß, daß der Bauconducteur
„Gust. Adolph Frey und der Maurermeister Karl Theo-
„dor Christmann zu Hirschberg in Folge des Einsturzes
„des Kirchthurms zu Erdmannsdorf durch richterliches Er-
„kenntniß des Rechts zum Betribe ihrer Kunst und resp.
„ihres Gewerkes für verlustig erklärt worden sind.“ Der-
gleichen Stimmen aus der Heimath machen in der
Fremde einen eignen Eindruck.

Aber eine geheime Sorge trübte zuweilen meinen
sonst so angenehmen Aufenthalt in Nürnberg. Meine
geringe Baarschaft, obgleich ich unterwegs sehr ökono-
misch gelebt hatte, war so geschmolzen, daß ich voraus-
sah, ich werde, wenn ich meine Rechnung im Strauß,
in welchem ich übrigens bloß zweimal gegessen, über-
haupt noch bezahlen könne, auf keinen Fall mehr weit
damit reichen. Was sollte ich dann thun? ich wußte es

vor der Hand noch nicht. Siehe, da überreichte mir Freund F... am Tage meiner Abreise im Namen von Freunden ein seinsollendes Aequivalent für meinen Aufenthalt im Gasthose, das aber die Zeche so überstieg, daß ich wenigstens bis Stuttgart in keine Verlegenheit zu kommen befürchten durfte. Das war wahrlich Hilfe zu rechter Zeit!

Zehntes Kapitel.

Heilsbronn. — Mein Alterego. — Der Messger Kupfer. — Weissenbrunn und Pfarrer Wiesbacher. — Die Predigt. — Tracht der Landmädchen. — Neu-Dettelsau und Pfarrer Böhe. — Windsbach und Dekan Brandt. — König Ludwig und der Kirchenrath Stephani. — Denkmäler des Klosters Heilsbronn.

Von einem lieben jungen Freunde, dem Rechtspractikanten (Referendar) Hommel, den ich ebenfalls in Nürnberg kennen lernen, bis zum Thore geleitet, wanderte ich den 19. Januar, nach Eische, wieder zur Stadt hinaus, und langte, nach unsäglichen Strapazen, in tiefer Dunkelheit in Heilsbronn an. Kaum hatte ich heute manchmal das Ungemach des Wetters, diesen athembenehmenden mich fast immer mit seitwärts gewandtem Gesichte zu gehen zwingenden Sturm, diesen in die Augen gepeitschten Schnee, diese Unwegsamkeit der mit Windweben gleich Wällen durchschnittenen Straße, die ich, als es finster geworden, ohne die leitenden Bäume gar nicht mehr erkannt hätte, überwinden zu können geglaubt. Im Kloster aber — so nennen die Leute hier seines Hauptgebäudes wegen Heilsbronn — fand ich eine freundliche warme Stube und eine zahlreiche, zum Theil aus Honorationen des Dertchens bestehende Bier- und Rauch-Gesellschaft, bei welcher es mir begegnete, dreimal von Neuhereintretenden für einen gewissen L. aus Heilsbronn angedredet zu werden. „Guten Abend, lieber Herr L.“

„Erlauben Sie, Herr L.“ (ich sollte nämlich etwas zurücken) „Guten Abend Herr Nachbar“, hieß es da einmal nach dem andern, und wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich den Eintretenden eine völlig unvorhergesehene Erscheinung sei, so hätte ich auf den Gedanken gerathen können, man wolle mich mystifiziren. Alle Anwesende aber — und ich bezweifelte es nach solchen Beweisen auch gar nicht — versicherten mich, noch nie eine größere Ähnlichkeit in Gesicht, Haltung, Kleidung und ganzem Habitus gesehen zu haben. Schade, daß mein Alterego diesen Abend als wenn er gewußt, daß er ersetzt sei, nicht selber erschien, so hätte ich mich doch einmal objectivirt gesehen.

Unter den übrigen Gästen befand sich auch ein, im Hause sehr heimisch zu sein scheinender älterer Metzger, Namens Kupfer, der, ich weiß nicht aus welchem Grunde, eine solche Anhänglichkeit an mich gewann, daß er mir den andern Morgen, Sonntags, mein Gepäck bis Weissenbrunn, und von da Nachmittags bis Neu-Dettelsau trug. Ich hätte nämlich das letztgenannte Dorf, welches vom Kloster noch eine Meile seldeinwärts liegt, schon gestern gern erreicht, ward aber durch das Wetter daran verhindert, und da ich nun im Gasthose hörte, daß Pfarrer Löhe, den ich in Neu-Dettelsau besuchen wollte, Vormittags nicht zu Hause sei, sondern in einem Filialdorfe predige, in Weissenbrunn aber, über das ich keinen erheblichen Umweg mache, ein aus der katholischen Kirche in die lutherische übergetretener Pfarrer Wiesbacher; so bewog mich dies, meinen Fuß zuerst dorthin zu richten und der Predigt beizuwohnen. Sie behandelte, auf Grund der evangelischen Perikope Joh. 2, 1—11, das Thema: Der Ehestand ist ein heiliger Stand, 1) weil Christus die Feier des Ehebündnisses mit seiner Gegenwart beehrt; und 2) weil er die Freuden dieser Feier durch ein Wunder vermehrt. Sie war populär, eindringlich,

besonders wo sie sich auf die Kinderzucht lenkte, klar und christlich, nur für einen Norddeutschen hin und wieder fast gestört durch die salzburger Aussprache — denn Wiesbacher ist aus der Salzburgschen — gewisser Diphthongen, Vocale und Consonanten, indem sie verdoppelt, also die letzteren geschärft, die anderen gedehnt werden, z. B. die Höhle auf Erden, die Sohne am Himmel, die gefühlten Krüge, Männer (st. Männer) treten (st. treten) u. s. w.

Neu war mir auch die Kopftracht der zahlreich anwesenden Landmädchen, nämlich: von allen Seiten glänzendglatt nach dem Wirbel hinaufgestrichenes Haar, ein etwas nach hinten gerichtetes, den Haarknoten umschließendes, schwarzes, oben offenes Tütchen, in dessen Tiefe ein prächtigbuntes, den Knoten bedeckendes Tellerchen, gleich einem Wunderroschen leuchtete, hinten hinab ein reicher Schweif schwarzeidener Bänder, und, was mir besonders seltsam vorkam, ein horizontal dicht über den Augen laufendes schmales Stirnband. Frischen gerundeten Gesichtern stand diese Tracht recht gut; weit besser als Locken.

Ich blieb bei Pfarrer Wiesbacher über Mittag, und begab mich dann unter der Führung des treuen Kupfer auf waldigen Pfaden über Mausendorf und die einsam im Thale liegende Seigsenmühle nach Neu-Dettelsau. Löhle war wirklich nicht zu Hause. Erst bei tiefer Dunkelheit trat er an der Seite seiner Gattin in's Zimmer, war aber erst des Nachmittags mit letzterer, die ihn trotz des schlechten Wetters zu Fuß begleitet hatte, nach jenem Filialdorfe gegangen. Er ist ein noch ziemlich junger Mann, von kräftigem, ernsten, imponirenden Außern, der selbst in seiner Hauskleidung den Pfarrer nicht verläugnet, und nicht bloß als Prediger, sondern auch als Seelsorger und Theolog, überhaupt als Geistlicher, einer der Ausgezeichnetsten Baierns. Da ich drei Tage

bei ihm blieb, so hatte ich Gelegenheit, seine seelsorgerische Erfahrung und spezielle Kenntniß der Gemeinde, die christliche Ordnung in seinem Hause, seine seltenen liturgischen Kenntnisse, seinen Takt im Umgange mit den Leuten zu bemerken, auch ihn einmal in einer Wochenpredigt, wobei er den Text analytisch behandelte, zu hören.

Mit ihm machte ich eines Tages in Regen und Schnee, über kothige Aecker und durch Wassergräben, die Partie nach dem Städtchen Windsbach, um den, durch sein homiletisch-liturgisches Correspondenzblatt, seine Predigerbibel u. s. w., so wie das durch ihn gestiftete Pfarrenwaisen-Haus bekannten Dekan Brandt persönlich kennen zu lernen. Wie ganz anders hatte ich mir ihn vorgestellt! wer würde in dieser milden, anspruchlosen, fast ermatteten Persönlichkeit die literarische und praktische Thätigkeit, Energie und Ausdauer suchen, welche Brandt bis heutigen Tages bewiesen hat? Er begleitete uns nach seinem freundlich und schöngebaut über der Stadt liegenden Waisenhause, das, wie einst das frankesche, fast aus nichts durch ihn in's Dasein getreten ist, und ich überzeugte mich durch den Augenschein wie lebensfroh und wohlversorgt unter seiner und seines Gehilfen Ulmer Leitung sich dort die Kinder befinden.

Auch Gunzenhausen und der Kirchenrath Stephani wären nicht weit gewesen; ich begnügte mich jedoch mit einer Anekdote, die mir Löhle erzählte. Als nämlich einst, um die Zeit, da es sich um Stephani's Suspendirung handelte, König Ludwig durch Gunzenhausen kam, naheten sich mehrere Freunde des Kirchenraths mit der Bitte um Inhibirung der Suspension. „Nein, nicht suspendiren, nicht suspendiren“, antwortete der König; aber bald darauf kam der Befehl zu Stephani's Quiescirung.

Es war an einem heiteren kalten Morgen, 'als ich auf gradestem, aber eiskrustirten Weg über Nüch nach

Heilsbronn zurückging, um mir, bevor ich meine Reise weiter fortsetzte, die ebenfalls weitberühmten und höchst werthvollen Merkwürdigkeiten der dortigen Klosterkirche zu besehen. Man wird gleich beim Eintritt mächtig aufgeregt durch die prächtigen Sarkophage, liegenden Statuen und alten trefflichen Gemälde von denen man sich umgeben sieht. Doch so wie man in der Wirklichkeit eine gewisse Folge beobachten muß, um nicht einen verworrenen Eindruck zu behalten, so will ich auch hier die vorzüglichsten Gegenstände der Reihe nach beschreiben.

Wir betrachten vor allen andern das Grabmal des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg. Es steht in der Mitte der Kirche und zieht sogleich die Augen auf sich. Ein hoch auf einem Postament unter einem Baldachin aufgestellter Sarg, auf welchem die bronzene völlig geharnischte Statue des Fürsten liegt, bildet den Hauptgegenstand; zu seinen Häupten schwebt, von Metall, der Auferstehungengel, aber seine silberne Posaune ist gestohlen. Dann das Grabmal Georg Friedrichs von Brandenburg, „auch in Schlesien Herzog;“ über ihm sein und seiner zwei Frauen Porträts. Dann jene charaktervollen Steinbilder an der Wand, ein Ritter v. Seckendorff und seine Frau, ihnen vis à vis an der entgegenstehenden Wand ein Ritter v. Ellrichshausen. Dann wenden wir uns zu den, meistens mit Läden verschlossenen Gemälden. Da bewundern wir zuerst einen schönen Albrecht Dürer: rechts ein Burggraf von Nürnberg, vor welchem nach der Größe abgestuft seine 9 Söhne knieen, links die Mutter, vor welcher, eben so geordnet, die 8 Töchter knieen, und die Farben sind noch so frisch, als wären sie erst gestern auf das Holz aufgetragen. Dann, in demselben Schranke, auf Goldgrund, Maria Verkündigung, Maria Geburt, Maria Beschneidung, Maria Himmelfahrt. Dann, von Wohlgemuth, in vier aneinander gränzenden Feldern:

Johannes im Gefängniß, Johannes gezeiselt, ein christlicher Ritter, welcher die ihm von einer bösen Rotte angethanen Beleidigungen vergibt, und endlich derselbe Ritter, wie er dafür aus Wuth erschlagen wird. Dann noch vier andere Gemälde von demselben Meister: Die Geburt der Maria, (Anna, die Wöchnerin, liegt im Bett, eine Suppe wird ihr gebracht, während das Kind in einem Wännchen gebadet wird) die Vermählung der Maria, Jesus im Tempel, und die heilige Dreifaltigkeit. Dann, von Schaufelein, Albrecht Dürers Schüler: die das Jesuskind anbetenden heiligen drei Könige. Dann, von Conzmann: Ambrosius, den Bettler küssend, und dem Kaiser den Eintritt in den Kirchhof wehrend; auf der Rückseite des Ladens: derselbe Bischof drei Teufel austreibend, die gleich kartesianischen Teufelchen aus dem Munde der Besessenen fliegen, und deren Farbe mit der Farbe der Haare der letzteren übereinstimmt. Dann, in einem andern Schrank, in vier schmalen Feldern von einem unbekanntem Meister: die h. Lucia (durch den Hals gestochen), die h. Katharina (gerädert), die h. Barbara (vergiftet), die h. Margaretha (durch den Drachen getödtet). Dann eine Madonna von Albrecht Dürer. Dann Markgraf Casimir und seine Frau; dann Markgraf Georg der Fromme von Brandenburg (derselbe, der in Augsburg sagte: „Mit Kopf ab! nit Kopf ab!“) im 39 Jahre seines Alters von Meister Henneberg aus Schwaben gemalt, u. s. w. Endlich öffnet man uns noch zwei merkwürdige Schränke; in dem einen ist, in buntgemaltem Hautrelief, Martin von Tours künstlich ausgeschnitten, wie er seinen Mantel mit einem Bettler theilt; in dem andern tritt uns aus der Hinterwand eine Menge hölzerner Heiliger entgegen, denen aber vor ungefähr hundert Jahren von zwei ruchlosen heilsbronner Gymnasiasten, die sich zu diesem Zweck in die Kirche einschließen lassen, alle Nasen abgeschlagen wor-

den sind. Nun gehen wir hinter den Hochaltar, wo in einer noch ziemlich geräumigen Abtheilung der Kirche das freistehende, erst im Jahr 1824 von einem Baron Stefanéo v. Cronheim u. Eppenstein dem Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg *) errichtete, 15000 Gulden kostende, Monument sich mit Recht so versteckt, um, so schön es übrigens ist, durch sein modernes Aussehen die Harmonie der im Vorderraume befindlichen Denkmäler nicht zu beleidigen. Und nun jenes hölzerne gemalte Kreuzifix! Immer wird der schauerliche Ausdruck des Todes in diesem Antlitz mir eingeprägt bleiben! Aber dafür hat es auch Weit Stoß geschaffen, und die Katholiken, denen früher diese jetzt lutherische Kirche gehörte, sollen, wie mir die Küsterstochter erzählte, schon so viel Kronenthaler dafür geboten haben, als man von Nürnberg bis Heilsbronn (6 Stunden weit) einen an den andern legen kann. Das würde ungefähr 432,000 Thlr. geben; man hat berühmte Kunstwerke wohl schon theuer bezahlt. Zum Schluß besuchen wir noch jenes, nur um wenige Stufen vertiefte, helle Seitengewölbe, in welchem 88 zum Theil bunte alte Holzfiguren, groß und klein, knieend und stehend, ganz und halbirt, am Fuße der Wände umher aufgestellt und angelehnt sind. Ein grotesker Anblick und groteske Gebilde! Manche sind wahrlich Meisterstücke, und man könnte viel darum geben, nur eins in seinem Zimmer zu haben; aber manche sind auch abscheulich. Unter andern befindet sich ein auf einem Löwen reitendes Skelett, den Tod darstellend, und sonst auf dem Thurme angebracht, mit gräßlichem Kopfe darunter. Wenn es, durch's innere Uhrwerk getrieben, den noch beweglichen Knochenarm gehoben und den Löwen geschlagen, so hat der Löwe die Stunden abgebrüllt.

*) † 1297.

Himmelkron wie Heilsbrunn sind beides
höchst merkwürdige Dertter, besonders für einen Preußen,
und es ist schwer zu entscheiden, welchem man im Gan-
zen den Vorzug geben soll. Letzteres hat seinen Namen
von dem in einem Seitengebäude befindlichen Brunnen,
der in einem weiten Bassin, zu welchem Stufen hinab-
führen, sein Bethesda-Wasser zeigt.

Elftes Kapitel.

Die fromme Familie. — Der Mann der Ragbach. — Anspach. — Die Schiffreschrift. — Der Reisegefährte. — Mustwische Thurmdächer. — Gefrorene Ueberschwemmung. — Feuchtwang. — Schopfloch. — Drmuzd und Ahriman. — Dampfnebeln. — Dinkelsbühl. — Fußreisen und Gasthöfe. — Ungeheurer Schnee. — Eilenberg. — Rückblick auf den Zustand der lutherischen Kirche in Baiern.

Von dem guten Kupfer begleitet, der sich's abermals nicht wehren ließ, mir mein Gepäck ein Stück zu tragen, trat ich Nachmittags meine Wanderung wieder an, und bekam, als jener mich verließ, eine andere Begleitung in einem noch ziemlich jungen stillen Manne, einer ältlichen Frau und einem erwachsenen Mädchen. Letztere war die Schwester des Mannes, die andere seine Frau, er selbst ein Winterschuh-Fabrikant aus Anspach. Alle drei kamen von der nürnbergger Messe, wo sie jedoch, wie sie mir erzählten, wegen Ueberschwemmung der Schütt durch die Pegnis, nicht nur schlechte Geschäfte gemacht, sondern sogar Schaden gehabt hatten. Aber wie gelassen ertrugen diese armen Leute ihr Schicksal, wie getrost waren sie bei dem Gedanken, daß Gott doch am besten wisse, was ihnen gut sei (was sie durch einen passenden Vers von Benjamin Schmolke belegten), wie erfahren waren sie im Christenthum, sowohl was Herzenserfahrung als Lehre betraf! Ich blieb mit ihnen bis Anspach, wo wir in großer Kälte bei Mondschein anlangten, nachdem wir auf unserm Wege auch ein Dorf Katerbach passirt hatten.

Den andern Morgen war die Kälte enorm, eine Kälte, daß sich alle Leute die behandschuhten Hände vor die rothen Nasen hielten, die Fluren rauchten, und der blendende Schnee bei jedem Fußtritt „Anarzte“ *). Ich gedachte hier des armen Kaspar Hauser, besuchte aber nicht sein Grab, besah mir auch nicht das Innere des prächtigen ehemaligen Residenzschlosses der Markgrafen, sondern sprach bloß ein Viertelstündchen den menschenfreundlichen mich auf's herzlichste empfangenden und zu längerem Bleiben mich, der ich meinen Hauptzweck nicht aus den Augen verlieren dürfte, vergeblich einladenden Dekan Götz. Hierauf bezahlte ich meine Beche im wilden Mann, nahm meinen Tornister wieder auf, an welchem ich mir noch en passant von einem Gürtler einen locker gewordenen Riemen annähen ließ **) und marschirte mit von Kälte geförderten Schritten zur Stadt hinaus.

Eine stattliche Pappel-Allee, allmählig bergan steigender Fichtenwald, in welchem mir viele arme Leute mit Holzschlitten und Holzbürden begegneten, hinter demselben ein weites freies Plateau, auf dem man links in der Ferne die ansehnlichscheinende Stadt Herrieden erblickt, dies war der Weg der ersten Stunden, nach welchen ich in dem einzeln stehenden Straßenwirthshause zur „Windmühl“ zum erstenmal ruhte. Da ich auch hier, wie oft in Wirthshäusern, den vorhandenen Kalender vornahm, sah ich, daß der Papierdurchschuß mit räthselhaften, mir völlig unbekanntem Charakteren beschrieben war, und äußerte gegen den Wirth, er habe wohl diese Schrift sel-

*) So spricht man in Anspach.

*) In der Stube dieses Gürtlers, Hoffmann hieß er, fand ich abermals dresdner Ansichten. Auch in Baireuth hatte ich dergleichen in meinem Schlafzimmer gehabt, in Nürnberg, an Kunsthandlungen vorbeigehend, hinter Glasfenstern gesehen. Es ist doch angenehm für einen Freund und Bewohner Dresdens, diese schöne Stadt in der Fremde so häufig wiederzufinden.

ber erfunden, damit man seine Geheimnisse nicht lesen sollte? „Ja“, antwortete er, „ich hatte früher eine andere, die man herausgekriegt hat; diese aber soll mir wohl Keiner herauskriegen.“ Ich ließ ihn gehen, machte mich stillschweigend nach einer von mir selbst erfundenen Methode über die Entschifferung, und las ihm nach ungefähr einer Viertelstunde folgenden Satz aus seinem Tagebuche vor: „Am 16. dieses Monats meldeten wir den Kauf in „Herrieden, wo wir auch die Beschreibung sogleich erhielten.“ — „Ja, ja“ sagte er betreten, „ich sehe, Sie haben's errathen.“

Die Straße zieht sich von hier in's Flußgebiet der Altmühl nach Neunstädten hinab, wo ich abermals einkehrte. Hinter dem Tische saß ein hübscher junger Mensch, den ich wegen seines Anstandes, seiner kurzen grünen Locke (burschikoser Ueberrock), seiner bundbetrodelten Pfeife und seines eleganten kleinen Ränzels für einen Studenten hielt, und der sich, da er hörte, daß ich nach Stuttgart wolle, als Begleiter anbot. Natürlich konnte mir dies bloß angenehm sein, wir gingen von nun an zusammen, und erst unterwegs erfuhr ich, daß er ein Compagnon gantier aus Schleiß, und von Meister Röbderer in dem wegen seiner feinen Handschuharbeiten in Deutschland, wie in Frankreich Grenoble, excellirenden Stuttgart berufen sei. Ich hatte aber keine Ursach, meinen Irrthum hinsichtlich seines Standes zu bereuen; H... stand in Sitte und gesellschaftlicher Bildung einem Studenten nicht nach, besaß viel Feingefühl, und spielte Schach.

Gleich hinter Neunstetten, welches, wie von nun an viele Dörfer, mit einer schlanken, mit glänzend grünen, rothen und blauen, bunte Muster bildenden Ziegeln gedeckten Thurmspitze prangt, hatte die Altmühl das ganze weite Thal überschwemmt, und diese Ueberschwemmung war später gefroren, dergestalt daß die Straße bis zu dem jenseitigen, eine halbe Stunde entfernten Höhenzuge zwi-

schen einem rechts und links hin unabsehbaren Schollen-
 gefilde lief. Ein gewiß merkwürdigerer Anblick, als der
 Anblick des Thales im Sommer.

Schon heute fing es wieder stark zu schneen an,
 und während wir in dem kleinen Feuchtwang ruhig
 unsere Ermüdung ausschließen, schneete es die ganze
 Nacht, so daß wir, als wir am andern Morgen aus un-
 serm „Bogel Greif“ herausstraten, erschrakn, ob der wei-
 ßen, immerfort noch von oben vermehrten Masse, welche
 wir durchwaten sollten. Indesß was half es? liegen konn-
 ten wir nicht bleiben, und mit Post war fast noch we-
 niger fortzukommen. Aber ich werde noch lange an die-
 sen Marsch gedenken, auf welchem wir, bis über die Knie,
 ja in den häufigen Windweben bis an den Bauch in
 Schnee versunken, manchmal fast verzweifelten weiter vor-
 zubringen, und, bepackt wie wir waren, nur durch die
 angestrengtesten, rasch wiederholten Sprünge, uns durch
 dergleichen Passagen hindurchzuarbeiten vermochten. In
 jenen Tagen blieb — ich las es im Nürnberg. Corresp. vom
 25. Januar — der Eilwagen zwischen Heidelberg und
 Würzburg im Schnee stecken, mußte mit Zuhilfenahme
 von nach und nach acht Gemeinden fünfmal herausgegra-
 ben werden, und brachte über einer Strecke von vier Stun-
 den zehn Stunden zu.

Wer will es uns verargen, daß wir, nach solchen
 erschöpfenden Strapazen, in dem stattlichen Dorfe Schopf-
 loch durch Einkehr neue Kräfte zu schöpfen trachteten?
 Auch hier, wie in Polen, in Schlessien, in Sachsen, in
 Frankreich, kurz überall, steht das Wirthshaus neben der
 Kirche. Zwei Gegensätze: Geist und Materie, Körper-
 speisung und Seelenspeisung, heiliger Geist und unheili-
 ger Spiritus, und, gleich den beiden Grundwesen Zo-
 roasters, fast gleich stark. Die Kirche kann das Wirths-
 haus nicht überwältigen, das Wirthshaus die Kirche nicht,
 manchmal ist das Wirthshaus schöner, manchmal die
 Kirche, hier diese zahlreicher besucht, dort jenes, bis end-

lich doch zuletzt Ormuzd den zwar schweren, aber nichts desto weniger vollständigen Sieg erringt. Doch wir wollen Ahriman nicht in jeder Beziehung verwerfen; was hätten wir damals angefangen, wenn er uns nicht gutes Bier und bayerische Dampfnudeln gespendet hätte? Letztere, die eben so renommirt sind, als ihre Nachbarn östlich, die gebackenen Hähnel, sahe und aß ich hier zum erstenmal. Uebrigens hatte ich mir sie ganz anders vorgestellt; sie sind ein einfaches, in Schmalz geröstetes Gebäck, in Form an beiden Enden zugespitzter Reilchen, und von mildem angenehmen Geschmack.

Die Strafe wurde von hier gangbarer, weil die bekannte trianguläre Maschine den Schnee etwas auf die Seite geräumt hatte, auch gings bergab, und bald zeigte sich das lange Dinkelsbühl*), mit seinen grauen, viereckigen Mauerthürmen. Es war erst drei Uhr, als wir in dieser ehemaligen freien Reichsstadt anlangten, aber wir konnten uns, nachdem wir einmal im „Schwan“ unsere nasskalte Chouffure mit trockenen Schuhen und Strümpfen vertauscht hatten, für heute nicht wieder entschließen, in das wüste, noch immerfort schneebringende Wetter hinauszutreten. Es gibt wohl überhaupt kaum ein größeres Behagen, als das, welches man in warmer ansprechender Stube nach einem solchen Fußmarsch empfindet. Eine Wagenreise bewirkt nie diese Empfindung; es fehlt das Gefühl des Gegensatzes zwischen Ruhe und Müdigkeit, es fehlt vor allen Dingen jene unnennbar wohlthätige Aufregung, Steigerung, aller Lebensgeister, welche nach einer anhaltenden körperlichen Anstrengung sogleich eintritt, wenn sich der Körper à son aise fühlt. Es gränzt an Uebermuth dieses Behagen, man sieht alles, die überstandenen Beschwerden, die Umgebungen, die Zukunft, im heitersten Lichte, amüsirt sich

*) Der Bedeutung nach etwa so viel als Weizenhöhe.

über Dinge, über die man sich sonst ennuieren würde, schaut geistigklarer, ist liebevoller, ist gottgetroster, ja, das biblische „Mit seinem Gott über die Mauer springen“ (Hesek. 22, 30.) paßt ganz auf diesen Zustand. Das Maaß, welches der Mensch zum Frohsein bedarf, ist wahrlich kleiner, als man gewöhnlich denkt; wer ein großes hat — es sei denn, daß er lebe als einer der etwas besitzt als besäße er es nicht, (1. Cor. 7, 30.) — ist nicht glücklich, und mancher derjenigen, die im Vergleich mit ihm nichts haben, werden alles haben (2. Cor. 6, 10 *).

Ich verbrachte, während meine durchnässten Kleider am Gestelle des Ofens trockneten, den übrigen Theil des

*) Man reiset in die Bäder, und glaubt, wenn man gesünder zurückkehrt, jenes oder dieses Wasser habe geholfen; aber es war — ohne daß ich deshalb dem Wasser alle Mitwirkung abspreche, denn baden und trinken guten Wassers ist auch gesund — die tägliche Promenade, es waren die Berg- und anderen Partien zu Fuß die man unternahm, es war überhaupt die gewöhnlich langentbehrte Luft und Bewegung. Man schreibt der eigentlichsogenannten Wassercur so wunderbare Erfolge zu; aber das Wasser ist ja bei dieser Cur bloß das Medium, und eigentlich das Schwitzen dasjenige, wodurch der Körper gereinigt, gebessert, geheilt wird. Nun aber ist starke Bewegung das natürlichste Mittel um in Schweiß zu gerathen, ist dasjenige was den Holzhacker, den Drescher, den Soldaten, den Matrosen u. s. w., welche nicht Wasser, sondern Bier und Schnaps trinken, gesund und rüstig erhält; warum sucht man so fern und so kostspielig, was weit näher und weit wohlfeiler zu haben ist? Jedes fließende Wasser lehrt es uns, daß Bewegung frisch erhält, jedes stehende, daß Ruhe stinkend und faulig macht? Es gibt Allopathen, Homöopathen, Hydropathen u. s. w. warum hat es noch keine Trechopathen gegeben? Bewegung ist das Geheimniß der Gesundheit, die Verarbeiterin überflüssiger, die Wiederauflöserin und, durch den Schweiß, Wiederableiterin in's Stocken gerathener, verderbter Säfte, sie hilft wenn der Mensch sich noch Bewegung machen kann; aber freilich, es darf keine bequeme Bewegung, es muß, mit Vermeidung des *nimii*, Strapaze sein.

Tages und den Abend in der Gaststube mit Beobachtung des Volkslebens an den verschiedenen Tischen, in Unterhaltung mit der freundlichen Wirthsleute Kindern, welche mich durch ihr emsiges Bilder-Illuminiren an eine Lieblingsbeschäftigung der meinigen erinnerten, und mit Schachspielen mit meinem Reisegefährten bei Bier und Taback. — Ich gebe überhaupt, Ausnahmen abgerechnet, solchen Gasthöfen *minorum gentium* den Vorzug vor den großen Hotels. Man irrt sich, wenn man glaubt, daß man, Alles gegen einander abgewogen, in letzteren besser sei als in jenen. Man bekommt zwar in der Regel schönere Zimmer, leichtere Betten, zahlreichere Speisen und Getränke, mehr Zeitungen und Journale; aber die Monotonie dieser Hotels, welche gleich der Kleidung der vornehmen Welt, durch ganz Deutschland, ich möchte sagen durch das ganze christliche Europa ziemlich denselben Charakter angenommen haben, während man in den niederen Gasthöfen noch Volksitte und Volkscharakter abgespiegelt findet, so wie man auch nur bei den niederen Volksklassen noch Volkstracht sieht; ferner das übersteigerte Verhältniß des Wirths zu den Gästen, indem dieser oft nur wie ein *Deus in excelsis* waltet, und dafür der vornehme, à quatre épingles gekleidete und in vier, fünf Sprachen bewanderte Ober-Kellner ihn vertritt, endlich die *Gêne*, wobei man im Conversations-saale und an der *Tabled'hôte* immer in einer gewissen Toilette erscheinen muß, und nur in seinem einsamen Logirzimmer sich in Schlafrock und Pantoffeln werfen kann, wiegen, mir wenigstens, die genannten Vortheile reichlich auf. Und ist der Unterschied im Preise nicht auch etwas? spendet man in Gasthöfen ersten Ranges nicht oft allein an *Douceurs* mehr, als in kleineren die ganze Rechnung beträgt? Es sind nicht alle großen Gasthöfe Strauße, und wenn auch zugegeben werden muß, daß viele verhältnißmäßig nicht theurer sind als die kleinen, so ist doch nicht jedem Reisenden bei bloßem Uebernachten an so

splendider Einrichtung, die in manchen Hotels einer fürstlichen ganz gleichkommt, an prächtig gestickten Klingelzügen, Fußteppichen, seidnen Decken, silbernen Leuchtern, künstlich geflochtenen und drappirten Fenstervorhängen, Trumeau's, Statuen und Gemälden, Myrthen- und Rosenstöcken u. s. w. gelegen. Reinlichkeit und Bequemlichkeit würde genügen, und guter Schlaf die Hauptsache sein, und das hatte ich, Gott sei Dank, im Schwan zu Dinkelsbühl auch.

Am folgenden Tage, in den Gebirgen, welche Bayern von Württemberg trennen, erreichte die Beschwerniß mit dem Schnee ihren Culminationspunkt. Die ältesten Leute wußten sich keines solchen Schnee's zu erinnern. Bei dem Dorfe Wolfersbrunn, wo er ausgeworfen worden war, stand er im eigentlichen Sinne des Wortes senkrecht wie Mauern zur Rechten und zur Linken, und wir gingen wie in einer Tranchee darin. Ich maas mich der Merkwürdigkeit halber an ihm, und fand ihn höher als mich. In einem Thale zwischen zwei beträchtlichen Waldrücken wechselte der weiß und blaue Pfahl mit dem schwarz und rothen, wir waren in Württemberg, und stiegen nun, mit ungeheurer Anstrengung unserer Kräfte, kaum festen Tritt findend in dem zerwühlten Schnee, und wie gebadet in Schweiß, nach dem höchliegenden, eine weite Aussicht eröffnenden Dorfe Ellenberg, das man aber lieber Meilenberg nennen möchte, hinan. Während wir hier ausruhen im Wirthshause, wollen wir einen Rückblick auf die bisher nur gelegentlich berührte lutherische Kirche Bayerns thun.

Diese Kirche, die in Preußen durch eine falsche Union verschlungen, in Sachsen, ihrem Vaterlande, das aber Luthern, seinen Ruhm, seinen größten Mann, heut durch Geringschätzung und Schmähung seiner Lehre mit schmächt, mit erniedrigt, vom Rationalismus zernagt, in Württemberg und Baden durch einen, bei dem ruhigen, gesezten Charakter des Volkes, zwar bis jetzt

ziemlich unschädlichen und einerseits sehr achtungswerthen, andererseits aber auch mit Zersplitterung in Secten und Vernichtung des geistlichen Amtes drohenden Pietismus alterirt ist, sie blüht in dem katholischen Bayern unter allen Ländern die ich durchreist bin, noch am schönsten, und hat durch die neuerliche Verordnung, daß ihre Geistlichen streng dem Lehrbegriff der Kirche gemäß predigen sollen, eine neue Garantie ihres ferneren Bestehens erhalten. Zwar entspricht ihre Verfassung auch hier noch nicht ihrem Ideale, zwar fließt sie auch hier noch, auf ähnliche Art, wie einst in Preußen im Ministerium der geistlichen etc. Angelegenheiten, in ihrer höchsten Behörde, dem sogenannten protestantischen Ober-Consistorium zu München, unter welchem die drei Consistorialbezirke Bairreuth, Ansbach und Speier und das Dekanat München stehen, mit der reformirten Kirche zusammen, zwar sind sogar die lutherischen Dekane mit über die reformirten Pfarrer gesetzt; aber doch ist sie weder unirt, noch darf in ihr, wie Stephani's Beispiel beweist, der Rationalismus allzukühn sein Haupt erheben, noch ist sie in Gefahr ihre Würde und die Aemter die sie verleiht durch Stundenhälter und Stubenerbauungen beeinträchtigt oder in den zweiten Rang herabgerückt zu sehen. Nur Rheinbayern (die Pfalz) ist unirt, und zwar durch selbstständigen Entschluß; in den cisrhenanischen Provinzen hat die lutherische Kirche ihre eigene Agende, ihre Pfarrstellen werden nie mit reformirten Geistlichen besetzt, und was die Stellung ihrer Dekane zu den reformirten Pfarrern betrifft, so ist sie hierbei wenigstens im Vortheil. Von dem Geiste der in ihr waltet, zeugen die Namen: v. Roth (Präsident des Ober-Consistoriums und Bruder des Rectors gl. N.) Böck, Fickenscher, Brandt, Götz, Kanke, Vorbrugg, Thomasius, Löhe, Lehmus, Steger, Wagner, Dietlen, Bucherer, Bomhard, Stöber, Kraussold, Rehm, Port, Hornung, Ackermann, Wagner, Bauer, Linde, Schmidt u. v. a.,

so wie die Zeitschrift für Theologie und Kirche von Har-
 leß und die Namen in der Facultät zu Erlangen, und
 daß dieser Geist auch in das Volk eingedrungen sei, das
 schließe ich nicht bloß aus dem zahlreichen Kirchenbesuch,
 den ich in Bayern gefunden, sondern ich merkte es auch,
 außer jenen schon erwähnten Aeußerungen der Familie
 aus Anspach, an vielen anderen Symptomen, als: Beten
 vor und nach Tische selbst in Wirthshäusern, christlichen
 Unterredungen, Liebe zum Katechismus und Gesangbuch
 u. s. w., welches Alles einzeln zu erzählen jedoch zu weit
 führen würde *).

*) Die Zahl sämmtlicher protestantischer Dekanate im Kö-
 nigreich Baiern beträgt 76, die der Pfarreien 1127.

Zwölftes Kapitel.

Schwäbischer Dialekt. — Ellwangen. — Die Versprechung. — Prachtige Winterlandschaft. — Kalen. — Besuch bei Christian Et's Verwandten. — Mögglingen. — Anblick von Hohen-Rechberg. — Gmünd. — Hohenstaufen. — Schorndorf. — Das Remsthal. — Waiblingen. — Cannstadt. — Unvermuthetes Ende des Fußmarsches und Ankunft in Stuttgart.

Wir merkten bald an dem veränderten, das *f* wie *sch* aussprechenden Dialekte, daß wir uns im Svevenlande befanden. Als wir, in der Nähe von Ellwangen, ein Dienstmädchen fragten, welches wohl das beste Gasthaus in der Stadt sei? antwortete sie: „Der Fuchs dasch ischt dasch bescht.“ Ellwangen verirrt den von dieser Seite kommenden Fremden sehr. Man erblickt nämlich, schon von Ellenberg an, in der Ferne ein imponirendes Doppelgethürm, ungefähr in der Richtung, in welcher Ellwangen liegen muß, und auch ungefähr so weit als es sein soll. Wer könnte daher, da keine andere Stadt in der Nähe liegt, zweifeln, daß dies Ellwangen sei? Allein beim Näherkommen überzeugt man sich, daß jene Thürme einem völlig isoliren und ziemlich weit rechts von der Straße stehenden Kloster angehören, und von Ellwangen, welches durchaus nicht mehr entfernt sein kann, sieht man gar nichts, selbst dann noch nicht, wenn man jenes Kloster — Schöneberg heißt es — schon halb rechts im Rücken hat. Möglichen aber liegt die Stadt mit massiven stattlichen Gebäuden und einer schönen zweithürmigen Kirche,

vor einem in der Tiefe, über ihr, an des steilen Abhangs Rande ein ansehnliches Schloß. Wie müde waren wir von dem noch immer fortdauernden Schneetreten! wie langsam folgten wir der im Zickzack sich hinabwindenden Straße! wie wohl that uns die Ruhe im Fuchs, welcher in der That durch den gemüthlichen Ton, welcher dort herrschte, und durch gute billige Speisen und Getränke der Empfehlung des Mädchens entsprach.

Wir mußten aber dort, nach einigem Ruhen, von dem langen Tische, an den wir uns gesetzt hatten, weichen, um einer Doppelreihe gepugter Landleute Platz zu machen, an deren Spitze, am oberen Ende der Tafel, ein vollwangiges Mädchen und eine bedeutend ältere Mannsperson präsidirten. Jetzt wurde der Tisch, seiner ganzen Länge nach mit Bierkrügen, Brotschüsseln, Käse und Wurst bepflanzt, und ein alter Poffenmacher fing an, lustige Lieder zu singen und närrische Tänze auszuführen, u. a. den sogenannten Besentanz, wobei ein Bein um das andere in schnellem Takte über einen vorgehaltenen Besen geschlagen wird, wofür er von Zeit zu Zeit einen Trunk Bier angeboten bekam, während wir, mit einigen Vornehmeren des Ortes an einem kleinen Tische sitzend, die Scene beobachteten. Es war eine Versprechung d. i. Verlobung zwischen einem Knecht und einer Magd vom Schlosse, welche gefeiert wurde, und einer der Herren, welche mit uns saßen, war der Dekonomie-Inspector des Schlosses, der seinen Leuten dies Fest bereitetete. Aber die Braut war nicht froh, sondern saß stumm wie eine Bildsäule da, und ihr Bräutigam war ebenfalls sichtlich verstimmt und niedergeschlagen. Der Inspector raunte mir zu: der Verlobte sei ihr zu alt, und sie habe sich heute verlauten lassen, es werde wohl, trotz der Versprechung, nichts aus der Heirath werden. Das hatte der arme Bursche erfahren, und konnte natürlich keine Bräutigamsmiene machen.

Ein herrlicher blauer Himmel und Sonnenschein

lachte uns den andern Morgen entgegen. Der schneebringende Nebel, welcher seit Anspach die Tage verfinstert hatte, war verschwunden und ein heiterer strenger Frost an seine Stelle getreten. Unbeschreiblich prächtig war der Anblick der blendenden, durch kein farbiges Pünktchen getrübtten Schneeflächen und der mit weißen zackigen Polstern bis zum Brechen belasteten Nester in den von einer fast heiligen Sonntagsstille erfüllten Fichtenhainen. Auch ward das Gehen mir heute sehr erleichtert. Ich hatte heute meinem lieben H... endlich einmal den Umtausch seines leichten Reisetäschchens mit meinem kolossalen Tornister bewilligt, und so wanderten wir denn, da seine Schultern bisher wenig gedrückt worden waren, „fröhlich und wohlgemuth“ bergauf bergab, durch Wald und Flur und waren schnell in den hügelumkränzten Aalen, welches zu erreichen ein ganz besonderes Interesse mich trieb.

Im Jahr 1814 nämlich, in den mir zeitlebens denkwürdigen Zeiten des Krieges, hatte ich als verwundeter Gefangener im Lazareth zu Blois mit einem württembergischen Soldaten in ein und demselben Bette gelegen, der mir, als ihm beide Beine amputirt werden sollten, im Vorgefühl seines Todes sagte: er heiße Christian Eck, sei aus Aalen, wo sein Vater Weilschmied sei, und ich möge doch, wenn ich auf der Rückkehr vielleicht in seine Vaterstadt komme, seinen Eltern erzählen, wie und wo er geendet. Ich versprach es ihm; erhielt aber, nachdem ich nach und nach bis in die Vendee geführt worden war, meine Marschrouten nach Hause über Paris, Amiens, Brüssel, Wesel, Braunschweig, Magdeburg und Berlin, und vergaß im Strudel der Ereignisse gänzlich des armen Württembergers. Erst im Jahre 1834, als ich einst mein Kriegstagebuch wieder vornahm, fand ich jene Bitte Eck's und gedachte meiner Sünde. Sogleich schrieb ich nun nach Aalen, und erhielt einige Wochen später eine Vorladung vom Director des Land- und Stadtgerichts in Liegnitz, um, weil davon die Erbschaftsthei-

lung abhängen solle, auf Ansuchen der richterlichen Behörde von Aalen den Tod des Vermissten zu beschwören. Dies that ich denn, und hatte seitdem nichts weiter über die Sache erfahren. Jetzt nun wollte ich meines ehemaligen Leidensgefährten Verwandte besuchen, und hören, ob sein Erbtheil — ungefähr 700 Gulden — ihnen ausbezahlt worden sei. Ich begab mich demnach, sobald ich nur im Gasthose zur Post ein Glas Bier getrunken und mein Gepäck der Aufsicht H...s übergeben hatte, zum Bürgermeister, indem ich glaubte, das sei derselbe, der einst wegen meiner eidlichen Vernehmung nach Liegnitz geschrieben habe. Ich irrte mich zwar, erhielt aber von ihm, der die Geschichte recht gut kannte, einen Polizeiergeanten, der mich zu Christian Eck's Schwager, einem Tuchmacher Schaal führen sollte, und — sonderbar! — grade als wir aus des Bürgermeisters Hause heraustreten, geht des Gesuchten erwachsener Sohn vorüber, dem mich der Polizeidiener sogleich vorstellt und von dem ich nun zu seinem Vater geführt werde. Da war ich denn an dem Schauplatze der Kindheit und Jugend des im fernen Grabe Ruhenden. Hier — dies sagte mir der schon ziemlich bejahrte Schaal — in dieser großen, aber altmodischen, ärmlichen, durch einen Breterverschlag in zwei Abtheilungen (eine quadratförmige in der Ecke zum Schlafen, und eine größere winkelmäßförmige, jene halb umgebende, zum Wohnen) getheilten Stube, hatte Christian als Knabe gespielt und gelebt. Wie manches Kind mag jetzt in der Stube spielen, ohne zu ahnen, in welchem Lande, unter welchen Menschen, und in welcher Gestalt ihm der Tod einst erscheinen werde! — An und auf dem Eckische saßen, den Sonntag durch Lesen in Erbauungsbüchern heiligend, seine Nichten, Schaal's und seiner auch schon gestorbenen Schwester Töchter: Katharina, Elisabeth und Regina, stille einfache Mädchen, die, als ihnen ihr Vater sagte: „Das ist der Herr Pfarrer, der mit dem Onkel Christian in einem Bette gelegen“,

kaum neugierig und ohne viel dazu zu sagen ihre Augen eine Secunde lang zu mir erhoben. Einen eigenen Eindruck machte es auf mich, hier den Brief von meiner Hand wiederzusehen, in welchem ich fünf Jahre früher, unter ganz anderen Verhältnissen, Christian Eck's Ende nach Aalen gemeldet, so wie das Eidesprotocoll, welches der Director des Liegnitzer Land- und Stadtgerichts damals aufgenommen und ebenfalls eingeschendet hatte. Das Erbtheil aber — war noch nicht erhoben. Der Herr Ober-Amtsrichter hatte gemeint: Ein Zeuge sei zu wenig; es müßten deren wenigstens zwei sein; und obgleich ich nun mit dem guten Schaal, der meine Anwesenheit gern zu Erreichung seines Zweckes benutzt hätte, sogleich nach der Post zurückkehrte, wo jener Justizbeamte so eben an der Tabled'hôte saß, und diesem mündlich nochmals versicherte, daß Christian Eck noch am Tage der Amputation verschieden sei, so blieb er doch bei seinem Satze: es müßten zwei Zeugen sein. Ich versprach nun Schaal, der mich und H. . . ., zum Dank für meine Bemühungen, in der Post mit Landwein bewirthete, ihm wo möglich ein zweites Zeugniß zu verschaffen, indem ich, wenn ich auf meiner Reise bis Blois kommen sollte, persönlich, wenn nicht, schriftlich die Superiorin des Klosters darum bitten wolle, that letzteres auch von Straßburg aus, habe aber nie Antwort erhalten; und als ich auf meinem Rückwege wieder nach Aalen kam und Herrn Schaal die Erfolglosigkeit meines Schreibens mittheilen wollte, da war auch er unterdeß gestorben, sein Haus verkauft, und sein Sohn, den ich endlich auftrieb, erzählte mir, daß seine drei Schwestern sich als Dienstmädchen vermietet hätten. Das war das Ende einer Episode meines Lebens, die sich durch ein Vierteljahrhundert hindurchgezogen, in welcher aber mich vergeßlich und leichtsinnig benommen zu haben, ich, ungeachtet meines späteren Bestrebens den Fehler wieder gut zu machen, zeit lebens bereuen werde.

Welche Ueberbleibsel der Vorzeit sind doch diese klei-

neren der alten freien Reichsstädte Schwabens, dergleichen Aalen eine ist! Man kann sich unmöglich eine Vorstellung davon machen, wenn man sie nicht gesehen hat. Alles sieht merkwürdig, baufällig, häßlich und buntschäbig aus, die Thüren, die Fenster, die hohen mit Holz durchzogenen und mit Schindeln gedeckten Giebel, die Maiskolben an den Häusern, die langen, vom Giebel bis beinahe auf die Straße in horizontal herausgesteckten Pfählen herabhängenden weißen und blauen Tuchstücke, und nun vollends ganze Gassen, deren nah sich gegenüber stehende Häuserreihen hier zurück, dort vorwärts sich neigen, ein drohendes Bild gefährlichen Einsturzes darstellend! Und wenn man in die Häuser hineintritt, wie poltert die hohle hölzerne Treppe, wie finster stallartig sind die weiten Sture, wie niedrig die großen Zimmer, wie schief Decke und Dielen, wie dünn die Wände! Doch war ein lautes lustiges Leben in Aalen. Schnelle Schlitten kreuzten sich in den Straßen, Schellen klingelten, Peitschen knallten, festlich gepuhte Gruppen standen an allen Ecken. Hier fängt der Wein an, das Bier tritt in den Hintergrund.

Die Eck'sche Angelegenheit hatte uns mehrere Stunden Zeit genommen, und die Sonne neigte sich schon sehr zum Untergange als wir endlich aus dem Städtchen heraus wieder in's Freie traten. Vor uns lag perspectivisch geöffnet, das breite Remsthal, dessen erste Stadt am oberen Ende Aalen ist. Die linke Bergkette zeigte uns eine Folge konischer Berge, auf deren letzten, ganz in blauer Ferne und überhellt vom winterlichen Abendroth eine Ruine thronte. Die Kälte war scharf, wir gingen rasch, und kehrten endlich bei schon völliger Dunkelheit in dem stattlichen Gasthose zum Adler im Dorfe Möggingen ein.

Am andern Morgen sahen wir schon beim Erwachen an den dickgefrorenen Fenstern unsres Schlafzimmers und an dem Rauche, der bei jedem Athemzuge unsrem Munde entfloß, daß die Kälte grimmig sein müsse. Doch wer friert bei einem Schritte, wie wir ihn auf dem festen,

durch Schlitten niederfahrenen Schnee der Straße gingen? und wen da fröre, wer vergäße nicht dieses Gefühl über dem Anblick solcher feenhafter Landschaftsbilder, wie sie sich heute unfrem Auge stellten? Das Schloß auf dem Bergkegel, das wir schon gestern bemerkt hatten, war Hohen-Rechberg, und wir bekamen es heute zur Seite. Aber wie soll ich den Anblick beschreiben? Das ganze Thal war in einen leichten, von der Sonne verklärten Duft gehüllt, durch welchen, optisch in's Ungeheure vergrößert, der Berg mit der hochgethürmten, auf zwei durch einen kühnen Arkadengang verbundenen Gipfeln thronenden Ruine im egalsten gedämpften Hochblau sich zeigte, während der Wiesengrund zu seinen Füßen, das Gesträuch an der ihn durchschlängelnden eisbedeckten Rems und die Bäume an der Straße alle im reinsten matten Silberweiß standen und das prächtige Tagesgestirn am wolkenlosen blauen Gewölbe strahlte. Der Anblick war so magisch-schön, daß wir nicht bloß lange stehen blieben, sondern auch, als wir vorbei waren, uns im Gehen fast die Hälse abdrehten, um ihn noch einmal und noch einmal zu haben. Als ich hernach im Sommer hier zurückkehrte, war der Anblick lange nicht so schön.

So kamen wir, immerfort in romantischer Winterlandschaft, durch das uralte Lorch, vor welchem rechts auf der Höhe ein Kloster steht, dessen Grundmauern noch von einem römischen Kastell herrühren sollen, und durch das größere Gmünd, hinter welchem ein anderer Anblick zur Linken nicht minder das Auge fesselt, als vorher Hohen-Rechberg. Dies ist der Hohenstaufen, der im Hintergrunde eines von dunklen Tannenwänden eingefassten Seitenthals majestätisch hervortritt. Hier also, auf dieser konischen, oben schroff abgeschrittenen Spitze, in welche sich ein langsamsteigender hoher Anhub endigt, horsteten einst die Ahnen jener mächtigen Kaiser, deren ruhmgekrönte Reihe mit dem unglücklichen Conradin auf dem Mercato zu Neapel endete. Wie wun-

derbarlich ist doch der Rathschluß Gottes! Welch feiner Fäden bedient er sich zur Hervorbringung großer Schicksalswechsel, und welche Gerechtigkeit oder Ausgleichung waltet im Ganzen der Geschichte! So wie bei der Ziehung eines Lotterieloses oft nur eine Fingerbewegung, ein Augenblick früher oder später, das große Loos oder eine Niete bringt, eben so hätten, wenn nur geringfügige Umstände anders gewesen wären, die benachbarten Burgen, Hohen-Rechberg, Wallerstein, Käfenburg u. s. w. ein Kaiserhaus werden können. Es gab eine Zeit, wo sie eben so mächtig, eben so hoffnungreich waren, und ihre Ruinen thronen heute noch besser conservirt auf ihren Bergkegeln, als das so gut wie verschwundene Hohenstauffenschloß; aber wo sind sie geblieben, im Vergleich mit dem Adlerflug ihres Jugendgenossen? Welch untergeordnete Stelle nehmen selbst die berühmteren ihrer Geschlechter in der Geschichte ein! — Doch je höher der Stieg, desto tiefer dann auch allemal der Fall. Napoleons Loos spiegelt sich in allen Dynastien ab, und ist der Einzelne kein Napoleon, so ist es das Geschlecht. So auch mit den Hohenstauffen. Sie sind gefallen von ihrer Höhe, während ihre früheren Nachbarn, die Hohenrechberge, zufrieden mit einem mäßigen Glücke, noch heute als eine geachtete gräfliche Familie in Bayern blühen.

Leb' wohl, du ehrwürdiges Hohenstauffen! Wir gehen voll von den Erinnerungen, die du in uns wecktest, weiter. Die Kälte wird strenger und strenger, je mehr der Abend naht. Bald wird sie denn doch unerträglich. Jetzt haben wir Müderhausen hinter uns, und vor uns zeigt sich der große viereckige Thurm der ehemaligen Festung Schorndorf. Hu, wie eilen wir, um unsere Wangen und Ohren, durch welche die Kälte trotz dem umgebundenen Taschentuche schneidet, zu retten. Endlich wandern wir ein in die altmodischen Gassen, in denen der noch lesbare Namen Gaupp auf einem Apothekerschilder mich

an einen aus diesem Lande stammenden verstorbenen Consistorialrath gleiches Namens in Schlesien erinnert, und finden im „Dchsen“ eine warme und gute Herberge.

Unbeschreiblich prächtig war auch der folgende Wintertag; aber es gehörte ein Remsthal dazu, um ihm solche Reize zu verleihen. Dies Thal, welches wir von Aalen bis Waiblingen mit wahren Vergnügen durchpflugten, ist eins der herrlichsten unsres deutschen Vaterlandes. Schöne Dörfer, ohne Ausnahme stattlich, heiterbunt und gedrängt gebaut, untermischt mit alterthümlichen Städtchen, folgen sich in kurzen Intervallen und in den reizendsten Situationen. Die ziemlich hohen, auf der südlichen Seite meist steilen, auf der nördlichen sanft sich abstufoenden, aber nirgend nah und wild einander gegenübertretenden Wände, sind theils mit Nadel- oder mit Laubholz, theils mit Gärten, Feldern und Reben, besonders aber mit Obstbaumwäldern, welche oft ganze lange Rücken und Lehnen bis tief herab bedecken, staffirt, und auch die Straße läuft immerfort zwischen einer Doppelreihe alter riesenhafter Birn- und Aepfelbäume hin. Alles dies war heute, wo keine niedergeschlagenen Dünste die brillante Sonnenbeleuchtung dämpften, in's reinst glänzendste Weiß wie in einen vornehmen Brautschmuck gekleidet. Jene Obstwälder kräuselten wollig wie Millionen an einander gedrängter Tüpfchen die weiten Gelände. Wie mit Zuckerguß bedeckt standen die ernsten Fichten, wie krySTALLISIRT waren die Eichen, die Buchen, die Gesträuche, und, damit der Contrast der Farben recht hervortrete, saßen kohlschwarze Krähen aufgepärscht gleich Klumpen in den tausendästigen silbernen Bäumen der Straße, oder pickten gesellschaftsweise auf dem Wege ihr spärliches, ihnen von Pferden gestreutes Futter.

Mittags waren wir in Waiblingen, von welchem, da es noch eine Stadt dieses Namens in Würtemberg gibt, es ungewiß ist, ob von ihm die Sibyllinen ihren Namen haben, und wo im Postgasthose abermals dresd-

ner Ansichten mein Auge begrüßten. Dann — es sollte heute Stuttgart erreicht werden — ging es mit neuem Muthe links aus dem Remsthal heraus und über die Hochebene weg in südlicher Richtung nach Cannstadt zu. Dort angelangt, überschritten wir den grünlichfluthenden mit Eisschollen treibenden Neckar, der die Stadt in zwei Hälften theilt, und waren, da wir gar nicht rasteten, bald am entgegengesetzten Ende der hübschen Stadt, um nun auch das letzte Wegstück zurückzulegen. Siehe, da hielt zur Seite der Straße eine Reihe zweispänniger Schlitten, deren Kutscher uns, je nachdem wir an ihnen vorüber kamen, zuriefen: ob wir nach Stuttgart fahren wollten? Ich schlug es den ersten ab, weil wir die Kosten scheuten, bis ich endlich einmal fragte, wie viel es koste? „Sechs Kreuzer“, war die Antwort. „Nun“, sagte ich, da der Preis so unerwartet wohlfeil war, zu meinem Begleiter, „wie ist's? wollen wir recht vornehm nach Stuttgart kommen? Jener willigte ein, und so warfen wir denn unsere Bürden ab, nahmen neben einander Platz auf dem gepolsterten Sitze, breiteten meinen Pelzmantel vor uns, und fort ging's unter Schellengeläut in der Pappel-Allee, während unsere Pfeiffen dampften und unaufhörlich entgegenkommende Schlitten pfeilschnell an uns vorüberschoffen. Aber Keiner der darin Sitzenden mochte wohl so viel Behagen finden an der Fahrt als wir, deren Rücken so unverhofft von ihrer Last befreit waren und deren durch viele Tage angestregten Beine sich nun strecken und recken konnten nach Herzenslust. Der Fußmarsch war hiermit zu Ende; bei H. . . , weil er in Stuttgart in Arbeit blieb, bei mir, weil ich dort durch christliche Freunde in Stand gesetzt wurde, künftig, ohne Verlegenheit befürchten zu dürfen, zu fahren.

Dreizehntes Kapitel.

Das theure „nicht“. — Wolfgang Menzel. — Spaziergang nach dem Belvedere. — Albert Knapp. — Wilhelm Hofacker. — Josenhanns. — Eröffnung der Ständekammern und Predigt des Prälaten Haas. — Die uneigennütigen Dienstmädchen. — Ueber Stuttgart im Allgemeinen. — Rückblick auf die evangelische Kirche Württembergs.

Ich kehrte im römischen König ein, und machte gleich am andern Morgen die Erfahrung, wie nützlich es sei, sich nach dem Volksdialekte zu richten. Es war nämlich noch ganz finster, als ich durch das Geräusch, welches ein Dienstmädchen bei Heizung meines eisernen Ofens verursachte, geweckt ward. Ich, der ich nicht liebe, in geheizter Stube zu Bett zu liegen und gleich nach dem Aufstehen ausgehen wollte, also kein warmes Zimmer brauchte, rief ihr zu: „Brennen Sie nicht ein in meiner Stube!“ (denn daß ich, um von ihr verstanden zu werden, nicht „einheizen“ sagen dürfe, hatte ich in Württemberg schon gelernt). Hierauf fragte sie: „Um acht?“ worauf ich mit Nachdruck wiederholte: „nicht! nicht!“ und als sie nun erwiderte: „S' isch recht“ (S' ist gut) und fortging, überließ ich mich, müde wie ich war, von neuem dem Schlafe. Aber bald nach 8 Uhr erwachte ich von ungeheurer Hitze und merkte nun wohl, daß das Mädchen dennoch, wegen des dominirenden ch in „nicht“, geglaubt habe, ich wolle, sie solle um acht einbrennen. Am zweiten Morgen, als sie wiederkam, machte ich's klüger; ich rief ihr zu: „nit einbrennen! nit einbrennen!“ und nun hatte ich Ruhe vor dem Feuer. In der Rechnung ward

mir hernach jenes Einheizen, ziemlich billig, mit ungefähr 4 Gr. angesetzt; aber der kleine Fehler, nicht statt mit gesprochen zu haben, war doch theuer genug bezahlt.

So ging ich denn durch die beschneeten Straßen zuerst zu Wolfgang Menzel, meinem Landsmanne, ja meinem Universitäts-Coötanen, obgleich wir uns, da er erst kurz vor meinem Abgange von der Breslauer Universität immatriculirt worden war, nur wenig, ohne eigentliche Bekanntschaft zu machen, gesehen hatten. Aber wie sogleich war der damals abgebrochene Bund wieder und inniger erneuert, wie so ganz fand ich in ihm einen Semperidem, welchen weder zwanzig und mehr Jahre Zeit, noch Ausland, noch mannichfache Schicksalswechsel stolz oder kalt oder manivert oder philiströs, d. h. nach meiner Definition, peinlich und rücksichtsvoll, gemacht hatten. Leider sind nicht alle Universitätsfreunde solcher Art. Wohl ziemlich Jeder wird die Erfahrung gemacht haben, daß Manche von denen, die auf der Universität gut Bruder mit ihm waren, hernach, wenn das Glück sie höher hob oder eine vornehme Geburt ihnen mehr zum Bewußtsein kam, oder Ruf und Ruhm ihre Namen der Welt nannte, einen andern Ton gegen ihn annahmen, der, wenn er auch vielleicht nicht in schändliche Unhöflichkeit oder völlige Ignorierung des Jugendfreundes ausartete, doch den Unterschied der äußerlichen Stellung leiser oder stärker empfinden ließ. O wenn solche Menschen immer wüßten, was man daraus sieht, was sie dadurch gleichsam mit stummer aber unzweideutiger Pantomime sagen! nämlich: daß sie nicht selbstständig sind, daß sie keinen Charakter haben, daß nicht sie die Verhältnisse beherrschen und formiren, sondern die Verhältnisse sie, daß ihr Benehmen also eigentlich Schwäche ist! Darum sind sie denn stolz und vornehmthuend unter den Stolzen und Vornehmen, heilig unter den Heiligen und unheilig unter den Unheiligen, absolutistisch unter den Absolutistischen und revolutionär unter den Revolutionären, ja oft, um recht gefällig zu sein,

die Ultras in allen diesen Verhältnissen. So waren sie denn auch gut Brüder mit den Studenten unter den Studenten, nicht, weil sie N.. waren, sondern weil sie unter Studenten waren, weil sie glaubten, so am besten mit ihrer Umgebung zu fahren. Sie stehen, sie gelten, sie fühlen sich durch Andere, durch ihre Aemter, durch ihr Geld u. s. w. nicht durch sich, und wenn denn einmal alle jene äußerlichen Stützen fallen, und sie auf Gott und sich allein angewiesen sind, dann sind sie leer, unglücklich, vernichtet, und bewahren in keinerlei Weise Haltung. — Ich verlebte in Menzels geistreicher und vielseitiger Unterhaltung viele schnellenteilende Stunden, theils in seinem hübschen, in einem Garten am Umkreise der Stadt gelegenen Hause, theils auf Spaziergängen, von denen er selbst im Winter ein Freund ist.

Unter andern stiegen wir auch einmal in tiefem Schnee auf das sogenannte Belvedere, einen weiten steinernen Sitzkreis (der im Sommer mit einem Schirm überspannt wird) an der Südseite der Stadt, von welchem man, das Antlitz nach Norden gerichtet, eine selbst in dieser Jahreszeit anziehende Aussicht hat. Vor sich im Thale die von allen Seiten, außer nach Camstadt zu, von, unten kahlen, im Sommer mit Reben begrünten, oben mit Wald umkränzten Höhen engumschlossene Stadt, über sie hin, etwas zur Linken, Hohen-Usperg, dieser württembergische Königstein oder Spielberg, in dessen Mauern einst Schubart seine kräftigen Gefänge sang; zur Rechten, fast im Rücken, eine tiefe Waldschlucht, und über sie hinweg in blauer Ferne, die zackige Kette der rauhen Alp, in deren Schooße der Pendant zu Hohenstaufen, das Stammschloß der Hohenzollern, ruht; und dicht hinter sich, ganz nah, einen unabsehbaren, gegen das Lustschloß Solitude sich hinziehenden Fichtenwald. So viel ich die Höhen umher beurtheilen konnte, ist dies der schönste Standpunkt, um eine Uebersicht von Stuttgart und seiner Gegend zu erhalten.

Auch ohne die Empfehlung, die ich von Dresden mitbrachte, hätte ich die persönliche Bekanntschaft mit Albert Knapp, oder, wie man hier spricht, Herrn Oberhelfer Knapp (an der Stiftskirche) gesucht. Ich war Abends bei ihm und fand, gegen meine Erwartung, die sich diesen ersten unserer jetzt lebenden geistlichen Liederdichter auch zart und geistiges Wesen repräsentirend gedacht hatte, einen großen, starken, kräftigen Mann, dem man solche Gesänge nimmermehr ansähe, der seine Worte alle mit einem gewissen Nachdruck und langsam spricht, der mich aber, obwohl seine religiösen Ansichten allgemeinerer Natur sein mögen als die meinigen, mit Theilnahme und Brüderlichkeit auf seiner Studirstube empfing, mir den größten Theil des Abends schenkte, und, da ich auch ihm den Zweck meiner Reise eröffnete, mir eine neue, jedoch, wie sich hernach, als ich zur Ausführung schreiten wollte, zeigte, durch Localverhältnisse und die Geringsfügigkeit meiner Geldmittel nicht begünstigte Idee mittheilte, um mir eine Subsistenz in Stuttgart zu begründen.

Unmittelbar von ihm begab ich mich zu seinem Amtsbruder, Wilhelm Hofacker, Helfer an der Leonhardkirche. Wie interessant war es mir, gleich beim Eintritt in das Zimmer, das große, in Del gemalte, und mit einem leichten grünen Schleier verhangene Originalportrait Ludwig Hofackers, nach welchem das vor seiner Predigtsammlung stehende gestochen ist, neben dem auf gleiche Weise gemalten und verhangenen seines jüngeren Bruders zu erblicken, und mich zu überzeugen, wie treu jener Kupferstich sein Vorbild wiedergebe. Physiognomie, Haltung, Attitude, alles ist gerade so, und der Eindruck den man beim Anblick der Copie empfängt, genau derselbe. Aber die beiden Brüder sind sich äußerlich gar nicht ähnlich. Der Verstorbene ist, wie man aus seinem Portrait sieht, hager, kränklich, in seinen Augen liegt etwas Hohles, Düsteres, in seinem ganzen Wesen etwas Melancholisches, der Diswelt Erstorbenes. Der Lebende

hat Embonpoint, ein rundliches blühendes Gesicht mit niedlichen Zügen und einem kleinen Doppellinn. Man betrachtet mit Wohlgefallen dies gemüthliche, sprechende, freistirnige, würdebewahrende Antlitz. Was die geistige Aehnlichkeit betrifft, so habe ich, da ich Ludwig Hofacker nur aus seinen hinterlassenen Predigten kenne, Wilhelm Hofacker hingegen nie habe predigen hören, kein Urtheil, glaube jedoch, nach allem was ich aus eigener Beobachtung gemerkt und aus Anderer Munde gehört habe, daß letzterer, wenn auch vielleicht durch verschieden-nuancirte Tüchtigkeit, jenem wenigstens die Wage halte. — Er nahm mich sogleich in sein Haus, wohin ich aber, der Späte wegen, erst den andern Morgen zog, und versammelte am andern Abend ein Concil erfahrener christlicher Männer, um ihr Gutachten über die von Knapp ausgegangene, und auch Hofackern verfolgungswerth scheinende Idee hinsichtlich eines Wirkungskreises für mich in Stuttgart abzugeben. Diesen Männern nun, die im Kreise um den Tisch herum saßen, trug ich, auf ihren Wunsch, zuvörderst die Geschichte der Kirchenverfolgung in Preußen und insbesondere meine eigene kurz aber zusammenhängend vor, und ging dann über auf den eigentlichen Gegenstand unserer Zusammenkunft. Als ich geschlossen hatte, ward ruhig pro und contra gesprochen, und die Sache vielseitig erwogen. Doch aber behauptete am Ende die Meinung: es sei ein solches Unternehmen — auch abgesehen davon, ob die Regierung ihre Concession erteilen werde oder nicht? — jedenfalls in seinem Erfolge zweifelhaft, schwierig, und deshalb, da ich nicht überflüssige Mittel zu kostspieligen Versuchen besitze, wenigstens so lange zurückzustellen, als ich noch hoffen könne, auf andere einfachere und minder kostspielige Weise mein Brod zu finden.

Doch verdankte ich dieser Sache die Bekanntwerdung mit Männern, die ich, bei der Kürze meines Aufenthaltes in Stuttgart, außerdem wohl schwerlich alle hätte kennen lernen, und namentlich befand sich unter ihnen ein Weiß-

gerber, Josenhanns, welchen, wenn er auch vielleicht zum Theil als Organ anderer christlicher Freunde handelte, ausführlicher zu erwähnen, ich mich durchaus verpflichtet fühle. Er überreichte mir, als ich am folgenden Tage in Begleitung Hofackers zu ihm kam, nicht bloß eine bedeutende Unterstützung für meine Frau, sondern gab mir auch später, als ich von ihm Abschied nahm, nicht viel weniger, und, wie ich vermuthete, ganz aus eigenen Mitteln, zur Fortsetzung meiner Reise. Ihm, sowie auch Wolfgang Menzel, der Aehnliches that, und allen denen, welche mich damals aus einem armen zu einem verhältnißmäßig reichen Manne, und meiner Frau eine unverhoffte Freude machten, sei hiermit auch öffentlich der von ihnen zwar nicht verlangte, mir aber gebührende Dank gesagt.

Es war der 1. Februar und eine fürchterliche Kälte, als die württembergische Ständekammer eröffnet wurde. Die Geistlichkeit der Stiftskirche, an ihrer Spitze der mit einem Kreuz an goldener Kette gezierte Prälat Haas, erwartete den König an der Hauptthür der Kirche, mit erstorbenen Wangen und zitternd vor Frost. Doch nicht allzulange. Bald kam eine schöne Glaskarosse nach der andern, mit livirten, in gewaltige Bärmützen und Pelze gesteckten Kutschern auf hohem Bock und mit prächtiggeschirrten Rossen im Fluge angefahren, hohe Staatsbeamte, Generale, mit breiten Bändern, mit blizenden Orden, stiegen heraus; endlich kam auch der König, in einfachem grauen Mantel, und Alles begab sich nun in die schon halbgefüllte Kirche, um die Predigt des Prälaten, womit die Eröffnung der Kammern begonnen wurde, anzuhören. Sie hatte zum Texte Ps. 67, V. 4 u. 5; zum Thema: „Der Glaube, daß Gott die Leute recht richtet und regiere die Leute auf Erden, verbreitet 1) ein Licht über unsere gesammte Weltansicht, richtet 2) unser Herz auf das Dauernde und Bleibende; regt 3) neuen Pflicht-eifer in uns an; und war sehr kurz und, wie die meisten

Prebigten bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten, Ordensfesten u. dergl. von der Art, daß man mehr die Kunst bewundern muß, mit Worten nichts zu sagen, als mit wenig Worten viel zu sagen. Es gehört auch in der That, ein nicht gewöhnlicher Muth dazu, ein Muth wie ihn der Herr z. B. gegen die Pharisäer, Johannes gegen Herodes, Nathan gegen David u. s. w. bewies um Königen, Landständen, hohen Staatsbeamten und Generalen wirklich die Wahrheit zu sagen. Was mich aber von Seiten des Königs freute, war, daß, obgleich er Glasfenster vor seiner geheizten Loge hatte, er trotz der strengen Kälte diese Fenster öffnete, entweder um den Prediger besser zu verstehen, oder um vor den Andern in der Kirche keinen Vorzug zu haben.

Noch am Abende desselben Tages fuhr ich mit der von Hofacker mir vergütigten Eilpost weiter, und hatte dabei die in meinem Heimathlande mir kaum vorgekommene Erscheinung, daß die beiden Mägde, welche mit meine Sachen aus dem Gasthose geholt, mich während meines Aufenthaltes bei Hofacker aufs freundlichste und pünktlichste bedient, und jetzt wieder meine Effecten in ihren runden flachen Körben auf dem Kopfe bis auf die weitentlegene Post getragen, durchaus nicht zu bewegen waren, ein Douceur von mir anzunehmen. Ich schickte ihnen hernach von Straßburg zwei französische Scheeren, mit dem Wunsche, daß sie dieselben dereinst als gute und glückliche Hausfrauen gebrauchen möchten, wegen welcher Kleinigkeit sie mir, als ich auf meinem Rückwege wieder bei Hofacker logirte, eine außerordentliche Dankbarkeit bezeugten.

Ehe ich jedoch die Fortsetzung meiner Reise erzähle, will ich auch von Stuttgart und von Württemberg überhaupt noch Einiges nachholen. Die Stadt, welche ihren Namen daher hat, daß früher hier ein herzoglicher Stutengarten gewesen — daher auch ihr Wappen ein an einer Stutte saugendes Füllen enthält — hat, weil sie fast

ganz von Bergen umschlossen und von keinem Flusse oder auch nur Bache begleitet ist, eine ungünstige Lage. Sie kann nicht vergrößert werden, außer, in schmaler Linie nach Cannstadt zu, was auch geschehen soll. Dieses letztere, am breiten schönen Neckar und in weit freierem Raume gelegen, hätte Haupt- und Residenzstadt werden sollen. Die Bauart von Stuttgart ist äußerst ungleichartig und bietet die grellsten Contraste dar. Es giebt breite grade, moderne Straßen, die fast ganz aus neuen Palästen bestehen und einen in die neueren Theile Berlins versetzen, wie z. B. die Königsstraße, die Museumsstraße, die Grünstraße u. s. w., aber auch winkliche, häßliche, altmodische Straßen, die einen mit ihren hohen spitzen mit Holzbalken durchzogenen Giebeln an Aalen erinnern. Von den Kirchen ist auch nicht eine schön oder auch nur geschmackvoll. Selbst die Hauptkirche (die Stiftskirche) ist ein verschrobenes Gebäude mit höchst unförmlichem Thurme. Hingegen ist eine neue Kaserne am Südeude der Stadt eine der größten und schönsten, die ich gesehen habe, selbst die Kasernen in Berlin, Metz und Straßburg nicht ausgenommen. Auch ein neues Militair-Frankenhaus ist schön, wie denn überhaupt alle neueren Gebäude einer Residenz angemessen sind. Die Hauptzierde der Stadt, gleichsam ihre Perle, ist jetzt jedoch die Schillerstatue. Dieses kolossale goldbronzene Werk des Dänen, welches damals noch nicht stand, das ich aber auf meinem Rückwege gesehen habe, ist wirklich imponirend und hat das Einfache der Antike, besonders wenn man es von der rechten Seite, etwas im Rücken genommen, betrachtet. Es näher zu beschreiben erspare ich mir, da es aus Abbildungen satzsam bekannt ist; nur das will ich bemerken, daß auch hier, wie bei edlen Gebäuden, der Eindruck welchen die Wirklichkeit macht nicht aus dem Kupferstich errathen werden kann. Schade, daß der Platz, auf dem die Statue steht, so eng ist; demungeachtet wußte ich kaum einen besseren zu diesem Zweck in Stutt-

gart. Die Ankunft und Aufrichtung dieses Kunstwerkes hat zu Streitigkeiten zwischen der Geistlichkeit der Stadt und den Behörden Anlaß gegeben. Alle Pfarrer von Stuttgart nämlich, mit Ausnahme eines einzigen, protestirten gegen das Glockengeläut bei dieser Feier; aber das Consistorium ließ sie im Stich, und es ward mit allen Glocken geläutet. Wer, wenn man die Sache aus christlichem Standpunkte ansieht, kann wohl noch fragen, welche von beiden Partheien Recht habe? Die Glocke ist, wie jeder zugeben muß, zum Dienste der Religion und der Kirche bestimmt, dazu ist sie erfunden, dazu ist sie seither gebraucht worden, und nur in Kirchtürmen hängt sie. Wenn die Christen zum Gottesdienste sich versammeln sollen, wenn ein Paar den von Gott gestifteten Ehebund schließt, wenn ein Mensch aus der Zeit in die Ewigkeit gegangen ist, wenn das Volk dem Regierer der Welt für den wiedergeschenkten Frieden dankt u. dergl., dann tönt sie, und wenn auch mit ihr bei Feuersbrünsten gestürmt wird, so geschieht dies der Nützlichkeit wegen, so etwa wie in Kriegszeiten Kirchtürme auch zur Beobachtung des Feindes benützt werden, nicht aber um etwas Auserkirchliches zu feiern. Wie kommt sie nun dazu, einer metallenen Bildsäule, der Bildsäule eines Menschen, eines Menschen, der durch sein „Als ihr noch die schöne Welt regiertet ic.“ und sein „Du hast gehofft; dein Lohn ist abgetragen ic.“ bewiesen, was er vom Christenthume halte, die Weihe zu geben? Was soll der große Haufen, der nach dergleichen äußerlichen Ehrenbezeugungen den Werth des gefeierten Gegenstandes taxirt, wohl denken, wenn er sieht, daß ein solches Gebild, oder meinetwegen auch ein solcher Mensch, eben so und mehr celebrirt wird als der Tag des Herrn, als die hohen christlichen Feste, als überhaupt das auf Gott sich Beziehende? Muß er nicht auf den Gedanken kommen, der Mensch, der hier dargestellt werde, sei auch eine Art Gottheit? müssen nicht alle christlichen Begriffe ver-

wirrt, muß nicht die Geltung des alleinigen Gottes in den Herzen geschwächt werden? — Und wir wollen noch über die Heiligensetirung in kraszkatholischen Gegenden, in Neapel, in Palermo, in Lissabon u. s. w. reden, wo wenigstens solche Menschen in ihren Puppen gefeiert werden, die einst ihr Leben dem Erlöser widmeten, ja zum Dpfer brachten? Oder will man etwa entgegenen: die Dichtkunst liege auch im Gebiete des Christenthums und Schiller sei ein großer Dichter gewesen? Ja; aber doch kein christlicher? wie ungenügend ist es Gustav Schwab, der sich zum Festredner hergegeben, und der — man hört es mancher Stelle seiner Rede an — es wohl gefühlt haben mag, daß er, ein Geistlicher, eine Art Abgötterei mit befördern helfe, gelungen, nur eine Neußerung aus dem ganzen Vorrathe der Schillerschen Werke herauszufinden, die sich künstlich auf eine christliche Gesinnung des Dichters deuten lasse? Aber gesetzt auch, Schiller wäre ein christlicher Dichter, etwa ein Paul Gerhardt, oder auch nur ein Klopstock, oder Dante oder Tasso gewesen, würden wir, wenn wir seiner Bildsäule mit Glocken läuten, weiter sein als jene heidnischen Griechen des Alterthums, welche einst auch diejenigen Männer, welche im damaligen Geiste Großes thaten, redeten oder sangen, mit in ihren Cultus zogen? Und das wird Aufklärung genannt! und jene achtungswerthen Geistlichen, welche sich der Entwürdigung ihrer Glocken widersetzen, werden Finsterlinge gescholten! O perversitas! Wie nahe stehen gerade Diejenigen, die sie schelten, wie der jener Finsterniß des Halbgötter- und Heroenthums, welche das Licht, Christus, einst zerstreut hat! Da beschämt sie selbst der Dichter, den sie vergöttern, und vor dem als Dichter auch ich übrigens allen Respect habe, sowie auch vor Homer, Horaz, Ossian, Göthe u. s. w.; denn der hat in seinem Liebe von der Glocke, indem er alle die Scenen schildert, wo das getaufte Erz ertönt, die Einweihung einer Statue nicht aufgeführt.

Schon aus diesem Zuge der Stuttgarter Geistlichkeit kann man aber sehen, daß noch viel christlicher Sinn in jener Stadt walte, und so ist es auch im Lande. Württemberg steht Bayern hierin nicht nach; aber ein Mißstand ist der schon früher berührte, in eine Art Laienpriesterthum ausartende Pietismus. Aus den Familienandachten, woran es leider in manchen anderen Ländern mangelt, sind hier, ins entgegengesetzte Extrem überschlagend, organisirte Versammlungen der Gemeinde geworden, welche ein sogenannter Stundenhalter — gewöhnlich ein bibelbewandter und gebetsgeübter Bauer oder Professionist — leitet, und woran der Pfarrer des Ortes, wenn er nicht als Weltkind angesehen werden will, ebenfalls Theil nehmen muß, aber nicht qua Pfarrer, sondern mit gewechselter Rolle, als bloßer Zuhörer. Das ganze Remsthal ist voll solcher Stundenhalter, und es giebt dort ganze große Dörfer, in denen kaum zwei oder drei Familien sind, die sich von der Versammlung ausschließen. Daß aus dieser Stellung der Gemeinden zu den Pfarrern — woran freilich vielleicht frühere rationalistische, dem christlichen Bedürfnisse nicht genügende Vorträge der Prediger Schuld sein mögen — nicht noch mehr Unordnungen, noch mehr Ueberhebung und geistlicher Stolz der Laien, noch mehr Derogirung des geistlichen Amtes, noch mehr Verirrung in Schwärmereien und Zerfall in Secten entstanden sind, giebt ein schönes Zeugniß für den Charakter des württembergischen Volkes, rechtfertigt aber nicht die Sache an sich. Sie unterminirt doch den Boden der Kirche und bereitet eine künftige Auflösung derselben vor. Schon giebt es Michelianer, welche die Schriften eines gewissen Michel Hahn, eines frommen Bauers, höher stellen als unsre christlichen Bekenntnisschriften und keines Pfarrers zu bedürfen wännen, Swedenborgianer, welche an Geistererscheinungen glauben, Baptisten, welche erst neuerlich bei Cannstadt eine große Taufhandlung, woran auch Frauenzimmer Theil nahmen,

im Flusse verrichteten, Millenarier, welche an die Wiederbringung aller Dinge und endliche Seligwerdung selbst des Teufels glauben Stillingianer u. s. w. Und wer weiß, was, bei der in Laienpredigt und Laienpriesterthum nichts Ungewöhnliches und Ordnungswidriges mehr findenden Bevölkerung, werden würde, wenn einmal ein Sectenhaupt von überwiegendem Geiste im Gegensatz zu den Pfarrern und zur Kirche aus dem Volke sich erhöbe? —

Was die Union betrifft, so sind, dem Principe nach, die protestantischen Kirchen Württembergs unirt, nur daß man, wegen der äußerst geringen Zahl der Reformirten, nicht viel davon merkt. Doch ist der König so gerecht gewesen, denen, welche die gemeinschaftliche Agende nicht annehmen wollten, eine besondere kirchliche Existenz zu bewilligen. Sie haben sich, ungefähr 600 an der Zahl, im Jahre 1819 in dem freundlichen, in einem stillen Thale 2 Stunden von Stuttgart gelegenen Kornthal, wo ich auf meinem Rückwege einen geheiligten Sonntag verlebte unter dem ehrwürdigen Vater Hoffmann, als weltlichem Vorsteher, und dem tüchtigen Pfarrer Kapff, als geistlichem Vorsteher, gesammelt, und schon eine Filialgemeinde, Wilhelmsdorf, in der Nähe des Bodensees, unter Pfarrer Mann, gegründet.

Vierzehntes Kapitel.

Karlsruhe. — Ideal und Wirklichkeit. — Director Stern. —
 Charakter der Stadt. — Kascht. — Der Schwarzwald, — Spuren der Nähe Frankreichs. — Volkstracht. —
 Dörfer. — Kehl. — Die Rheinbrücke. — Einwanderung
 in Straßburg. — Hôtel à la ville de Bâle.

Von meinem Wege von Stuttgart nach Karlsruhe kann ich nichts erzählen, als daß ich recht bequem gefessen und mitunter etwas genickt habe. Ob ich durch schöne oder durch unschöne Gegenden gekommen, durch was für Städte und Dörfer, wo ich die Gränze passirt sei? u. dergl. das wußte ich alles nicht; denn was sieht man, wenn man in finsterner Winternacht im Gehäuse des Eilwagens fährt? Kurz ich war früh um 5 Uhr, statt in der Hauptstadt des würtemberger Landes, in der Hauptstadt des Großherzogthums Baden, wo ich in dem prächtigen Gasthose zum goldenen Kreuz auf der Zähringer Straße, nachdem ich von Fahren und Schlaf taumlich und etwas fröstelnd eine Tasse Thee getrunken, mich noch ein paar Stunden zu Bett legte.

Das Erste was ich nach dem Erwachen that, war, eine Dame, die ich vor vielen Jahren in einem andern Lande kennen lernen, aufzusuchen. Wie viel Mühe kostete mich dies! Fast hätte ich daran verzweifelt, ihre Wohnung ausfindig zu machen. Ich ging endlich auf die Polizei, und erfuhr dort, nachdem ich in mehrere Bureaus geschickt worden, Straße und Hausnummer. Bald stand ich nun auf dem äußerst reinlichen Flure und zog an der Klingelschnur. Eine bejahrte große Dame trat heraus,

die ich auf den ersten Blick nicht für die Gesuchte erkannte. Sie meinte, es werde ihre Schwester sein, nach der ich frage, was ich, da ich nur von zwei Schwestern wußte, auch bejahte, und ich harrete nun, nachdem jene wieder ins Zimmer gegangen war, mit gespannter Erwartung und mein Begrüßungswort in petto, der ziemlich lange ausbleibenden andern Erscheinung. Die Thüre öffnete sich endlich wieder, und eine noch größere Dame, welche zuvörderst mich ersuchte, mir doch ja die Füße recht gut abzuwischen, trat heraus, und war die erste der Freundin unähnlich gewesen, so war es diese noch mehr. Die ich suchte — das klärte sich nun auf — war gestorben! Aber sie hatte damals, als ich sie kennen lernte, das Portrait einer Schwester mit, wunderlieblich, so lieblich, daß ich mirs abzeichnete und es noch jetzt aufbewahre. „Wo ist diese Schwester?“ Sie war es, die mir so auf die Füße gesehen, und mich, nachdem sie dieselben dazu würdig befunden, ins Adytum ihres funkelnd-saubern Zimmers geführt hatte. Da hing an der Wand dasselbe, von der nun Verstorbenen wieder mit nach Karlsruhe genommene Portrait, das ich einst in L... abgezeichnet, und dessen Original mir seitdem immer als Ideal jugendlicher Anmuth vorgeschwebt hatte. Neben mir stand die Wirklichkeit. Doch hatte das Neußere weniger als die profaische Einladung zum Füßeabwischen meine Illusion zerstört.

Traurig über die für dieses Leben vernichtete Hoffnung eines lieben Wiedersehens, suchte ich nun den Director des protestantischen Schullehrer-Seminars, Stern, auf, und ward von ihm zu Mittag eingeladen. Ich rechne die Bekantwerdung mit diesem Biedermann, den ich erst auf meinem Rückwege, wo ich mehrere Tage bei ihm logirte, aus einigen Zügen recht kennen lernte, mit unter die Hauptgewinne meiner Reise. Er und Vicar Frommel, in welchem ich auch einen Christen fand, waren diesmal, außer jenen Damen, die beiden Einzigen Personen, die ich in Karlsruhe besuchte.

Ueberhaupt war diesmal mein Aufenthalt kurz. Schon am Tage meiner Ankunft, gleich nachdem ich bei Stern den Kaffee getrunken, hing ich wieder mein lange nicht getragenes Mäntel um, und verließ diese Stadt, deren Charakter der einförmigste und leerste ist, den ich je gesehen habe. Karlsruhe ist durch und durch modern und hell gebaut und überhaupt im Ganzen erst ungefähr 120 Jahre alt. Die meisten seiner Straßen laufen fächerstrahlenförmig von dem großen halbcirkelförmigen Berplaze des am Nordende der Stadt stehenden großherzoglichen Schlosses aus. Die andern Straßen durchschneiden diese, anfangs sehr convex nach jenem Halbcirkel gekrümmt, dann immer gräber werdend, und in der längsten Straße, welche eine halbe Stunde lang und sehr breit ist, ganz gerade, so daß man von einem Thore zum andern sehen kann. Auf der andern Seite dieser „Langstraße“ ist die Stadt irregulärer. Die vom Schlosse auslaufenden Straßen sehen zwar ihre immer weiter auseinandergehende Richtung auch jenseit der Langstraße fort, stoßen aber bald auf die gekrümmte Mauer, daher sie auf dieser südlichen Seite immer kürzer sind als auf der nördlichen. Auch liegt hier, dem Mittel-Pavillon des Schlosses vis à vis, und an der Hauptstraße, gleichsam eine Erweiterung derselben bildend, der viereckige Marktplatz, an welchem die Hauptkirche, die aber von Außen einem griechischen Tempel, von Innen einem Gesellschaftssaale ähnlich sieht, und, ihr gegenüber, das Rathhaus steht. Die Straßen, besonders die Fächerstrahlen, sind einander so gleich, daß ein Fremder sie nicht leicht durch den Anblick, sondern nur durch die an den Ecken befindlichen Namen unterscheiden wird. Ueberall laufen längs den Häusern Sandstein-Trottoirs, die im Sommer eine ungeheure Hitze zurückwerfen. Anziehende reiche Läden, wie in Leipzig, Dresden, Straßburg, giebt es wenig. Alles ist monoton und hell. Ich stelle mir viele der amerikanischen Städte so vor. Von Poesie, von Romantik keine Spur. Den originellsten Anblick ge-

währt noch der weite weiße, aus Hunderten von völlig gleichförmigen Bögen bestehende Portikus-Bogen, welchen die an jenem Halbcirkel stehenden Häuser bis zum ersten Stockwerk bilden. Er erinnert an römische Wasserleitungen, die hier nicht überflüssig wären, da es sehr an gutem Wasser fehlt. Das Schloß selbst, einen dreifach gebrochenen Bogen bildend, ist groß, aber geschmacklos, lange nicht so reinen und edlen Styls als z. B. die neue Residenz in Baireuth. Rings an die nördliche Hälfte der Stadt schließt sich der große Hartwald*) an, welcher den Schloßgarten und angenehme Promenaden, im Geschmack des berliner Thiergartens, enthält. Uebrigens ist auch die Umgegend flach, uninteressant, sandig. So wie Cannstadt an der Stelle Stuttgarts, so hätte hier das eine Stunde entfernte, an einer reizenden Höhenkette gelegene Durlach Hauptstadt werden, oder Karlsruhe an den Rhein gesetzt werden sollen. Aber früher gaben Jagd und Pferdezuucht oft den Ausschlag bei der Wahl von Fürstensitzen.

So wanderte ich denn wieder einmal zu Fuß auf der beschneeten Chaussee dahin. Bis Mühlberg, eine halbe Stunde von Karlsruhe, bleibt die Richtung des Weges noch westlich, dann bricht sie sich im rechten Winkel nach Süden, und da ich an diesem Wendepunkte einen Bauerschlitten traf, der gleiches Weges fuhr, so benutzte ich dies, um für einige Kreuzer schnell und bequem ein paar Stunden weiter zu kommen. Dann marschirte ich in der Dunkelheit noch bis Rastadt. Kurz vor dieser Stadt passirte ich einen ziemlich langen, um diese Stunde unheimlichen Wald, in welchem ich mich durch Ideen-Association des in dieser Gegend geschehenen Gesandten-

*) Hart oder Harte heißt überhaupt Wald. Es ist die plattdeutsche Form von Harz. „Die Harte“ kommt auch in Schlesien unzählige Mal für „Wald“ vor. Offenbar ist das Wort verwandt mit „Artemis“. Von „Harz“ wiederum kommt „Hirsch“ (im Engl. Hart) = Waldthier.

mordes erinnerte. Doch ist diese, in ihren Motiven noch bis jetzt nicht ganz aufgeklärte That nicht auf dieser Straße, sondern seitwärts, von Rastadt nach dem Rheine zu, verübt worden.

Am andern Morgen entfaltete sich mir mehr und mehr der majestätische, zur Linken sich hinziehende Schwarzwald. Seit dem Riesengebirge hatte ich keine so hohen Berge mehr gesehen. Doch bilden sie keinen fortlaufenden Kamm, haben auch keinen dominirenden Gipfel, keine „Koppe“; sondern sind eine Kette chaotisch durcheinander geworfener, malerisch verschobener, oft Einsichten in scharfmärkte Schluchten bietender Berge, auf deren vorderen hin und wieder eine Burgruine, z. B. Ebersteinburg, Alt-Baden u. s. w. sich zeigt. Der längste und zugleich höchste Rücken in diesem Strich ist die sogenannte Hornsgründe, ein gewaltiger, oben schon kahler Berg, auf welchem sich der berühmte Mummelsee befindet.

Das Glück begünstigte mich auch heute. Kaum eine Stunde von der Stadt holte mich ein schneller offener Bauernwagen aus dem Elfaß ein, mit dem ich bis Kehl, wo der Besitzer übernachten wollte, fahren konnte. So saß ich denn schon auf einem französischen Fuhrwerk und unterhielt mich mit einem Franzosen, obgleich er noch deutsch sprach. Aber auch vieles Andere verkündete mir die Nähe des großen Nachbarlandes. Schon in Karlsruhe hatten die Gasthöfe deutsche und französische Schilder. Das goldene Kreuz nannte sich in großen goldenen Buchstaben auch Hôtel à la croix d'or, und hinter Mühlberg war es selbst in den Dörfern so. Da sah ich im Vorbeikommen ein Hôtel à l'arbre vert, à Pours, au loup u. s. w., und als ich mit meinem Elsasser in Stollhofen Mittag machte, was gar! da grüßten die Bauern und Mägde bon jour und dankten merci. Auch hingen dort an der Wand schon lauter Poniatowsky- und Napoleons-Scenen, mit französischem Text. Da sprach der

auf der Bahre getragene sterbende Mameluk zum Kaiser: „Une dernière grace, mon Empereur, vôtre main!“ da wehrt die Schildwacht dem Helden des Jahrhunderts: „On n’y passe pas!“ da war zu sehen „le séjour à l’isle d’Elbe“, ferner Louis Jaquet, ou l’enfant du grenadier de la garde, u. s. w. Auch Bewirthung und Geräthe bekamen von Rastadt an französischen Anstrich. Die Tassen wurden groß, napfartig, und ich erhielt halb Milch, halb Kaffe. Die Weingläser — denn Bier trinkt man fast gar nicht mehr — sind nicht mehr kelchartig, sondern gleichen kleinen Biergläsern, man giebt Moutarde zu jedem Fleisch, selbst zu den Würsten. Tischtücher und Servietten bekommen rothe Streifen, die eisernen Dosen werden immer compendioser und zugleich eleganter, man tritt von der Straße unmittelbar ins Gastzimmer u. s. w. Selbst in der Volkstracht findet sich Französisches. Die Stiefeln hören auf und Schuhe treten an ihre Stelle, und alle Bauern, selbst Knechte, tragen den hohen, um den Nacken herumstehenden Hemdkragen. Uebrigens aber ist die Tracht nationell. Eine runde, oben mit kleinem buntem Teller und Troddel geschmückte Dachsmütze bedeckt das Haupt, eine weiße leinene Jacke und schwarze, bis unters Knie reichende knappe Lederhosen stechen grell gegen einander ab, werden aber vermittelt durch bunte breite Tragbänder über der Weste. Die älteren Männer sehen in ihren schwarzen, mit großen gesponnenen Knöpfen gleicher Farbe besetzten Ueberröcken, ihren dreieckigen Hüten und dem weißen Saum über dem schwarzen Halstuche fast wie Geistliche des vorigen Jahrhunderts aus. Der ganze Anzug, die Haltung der Männer, ihre Physiognomie zeugt von Kraft, Klugheit und Wohlstand. Nirgend in der Welt habe ich stattlichere, volkreichere, wohlgebaudere Dörfer gesehen als hier. Wie ärmlich, wie zurück in der Ausbildung sind selbst unsere schönen Dörfer Niederschlesiens gegen diese Badischen.

Lange schon hatte ich nach dem Straßburger Münster gelüht und immer vergebens; da entdeckte ich endlich, ungefähr in sechsstündiger Ferne, halb zur Rechten einen majestätischen bläulichen Stifft. Das war er! das war Frankreich! dort oben war ich vor sechs Jahren mit meinen Söhnen und meiner Frauen Schwester gewesen, und jetzt kam ich so allein her! — Wie hing mein Auge an diesem Gegenstande! Wie ließ ich den alten lieben Bekannten, der manchmal hinter Bäumen und Dörfern eine Zeit lang verschwand, und dann größer wieder zum Vorschein kam, nicht fahren, so lange ich ihn nur sehen konnte! wie freute ich mich, heute, ja heute noch an seinen Fuß zu gelangen, und morgen schon erinnerungsvoll auf seiner Platte zu stehen! Meine Ungeduld wurde begünstigt durch die ungemein schnellen und ausdauernden Rosse des Bauers, die, in einem scharfen Trabe bleibend, uns schon um 2 Uhr nach Kehl brachten. Hier kehrten wir im Gasthose zum Blumentopf ein, und ich hätte nun gleich die Rheinbrücke überschreiten und nach Straßburg gelangen können. Aber es liegt eine Art Raffinement des Vergnügens darin, im Angesichte des Zieles, wenn alle Schwierigkeiten überwunden sind und es nun bloß noch von uns abhängt, es vollends zu haben was wir wünschten, sich selbst Zögern aufzuerlegen, und den angenehmen, mühsam erkaufte Gedanken: du kannst es haben, sobald du willst, nicht so bald durch das wirkliche Haben zu vernichten. Darum setzte ich mich ganz ruhig, mit unendlichem Seelenbehagen, an einen der reinlichen Tische, ließ mir eine Flasche badischen Weins und einen weißen Weck geben, wozu man mir nach französischer Sitte unverlangt auch Salz auf einem Teller brachte, und überließ mich meinen Gefühlen und Betrachtungen. Bald nahm auch eine aus Straßburg kommende Bürgergesellschaft — denn Kehl ist ein Hauptspazierort für die Straßburger — aus drei Herren und zwei Damen bestehend, an demselben Tische Platz. Die Hüte wurden aufbehalten,

die Gläser kaum halb voll geschenkt, und eine der Damen bot mir — das war auch ächt französisch — nachdem wir mit einander ins bald deutsch, bald französisch, geführte Gespräch gerathen, eine Prise aus ihrer Tabatiere an. So blieb ich, ohne daß mir die Zeit lang wurde, sitzen, bis es 4 Uhr schlug. Da erhob ich mich, machte mich wieder reisefertig, empfahl mich der Gesellschaft, und schritt nun auf die ganz nahe Rheinbrücke zu.

Bevor ich sie jedoch betreten durfte, mußte ich links, am Ausgange des Ortes, vor einem niedrigen Wachtgebäude auf einer zu diesem Zweck am Hause angebrachten Bank mein Felleisen einem Soldaten öffnen, und sodann im Bureau meinen Paß visiren lassen, was beides schnell und höflich geschah; dann konnte ich gehen. Adieu nun Deutschland! Und du, Herr meines Lebens, gieb, daß ich auch diesmal wieder über diesen Strom so glücklich zurückkehre, als du mich einst nach dem Kriege und auf der Reise mit meinen Söhnen hast zurückkehren lassen! — Schon betrete ich die lange, auf schwärzlichen Schiffen gelegte Bohlenbahn, unter welcher hinweg der Rhein seine grünliche Fluthenmasse mit reißendem Zuge wälzt, schon schreite ich der Mitte der Brücke zu, wo Deutschlands Gränze ist, schon sehe ich am jenseitigen Ufer die Rothhosen am Anfange der Pappel-Allee auf und ab spazieren, jetzt setze ich meinen Fuß auf Frankreichs Boden. Noch einmal schaue ich wehmüthig zurück nach Kehl, nach dem blauen Schwarzwalde, nach dem deutschen Vaterlande, in dessen östlichem Hintergrunde die Meinigen weilen, und welches nun für mich jenseit des Rheines liegt. Dann begrüße ich die ausländischen Krieger, in der Erwartung, daß sie meine Effelten visitiren wollen. Aber sie weisen mich nach einem weiterhin liegenden Gebäude, wo dieselbe Prozedur mit meinem Känzlel vorgenommen wird, wie auf dem badischen Ufer, und in welches auch Spaziergängerinnen, die von Kehl nach Straßburg zurückkehrten, unter Scherzen und Lachen

eintraten, um sich einer leichten Untersuchung durch Personen ihres Geschlechtes zu unterwerfen.

Von hier ist's ungefähr noch ein halbes Stündchen bis zur Stadt, welches man in einer schönen Allee majestätischer Pappeln und Platanen zurücklegt. Durch die entlaubten Aeste zur Rechten zeigte sich der erhabene Münster mit seiner hohen Abstufung gleich einer dunklen, aber scharf gezeichneten Riesenmasse, und neben mir, vor mir, hinter mir strömten in der abendlichen Dämmerung lustige Sonntagsausflieger aller Gattungen, stattliche dunkelblaue Artilleristen in uhlanenartigen Jäckchen, und kleine rothpantalonirte Soldaten der Linie, Offiziere und Gemeine, Bürger mit ihren Familien, junge Handwerker mit und ohne bonnes amies, und Mädchen mit und ohne bons amis, Vornehme und Geringe, einzeln, paarweis, truppweis, Ketten bildend, durcheinander schwärmend, zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde, und Alles nach der Stadt zurück. Hier war — das fühlte ich deutlich — nicht mehr Deutschland. Es war ein Lachen, ein Schwagen, ein Singen, ein Veroriren und Gesticuliren, ein Durcheinander der Sprachen, ein Kennen und sich Haschen, ein Trällern und Hüpfen, überhaupt ein so gëneloses neues Leben um mich her, daß mir alles wie ein Traum vorkam, und ich des Stoffes zu Bemerkungen, der sich mir aufdrängte, nicht Meister wurde.

Die Richtung nach dem Thurme nehmend, den allein ich von ganz Straßburg sah, schlug ich endlich eine Seiten-Allee rechts ein, in welcher es stiller war und die mich an dunkle Wallthore und über Zugbrücken in die von Militair belebte Citadelle führte. Ich durchschritt sie, und gelangte dann über einen freien Zwischenraum in die eigentliche Stadt. Da war ebenfalls ein lautes freies Gassaten und Volks- und Militairgewimmel und Getümmel in allen Straßen, aus den Bierhäusern schallte Komerschgesang, aus den Tanzhäusern tönte Musik, und ich

begriff nun, warum es in einem vulgären deutschen Liede heißt:

O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!

Endlich, nach vielem Fragen, gelangte ich an das Hôtel à la ville de Bâle auf dem Austerlitzer Plage, welches mir von jenen Bürgern in Kehl empfohlen worden war, und welches auch ich Solchen, die nicht in Hôtels ersten Ranges wollen, empfehle. Ich fand dort an Herrn Schwab einen biedern offenherzigen Wirth, zu welchem man bald Zutrauen faßt, ein reiches delicat zubereitetes Souper, angenehme Gesellschaft, ein reines Bett und eine billige Beche. Nach dem Strauß in Nürnberg gefiel ich mir in der Stadt Basel nnter allen Gasthöfen auf dieser Reise am besten, und ich bin später wieder dort eingekehrt.

Fünfzehntes Kapitel.

Meine Aufnahme in Straßburg — Kaufmann Keck und andere Freunde. — Mein Geburtstag. — Der Oftermontag in Eckolsheim.

Für diesmal jedoch sollte ich nicht lange dort logiren. Schon den folgenden Abend nahm mich ein Kaufmann, Keck, dem mich der schon früher von mir gekannte und daher gleich den andern Morgen besuchte Missionair Hausmeister empfohlen, in sein Haus und seine Pflege — denn so kann ich es nennen — und dies gibt mir Gelegenheit, überhaupt zu erwähnen, daß die Theilnahme, die Freundschaft, die Wohlthaten, welche ich in Straßburg erfahren, den mir in Deutschland zu Theil gewordenen mindestens nicht nachstehen. Ich hätte, als ich den hohen Thurm von Fern erblickte, nicht gedacht, daß unter den Dächern, auf welche er herabsieht, meiner so viel Liebe warte, und daß ich diese fremde Stadt, die ich bei meiner Annäherung nur der Reminiscenz an meine Kinder wegen, zu erreichen wünschte, dereinst mit Trauer um die guten Menschen, die ich dort kennen lernen und mit deren mehreren ich wirkliche innige Freundschaft schloß, verlassen werde. Herr Keck beherbergte mich nicht bloß einige Tage, sondern bot mir seine Wohnung wie seinen Tisch für die ganze Dauer meines Aufenthaltes in Straßburg an, und ich habe wohl vier Wochen lang seine Güte benutzt, und nicht die leiseste Andeutung eines Genug von seiner Seite bewog mich endlich, da meine Abreise sich aus später anzuführenden Gründen weit über den anfäng-

lichen Vorsatz verzögerte, sein Haus mit einem gemieteten Zimmer zu vertauschen, sondern nur das eigene Gefühl für Schicklichkeit. Ich hatte bei ihm mein täglich geheiztes und pünktlich aufgeräumtes Zimmer. Wenn irgend ein Stück meiner Wäsche einer Ausbesserung oder der Reinigung bedurfte, so fand ich es bald darauf, oft bevor ich selber den Mangel bemerkt, auf das sauberste geplättelt, gefältet und in Stand gesetzt auf meiner Commode liegen, ja wenn mir irgend ein nützlichcs Stück fehlte, so wahrte es nicht lange und es war da. Doch auch Herrn Keck's sämtliche Haus-Familie, seine mildernste Gattin, die für mich mit mütterlicher Güte sorgte, sein Neveu und zugleich Gehülfe Daniel, der, als ich im März früh um 3 Uhr mit der Diligence nach Metz fahren wollte, die ganze Nacht nicht zu Bett ging, um mich zu rechter Zeit zu wecken, seine Ladenjungfern Salome, Henriette, Karoline, Adele und Charité (letztere beide aus dem Steinthal), welche, bald diese, bald jene, für mich am Feierabend nähten, strickten, bei Reisen mir meine Sachen zum Wagen trugen u. s. w., besonders erstere, die den Fünffrankenthaler, den ich ihr bei meinem Wegziehen für die Besorgung meines Zimmers geben wollte, zwar endlich zum Scheine annahm, aber mir denselben hernach auf seine Weise wieder zustellen ließ, während sie selber nicht mehr zum Vorschein kam, sie Alle, von denen ich hier nur wenige Charakterzüge gegeben habe, benahmen sich so, daß ich ihnen noch aus der Ferne meinen Dank zurufe. Mögen sie, wenn sie sich in der Comptoirstube zum abendlichen Gebete versammeln, auch meiner gedenken, so wie ich ihrer täglich gedenke.

Und so wie Herr Keck und die Seinigen, so reich erwiesen sich Viele gegen mich in Strassburg. Es würde zu weit führen und die Leser ermüden, wenn ich alle die einzelnen Beispiele von Theilnahme erzählen wollte, die mir widerfahren sind, aber nennen will ich wenigstens dankbar die beiden Pfarrer Diemer und Benz,

die Candidaten Kreis und Huser, die Buchbinder Treuss und Speckel und den heiteren Dulder, den erblindeten gichtbrüchigen Vater des letzteren, die Schwestern Kieffer und die Schwestern Mes, die Frauen Schaaf und Dogler, den Drechsler Hirs, die Professoren Cuvier, Ehrmann (jetzt todt) und Herrenschneider, ohne damit sagen zu wollen, daß Alle, welche mir Freundschaft erwiesen, hiermit genannt seien. Und wenn ich die Wohlthaten der Armen nicht verschweigen darf, deren Gaben ich noch jetzt als theure Andenken aufbewahre, so nenne ich mit Rührung auch eine Duffiné, deren unter Napoleon zum Krüppel geschossener Mann selber kaum sein spärliches Brod verdient, einen Zimmerman (bei Herrn Keck als Spinner arbeitend) und seine älteste Tochter Sophie, eine Eugenie Gerhardt (bei Diemer dienend) und eine Milchmagd vom Lande, die sich mir nie entdeckt hat, die ich aber errathe. O könnte ich ihnen einmal vergelten, was sie mir Liebes gethan! Könnte ich einmal wiederkommen, und ihnen ihre schwerverdienten, aber, wenn ich ihre Annahme verweigert hätte, noch schwerer wieder zurückgenommenen Schärflin zeigen, und, hundertfältig sie erstattend, ihnen sagen: Seht in meinem Herzen waren sie so viel werth! wahrlich, nur deshalb wünschte ich reich zu sein! Wie manche von jenen zuerst genannten Guten haben mir, wenn ich bei der Menge von Einladungen, deren ich mich stets erfreute, nicht bei ihnen selber essen konnte, die Gerichte, welche sie mir zugedacht hatten, ins fremde Haus, an die Tafel, an der ich Gast war, geschickt! Wie hat man sich beeifert, mir den Aufenthalt in der Fremde und das Getrenntsein von den Meinigen durch allerhand zarte Aufmerksamkeiten, durch Parthieen in der Umgegend, durch angenehme Ueberraschungen, durch Beweise von herzlichster Zuneigung zu versüßen! Nur einen solchen Zug will ich noch erzählen. Ich hatte Niemandem etwas von meinem Geburtstage gesagt, war aber an diesem Tage zu Diemer einge-

laden. Bei Tische wunderte ich mich über die besonders ausgesuchten Speisen, und über die Torten und anderen Gebäcke beim Desert, und dachte in meinem Herzen: „Das paßt zum Tage; wird er doch gefeiert, als wenn Du zu Hause in Deiner Familie wärest“, als Diemer, an dem ich schon mehrmals ein gewisses schlaues Lächeln bemerkt hatte, mich ungeheuer mit einem Toaste auf mein neuangetretenes Lebensjahr überraschte, und mir zugleich einige Präsente überreichte, die ihm für mich zur Feier des Tages eingehändigt worden waren. Er hatte den Tag aus meiner Suspendirungsgeschichte ersehen und einigen Freunden davon gesagt. Wer sollte bei solcher Liebe wohl fühllos bleiben? Wer sollte bei solchen Menschen sich nicht wohl fühlen? und so blieb es, eine Ausnahme abgerechnet, mit Allen bis zu meiner Abreise, wo die Zahl meiner Bekannten und Freunde sich so vermehrt hatte, daß ich ungefähr vierzig Familien zählte und ein paar Wochen brauchte, um von allen Abschied zu nehmen. Ich bin auf keiner Reise in größerer Gefahr des Mangels, nach menschlicher Ansicht, gewesen, und habe nie größeren Ueberfluß gehabt, als auf dieser; ich bin nie ärmer von zu Hause weggegangen als auf dieser Reise, und habe — denn auch die Freunde in Straßburg setzten mich hierzu in Stand — nie Geld nach Hause schicken können als auf dieser Reise; ich bin nie rangloser in der Fremde erschienen, und bin nie freundlicher in der Fremde behandelt worden; ich habe bei keiner Reise herabgestimmtere Hoffnungen auf Annehmlichkeiten mitgenommen, und habe auf keiner angenehmere Stunden und Tage verlebt. Daraus sieht man, daß Gott uns reichlich wieder ersetzen kann, was wir um Seinetwillen etwa verlieren, und daß es nur am Senfkorn des bergewerfenden Glaubens fehlt, wenn wir zagen vor den Opfern, die wir Ihm bringen sollen, und vor der Zukunft nach den Opfern. Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn; der vom Tode errettet. Gelobt sei Gott!

Es war am Ostermontage nach Tische, als ebenfalls Freund Diemer mich bei einer ihm verwandten Bauerfamilie seines Geburtsdorfes Eckbolsheim, eine Stunde westlich von Strassburg, einführte. Das Wetter war mild, der Frühling begann seine Reize zu entfalten, die Weidenbäume schimmerten schon in leichtem Grün, und aus dem dünnen Laub = Fußteppich der Eichen = und Buchen = Wälder grüßten freundlich weiße Schneeglöckchen, gelbe Sternblumen und lillafarbene Märzblümchen in Menge hervor. Mir war es interessant, auch einmal eine elsassische Bauernwirtschaft und elsassisches Bauernleben kennen zu lernen, und es überraschte mich sehr, hier, so weit von der Heimath, im französischen Reiche, fast dieselbe Bauart und dasselbe Wesen wiederzufinden wie bei uns: das große und das kleine bogenförmige Hofthor, den großen Tisch in der Ecke, die Bänke an den holzbekleideten Wänden, das Brettersims unter der Decke, mit den darauf liegenden alten Predigt = und Gesangbüchern, dem Katechismus und der Bibel u. s. w. Nur der Schieber am Fenster und die Vorhänge um das große Bett waren für einen Schlesier fremdartig. Und als nun das Festessen aufgetragen ward — denn der Ostermontag wird im Elsaß ungefähr gefeiert, wie bei uns das Kirchweihfest; obgleich dieses im Elsaß auch nicht fehlt — die Braten, die Würste, das gekochte Backobst, die ländlichen Kuchen, da störte bloß noch der Wein, das weißere Brod und der Dialect die Illusion: ich sei unter unsern schlesischen oder sächsischen Landleuten. Wir besuchten noch mehrere Familien in Eckbolsheim, lauter sogenannte Pietisten, welche meist christliche Gespräche mit mir führten und die Verfolgung der lutherischen Kirche in Preußen recht gut kannten, und kehrten dann am schönen Abend nach der Stadt zurück.

Sechzehntes Kapitel.

Zustand der lutherischen Kirche in Straßburg und im Elfaß. — Das Directorium. — Consistorien. — Pfarrerwahl. — Gesangbuch. — Katechismus. — Predigt. — Abendmahlfeier. — Beabsichtigte neue Agende. — Pfarrer Härter. — Pfarrer Benz. — Pfarrer Diemer. — Candidaten. — Weyermüller. — Die Kapelle und Major. — Die evangelische Gesellschaft Frankreichs.

Ich beginne, indem ich jetzt zur näheren Schilderung des Elfaßes und namentlich seiner Hauptstadt übergehe, mit dem Zustande derjenigen Kirche, die mich, da ich von Gott ihr anzugehören gewürdiget bin, vor allem interessiert, der lutherischen, die aber, weil sich ihre Glieder, Geistliche wie Laien, immermehr von dem Gehorsam gegen ihre Bekenntnisschriften lossagen, und unter der Firma: Bibelglauben, ihren tausenderlei eigenen Meinungen folgen, leider nicht, wie es sein sollte, überall wo sie existirt, eine Lehre, einen Cultus, einen Charakter, sondern, je nach den verschiedenen Ländern, Städten, Pfarrern, einen sehr buntscheckigen zeigt*). Dies nun findet, da hier nicht, wie in Deutschlands Staaten, eine mächtige weltliche Behörde oder der Regent selber, den Ton

*) Mit dem Verwerfen der Symbole und ihres bestimmten positiven Inhaltes ist der sogenannte Bibelglauben eine bloße Illusion, ein hohles Wort geworden, mit dem sich, wie man täglich bemerken kann, der Rationalismus recht gut verträgt. Ehrlicher Bibelglaube und Glaube an unsere Bekenntnisschriften sind eins.

angiebt, Agenden befehlt u. s. w., besonders im Elfaß statt, ohne daß ich hiermit das weltliche Regiment in Kirchensachen für besser erklären will, als den ungebundeneren Zustand der Kirche in Frankreich, wo sich das Rechte, eben weil es auch frei ist, wenigstens ungehindert neben dem Falschen aufstellen darf, während es bei uns, wenn es von oben unterstützt wird, zwar eher zur Herrschaft gelangt, aber im entgegengesetzten Falle auch leichter unterdrückt wird.

Die lutherische Kirche Frankreichs nun ist zuvörderst noch nicht unirt, und hat eine besondere kirchliche Oberbehörde, aus Geistlicher und Laien bestehend, in dem Directorium des General-Consistoriums, welches zwar, was die Externa betrifft, unter dem Cult-Minister, was aber die Interna anbelangt, ganz unabhängig steht. Aber es besitzt zu wenig Gewalt, um, was es in seinem Reviere wünscht, durchgängig durchzusetzen, es besitzt keine Strafgewalt, es kann z. B. keinen Pfarrer entamten, es darf nicht einmal auf Grund von Stimmenmehrheit befehlen, es kann nur empfehlen, oder durch das Ansehen, welches überhaupt hochgestellte Personen haben, durch Zurücksetzung bei Beförderungen, durch Insinuationen u. dergl., indirecten, wenn gleich immer noch bedeutenden, Einfluß üben. Seinen Sitz hat es in Straßburg, wie sich denn überhaupt die lutherische Kirche Frankreichs fast nur auf das Elfaß — wo aber die Anzahl ihrer Glieder wohl 250,000 beträgt — auf das Mümpelgart'sche (Dep. Doubs), auf die Gemeinden in Deutsch-Lothringen und in Paris beschränkt, und es bestand damals aus dem Baron v. Türkheim (als Präsidenten), dem Inspector Böckel (Pfarrer an der Kirche zu Alt-St. Peter), dem Professor Hecht, dem Tribunalsrichter Dppermann, dem Advocat Klauhold und dem Dr. der Rechte Kern (als Secretair), so daß also Böckel, dem Range nach, der erste lutherische Geistliche Frankreichs ist. Unter dem Directorium nun stehen fol-

gende sogenannte Inspectionen: Weissenburg, Burweiler, die Inspection der Neuen Kirche (zu Straßburg), die Inspection der Kirchen St. Thomas und St. Nicolaus (zu Straßburg), Colmar, Mumpelgart. Diese Inspectionen sind wiederum in sogenannte Consistorien, aus einer Anzahl Pfarrer und weltlicher Mitglieder bestehend, und in allen 6 Inspectionen zusammen 31 an der Zahl, getheilt, und die Zahl der sämtlichen Pfarrer beträgt, außer noch etlichen sogenannten Aumoniers, welche ganz speciell zur Haltung des Gottesdienstes an Gefängnissen und höheren Schulen angestellt sind, 230, so daß also durchschnittlich auf ein Consistorium 7 bis 8 Pfarrer, auf eine Inspection deren 38 kommen*).

Die Pfarrervahl aber geschieht folgendermaßen: Wenn eine Pfarre vacant wird, so melden sich die Bewerber zunächst bei dem Directorium, welches diejenigen, die es für die qualificirtesten hält oder begünstigen will, auf die Liste bringt, d. h. vier derselben dem Consistorium, in dessen Gebiet die leere Stelle gehört, präsentiirt, und die Pfarrer und übrigen Mitglieder dieses Consistoriums wählen nun einen davon zu ihrem Collegen. Man sieht hieraus, daß es nicht in der Macht des Directoriums steht, einen Pfarrer geradezu anzustellen, aber wohl, ihm den Zutritt zur Pfarre zu verschließen, indem es ihn nämlich nicht auf die Liste bringt, und daß, selbst wenn es einen ihm mißfälligen und deshalb schon öfters übergegangenen Bewerber endlich annimmt, es dennoch dadurch den Gang der Sache zum gewünschten Ende lenken kann, daß es ihn nur bei solchen Pfarrvacanzen prä-

*) Die lutherische Geistlichkeit von Paris bildet nur ein Consistorium, und gehört zur Inspection der Neuen-Kirche in Straßburg. Die Reformirten Frankreichs haben kein Directorium, sondern lauter gleichgestellte Consistorien, welche unmittelbar unter dem Minister stehen. Die Anzahl dieser Consistorien ist 90, ihrer sämtlichen Pfarrer 405.

sentirt, wo nach dem Geiste des betreffenden Consistoriums vorauszusehen ist, er werde nicht gewählt werden. Wer im Elsaß eine Pfarre bekommen will, muß Directorium und Consistorium für sich haben: Auf die Gemeinde kommt wenig oder gar nichts an. Ist aber der Pfarrer einmal eingesezt — ordinirt werden schon die Candidaten — dann ist er auch aus dem Bereich, wo sein zeitliches Wohl vom Directorium abhängt, herausgetreten, dann kann ihn nur der Staat, von dem er auch seinen Gehalt — 1200 — 2000 Frcs. — erhält, absetzen, und dies geschieht aus dogmatischen oder kirchlichen Gründen niemals. Ein Grund mehr für das Directorium, bei der Auswahl zur Liste sehr vorsichtig zu sein.

Und wer ist der Glückliche, der das Directorium für sich hat? wie muß er in der Regel beschaffen sein, um sich seiner Beistimmung zu erfreuen? Dies führt mich auf den Geist, der hinsichtlich des Christenthums, in Straßburg und im Elsaß waltet. Die Kirche nennt sich: Kirche Augsburg'scher Confession; aber von der Lehre der Augsburg'schen Confession ist nicht viel zu spüren. Auch hier herrscht der Rationalismus, zwar nicht so allgemein als in manchen andern Ländern; aber doch auch überwiegend, wie man nach dem langen Wirken eines Bleszig und Haffner schon vermuthen kann. Um, was ich hier sage, zu belegen, will ich auf einige Specialia eingehen und mit dem Gesangbuche den Anfang machen.

Diese unter dem Titel: „Neues Gesangbuch zur Beförderung der häuslichen und öffentlichen Andacht“ unter Bleszig's und Haffner's Leitung entstandene Sammlung enthält, bei geringer Stärke, noch ziemlich viel ursprünglich christliche Lieder, die aber dermaßen verändert, beschnitten, zerrissen, entstellt sind, daß man sie kaum wiedererkennt, und ich bei manchem in Zweifel geblieben bin, ob es überhaupt das alte sein solle oder nicht? Wie man die christlichen Dogmen herausgeschafft und

dafür moderne Vernunftlehren und Mode=Phrasen eingeschoben, dazu mögen, obgleich ich Hunderte solcher Beispiele anführen könnte, bei den mir vorgesteckten Grenzen nur folgende zwei Beispiele dienen:

In dem Liede: „Gott des Himmels und der Erden“, wo der 3. Vers eigentlich lautet:

Laß die Nacht auch meiner Sünden
 Ist mit dieser Nacht vergehn;
 O Herr Jesu laß mich finden
 Deine Wunden offen stehn,
 Da allein Trost, Hülf und Rath
 Ist für meine Missethat.

lautet der entsprechende Vers im neuen Straßburger Gesangbuche:

Laß die Nacht auch meiner Sünden
 Ist mit dieser Nacht vergehn;
 Laß mich Muth und Kräfte finden
 Nur der Tugend Pfad zu gehn,
 Dir gefallen, Dir mich weih'n,
 Müsse mein Bestreben sein.

Das schöne Lied: „Schmücke dich, o liebe Seele“ ist im Straßburger Gesangbuche aus 9 Versen, die es eigentlich hat, in 7 zusammengeschrumpft, indem diejenigen Verse, welche das Dogma von der Gegenwart des Leibes und Blutes des Herrn im heiligen Abendmahl enthalten, ganz herausgenommen sind. Die gebliebenen Verse aber sind auch noch aufs schonungsloseste entstellt. Gleich der Anfang des Liedes, ganz verschieden vom Originale lautet:

Schicke dich, erlöse Seele
 Glaubig nach des Herrn Befehle,
 Seinen Mittelertod zu feiern,
 Deinen Dank ihm zu erneuern ic.

Wo der 2. Vers in unsern alten Gesangbüchern, auf Grund von Joh. 3, 29. Offenb. 21, 9. Matth. 9, 15 u. s. w. im biblischen Bilde und in heiliger Liebe Feuer spricht:

Eile, wie Verlobte pflegen,
 Deinem Bräutigam entgegen,
 Der da mit dem Gnadenhammer
 Klopft an deine Herzens-Kammer zc.

sagt das Straßburger Gesangbuch sehr profaisch:

Zum Genuße seiner Gnaden
 Wirfst du von ihm eingeladen;
 Eil' ihm demuthsvoll entgegen
 Und nimm Theil an seinem Segen.

Einige der vorzüglichsten Kernlieder aber fehlen ganz, und 20 derselben, welche hinten angedruckt sind, haben ihre nachträgliche Aufnahme nur dem ausdrücklichen Verlangen der Gemeinde von St. Thomas zu danken.

Etwas weniger grell ist der ziemlich allgemein angenommene, unter Bruch's Leitung verfaßte „Katechismus der christlichen Lehre, zum Gebrauche der evangelischen Jugend in dem Elsaß und Deutsch-Lothringen. Straßburg 1838“, was wohl darin seinen Grund hat, daß dabei, mit einigen Modificationen, der quasi-gläubige badensche Landeskatechismus (Karlsruhe, 1836) als Muster gebient hat. Doch lutherisch ist er auch nicht, ja kaum allgemein-christlich. Das zweite Gebot z. B. ist in ihm, wie bei den Reformirten: „Du sollst dir kein Bildniß machen, u. s. w., und das 9. und 10. sind dafür in eins zusammengezogen*). Im 2. Artikel heißt es nicht: erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels“ sondern „des bösen Geistes“. (Warum sagt man da nicht auch statt Gott „der gute Geist?“). In dem Abschnitte „Von Jesu Christo und der Erlösung der Menschen“ wird nirgend ausgesprochen, daß Christus wahrer Gott sei. Es wird gefragt: „Welche Segnungen verdanken wir seinem Le-

*) Im (unirten) phälzischen Katechismus ist dafür sogar das 8. Gebot ganz ausgelassen, und im 3. Artikel fehlen hinter „Auferstehung“ die Worte „des Fleisches“.

ben?" und darauf geantwortet: „Indem Jesus ohne Sünde lebte und eine vollkommene Tugend übte, ist er für uns ein Vorbild geworden, das uns auf das Kräftigste zur Nachfolge auffordert und erweckt.“ (Daß Er das Gesetz für uns erfüllt, ist nicht ausgesprochen.) Auf die Frage: „Welches Verdienst hat sich Jesus Christus insbesondere durch sein Leiden und Sterben um uns erworben?“ lautet die Antwort: „Jesus hat uns durch sein Leiden und Sterben die Wahrheit seiner Lehre bestätigt und das erhabenste Vorbild des Glaubens und der Liebe dargestellt, und uns den gewissen Trost der Versöhnung und Sündenvergebung verschafft, wodurch allem Opferdienst ein Ende gemacht worden ist.“ (Von der Erlösung durch sein Blut ist also nicht die Rede, sondern nur von einer Erlösung durch die Wahrheit, also von Irrthum, nicht von der Strafe für begangene Sünden. Aber nicht einmal die Wahrheit einer Lehre kann durch den Tod des Stifters erwiesen werden. Tausende haben ihr Leben gelassen für den Irrthum. Die Wahrheit der Lehre Jesu wird — bevor man durch eigene Erfahrung inne geworden, daß sie von Gott sei — bewiesen durch die Messianität Jesu, die Messianität Jesu durch die, aus der Vergleichung des Alten Testaments mit dem N. T. ersichtliche Erfüllung der Weissagungen von Christo). Im Abschnitte von der heiligen Taufe wird gefragt: „Welches sind die unsichtbaren Gnadengüter bei der heiligen Taufe?“ und darauf die Antwort ertheilt: „Wer getauft wird im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes erhält dadurch die Zusicherung, daß er auch Antheil habe an der Vaterliebe Gottes, an der Erlösung durch Jesum Christum und an den Gnadewirkungen des heiligen Geistes.“ (Daß er diesen Antheil erst durch die heilige Taufe erhalte, ist wenigstens nicht ausgesprochen; eben so wenig, daß der Mensch durch die Taufe wiedergeboren werde.) Beim Abschnitte vom heiligen Abendmahl ist nicht gesagt, daß der Un-

würdige (Ungläubige) auch Leib und Blut empfangen. Ueberhaupt sind im eigentlichen Katechismus die Hauptstücke nicht im alten klassischen Lutherertext, sondern in neuerem Deutsch, oft in erklärender Umschreibung gegeben. Die ächten lutherischen Hauptstücke sind mit besonderer Pagination angefügt, als gehörten sie nicht zum eigentlichen Katechismus. S. 15, wo gefragt wird: „Welche Vorzüge hat der Mensch in Ansehung seiner Seele?“ antwortet der Katechismus: „Die menschliche Seele ist ausgerüstet mit Verstand, Vernunft, Gewissen und Freiheit des Willens, so daß sie das Wahre einsehen, das Gute lieben und vollbringen, Gott erkennen und verehren kann; sie ist unsterblich.“ (Von verfinsteter, erst durch den heiligen Geist und das Wort erleuchteter Vernunft steht nichts da.) S. 55: „Wie nennen wir die Kirche, zu der wir uns bekennen?“ Antwort: „Wir nennen unsre Kirche die evangelisch-protestantische Kirche.“ (Dies harmonirt nicht mit der Benennung, welche bei offiziellen Eingaben gebraucht wird „Eglise de la Confession d'Augsbourg“. Zum andern nennt man die Reformirten in Frankreich ebenfalls Protestanten; warum also verläugnet der Katechismus den unterscheidenden Namen seiner Kirche? — — Hinten angehängt sind Gebete. Darauf folgt eine kurze Geschichte der Religion vor Christo, zuletzt eine kurze Geschichte der christlichen Religion. Doch muß ich bemerken, daß auch der alte Katechismus nicht ganz glaubensklar ist. Auch in ihm sind die Gebote nach reformirter Eintheilung gegeben, u. s. w. Dies kommt daher, daß die Straßburger im Anfange der Reformation eigentlich nicht lutherisch, sondern schweizerisch waren. Im Jahre 1530 sendeten sie zwar ebenfalls Deputirte auf den Reichstag nach Augsburg, welche dort auch erklärten, sie seien mit allem, was die Lutherischen vorgetragen, einverstanden; als sie jedoch aufgefordert wurden, die Confession mit zu unterschreiben, weigerten sie sich unter der Entschuldigung: sie hätten keine Vollmacht dazu. Erst

als der schmalkaldische Krieg drohte, und nun die evangelischen Fürsten und Städte erklärten: sie würden Keinen in ihren Bund mit aufnehmen, der sich nicht zur rechten Lehre bekenne, entschlossen sich auch die Straßburger, um nicht in der Gefahr allein zu stehen, zur Annahme jener Bekenntnißschrift.

Ist es da zu verwundern, wenn auch in Predigten selten reine volle Lehre vorgetragen wird? wenn selbst ein alter, jetzt verstorbener Pfarrer, Lorenz, der, weil er, im Vergleich mit rationalistischeren, gläubig predigte, den Beinamen „der Jesusprediger“ erhielt, in seinen, durch den Druck uns erhaltenen Vorträgen, kaum die Rechtgläubigkeit eines Zollkoser, mit dem er im Styl große Aehnlichkeit hat, übertrifft? Ich habe die meisten der Pfarrer der acht protestantischen Kirchen Straßburgs gehört, mit großem Interesse, weil so selten eine homiletische Stimme von dort zu uns herüber tönt, ich habe mitunter große Rednergaben, sehr logische Dispositionen, gut durchdachte und ausgearbeitete Vorträge, selbst mehrere rechtgläubige Predigten gehört (insofern nämlich eine Predigt rechtgläubig sein kann, wenn sie auch nicht Alles gibt, was zu geben ihr nahe gelegen und ihr eine bestimmte confessionelle Physiognomie verliehen hätte); aber solche, die sich als lutherisch charakterisirten, nur zwei.

Die eine war von Härter, Pfarrer an der Neuen Kirche, und entschieden der begabteste der evangelischen Prediger Straßburgs, ja einer der ausgezeichnetsten überhaupt. Da er wenig für's größere Publicum schreibt, sondern fast ganz seinem Amte und einer allgemeineren freien christlichen Thätigkeit lebt, so ist sein Ruf in der Ferne schwächer, als vieler, die weit unbedeutender sind; aber man muß in seine Athmosphäre kommen um zu gewahren, in welchem Ansehen er steht. Schon in Bayern hört man hier und da von ihm sprechen, in Württemberg und Baden noch mehr, und wenn man erst nach Straß-

burg und in's Elsaß kommt, o da ist er gleichsam der leuchtende Centralstern der ganzen antirationalistischen Parthei, da wird, wenn man unter Gläubigen ist, gewiß Härter erwähnt und gepriesen, da darf man, um des Sonntags in seine Predigt zu gelangen, nur dem schwarzen, durch die engen Straßen sich drängenden Menschenströme folgen. Zu dieser fast magischen Gewalt, welche er über die Geister übt, trägt seine Persönlichkeit jedenfalls viel bei. Er hat, bei gewöhnlicher Größe, schwächlicher Gestalt und mittlerem Alter, etwas Prophetisches, Christusartiges. Wenn man ihn mit seinem schwärzlich blassen Antlitz, in welchem die großen dunkeln Augen tiefumhattet liegen, und seinem gescheitelten rabenschwarzen Haare im Ordinate stehen sieht, so denkt man unwillkürlich an den Nazarener, obgleich, in der Nähe betrachtet, seine Züge nicht den bei Christusköpfen angenommenen gleichen. Man könnte vielmehr sagen, er passe auch zu einem Christuskopf*). Seine Rede ist klar gedacht, gedankenreich, anziehend und einfach, sein Organ etwas hoch und nicht ganz rein, aber seine Aussprache demungeachtet so betont, ruhig und deutlich, daß man ohne Mühe jede Sylbe versteht. Da er eines solchen Rufes dort genießt und hier so unbekannt ist, so will ich bei ihm thun, was, wenn ich es bei allen Geistlichen, die ich gehört habe, thun wollte, ermüdend und dem Charakter meines Buches unangemessen sein würde, nämlich den Gedankengang einer seiner Predigten, und zwar derjenigen, in welcher er einmal eine speziell-lutherische Lehre vortrug, mit Worten, wie sie von ihm gewählt worden sind, mittheilen,

*) Ein junger Maler aus Rheinpreußen, der sich mit mir zugleich in Straßburg aufhielt, hatte, ohne daß Härter etwas davon wußte, das Porträt desselben groß in Del gemalt und in seiner Stube aufgehängt, bloß weil Härters Anblick in der Kirche einen solchen Eindruck auf ihn gemacht.

wobei ich jedoch bemerke, daß es ein ungeheurer Unterschied ist, ob man Härtern predigen hört oder seine Predigten liest, indem diese, und um so weniger eine bloße Skizze, in letzterem Falle lange nicht den Eindruck machen, als aus dem Munde des Redners. Die hier ange-deutete ward Mittwochs d. 8. May als Vorbereitungs-predigt auf den Himmelfahrtstag, über Coloss. 3, 1. u. 2 gehalten, und stellte die Textesworte dar: „Als einen ernstestn Antrieb zu trachten nach Dem was droben ist.“ Wobei 1) das Ziel, nach welchem wir trachten, und 2) der Weg, auf welchem wir zu diesem Ziele streben, betrachtet wurde.

Iter Theil. „Trachtet nach dem, was droben ist.“ „Droben! — Das Ziel darf also nicht mehr auf der Erde sein. — Es gibt also eine Selbsttäuschung, wo man denkt: O mein Ziel ist nicht mehr auf der Erde! Man hofft dort oft ein Gut wiederzufinden, an dem das Herz abgöttisch hängt. Meine Geliebten! das ist noch nicht der rechte Sinn ic. Oder es kann sein, daß jemand die Güter dieser Erde gleichsam wegwirft, um dagegen die Ehre zu erlangen, ein Ausgezeichneter unter dem Menschengeschlechte zu sein ic. Frage dich daher: ist etwa noch ein Mensch, an dem mein Herz mit einer gottesvergessenden Liebe hängt? ic. Sobald wir einen Menschen lieber haben als den Herrn, oder auch nur eben so lieb, dann sind wir durch diesen Menschen gebunden an die Erde; wir wollen doch nur mit ihm verbunden bleiben ic. Tausche dich nicht, meine Seele! nur diejenigen, die in Christo das Ewige gefunden haben und in ihm das höchste Gut selbst, nur diese sind in Gott vereint. — Christus verlangt nicht weniger als unser ganzes Herz. — So ist nun das Ziel, nach dem wir trachten, nichts anderes als Christus selber. Er muß unser Eins und Alles sein. Das heißt: „trachtet nach dem was droben ist. Wir sind himmlisch gesinnt, nur in sofern wir christlich gesinnt sind.“

2ter Theil. „Der Weg. — Es ist der, den Christus uns gelehrt hat, den er selber gegangen ist. — „Sterben wir mit ihm, so werden wir mit leben. — „Die Gemeinschaft des Todes Jesu und seiner Auferstehung aber ist: verlieren, was wir für unser Leben hielten, alles in den Tod geben, wovon der natürliche Mensch sagt: das ist mein Leben. — Wie beschämend nun für uns, daß ein jeder sich sagen muß: „auch ich auch ich kann mich noch nicht entschließen, mein Liebstes zu opfern, auch ich hänge noch an „der Erde ic. — Aber nun: Wie sollen wir davon „loskommen? Meine Geliebten! das können wir nicht „von uns selber. Wenn man sagt: Heute noch will „ich dem absterben, was ich für mein Leben hielt, heute „noch will ich ic; — so würde man in den Irrthum „der Stylisten fallen, die ic. Der Ausspruch Christi: „wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und „nehme sein Kreuz auf sich und folge mir, heißt: Liebe „Seele, wenn ich etwas von dir verlange, so gib's. — „Christus verlangt aber Glauben; nicht mehr, nicht „weniger. Wer glaubt, der stirbt *). — Wenn die „Seele sagt: Ich glaube Dir, mein Herr, dann ist „sie auf dem Wege.“

Schluß. „Meine Geliebten! dahin möge es nun „mit uns kommen, daß wir dem Herrn ganz angehören. „Aber dazu bedürfen wir eines besonderen Beistandes aus „der Höhe, und dieser Beistand wird uns gegeben im „heil. Abendmahl. Denn was gibt uns da der Herr? „Er gibt uns Seinen Leib und Sein Blut. — Kommen „wir würdig, d. h. als recht arme Sünder, so werden

*) Sehr tief und wahr, wenn man bedenkt, daß der alte Mensch ganz absterben muß (2. Cor. 5, 17.), daß der Glaube in uns ein neues Gewissen, eine neue Liebe, ein neues Hoffen, ein neues Wandeln u. s. w. kurz eine neue Creatur hervorbringt.

„die himmlischen Kräfte des Leibes und Blutes Jesu in
 „dir zu deiner Seligkeit wirken; kommen wir nicht
 „würdig, so werden diese himmlischen Kräfte auch wirken,
 „aber nicht zur Seligkeit, sondern zur Verdammniß.“

Diese letzteren Worte, auf welche bald das Amen folgte, waren es, wodurch Härter das reine Dogma im Gegensatz zum reformirten hervorhob. Aber so wie man schon aus dem gesuchten, ungewöhnlichen Ausdrucke: „die himmlischen Kräfte des Leibes und Blutes Jesu“ (statt des einfachen: „der Leib und das Blut Jesu“) wobei, weil der ganze Christus im heiligen Abendmahle genossen wird, wenigstens das Epitheton „himmlisch“ wegfallen konnte, ein Mildern der Strenge des kirchlichen Bekenntnisses, ein Erweitern des scharfvorgezeichneten schmalen Glaubensweges, ein Hinneigen zu einem latitudinarischeren beiden Confessionen Spielraum gestattenden Christenthume wahrnehmen wird, so beweist sich auch überhaupt Härter, obgleich er vor einigen Jahren — um eine von ihm gehaltene gläubige Predigt als dem Bekenntnisse seiner Kirche gemäß gegen die Angriffe des Directoriums zu vertheidigen — die Augsburg'sche Confession mit einem Vorwort begleitet herausgegeben, in seinem kirchlichen Verhalten nichts weniger denn als Lutheraner. Daß er mit vielen Reformirten im freundschaftlichsten Verhältnisse steht, daß er in Bruderliebe zwischen ihnen und den Lutheranern keinen Unterschied macht, wer wollte dies ihm zum Vorwurf anrechnen? daß er die sehr reichlichen Missionsbeiträge, welche bei ihm eingehen, nicht an eine lutherische Missionsanstalt, sondern so viel ich weiß, an das reformirte Missionshaus in Paris und an das — wenn man will — unirte in Basel sendet, auch dies braucht man, bei der Neuheit lutherischer Missionsanstalten und bei dem einmal angeknüpften und durch eine Reihe von Jahren besessenen älteren Verbands mit jenen Häusern, noch nicht als Abneigung gegen entschiedenes Lutherthum zu betrachten; aber daß er mit zu den Häuptern eines Vereins

gehört, dessen Mitglieder, nachdem sie sich von der evangelischen Gesellschaft Frankreichs, zu welcher sie früher gehörten, losgeweigt, sich am 9. Juli 1839 als „Evangelische Gesellschaft von Straßburg“ constituirt haben und welche zum Theil aus Reformirten bestehen, wie verträgt sich dies mit lutherischer Ueberzeugung und mit lutherischem Pfarramte? Härter ist qua Mitglied jener Gesellschaft aus der lutherischen Kirche herausgetreten, und sein Bekenntniß zur lutherischen Abendmahlislehre in jener Predigt kann nur als partieller Consensus, als Product einer eklektischen Theologie betrachtet werden, so wie heut zu Tage auch manche Reformirte die lutherische Abendmahlislehre annehmen, ohne sich deshalb zur lutherischen Lehre überhaupt zu bekennen. Man kann, wenn man seinem Glauben aufrichtig zugethan ist, nicht zweien Herren dienen. Zwar heißt es in den Statuten der Ev. Gesellschaft von Straßburg: Zweck sei: „Aufrechthaltung und Verbreitung der reinen Lehre des „Evangeliums, wie solche in den Bekenntnißschriften der „protestantischen Kirche, und besonders in der Augsburgischen Confession, ausgesprochen worden ist; aber jeder Kundige wird wissen, was in einer so wichtigen Erklärung, wo jedes Wort auf die Waagschaale gelegt worden ist und gelegt werden muß, das „besonders“ zu bedeuten habe. Es ist die Hinterthür, durch welche auch Reformirtes einpassiren kann, es ist die Limitirung, durch welche die ausschließliche Geltung der Augsburg'schen Confession aufgehoben wird.

Dies „besonders“ gibt zwar der Lehre der Augsburg'schen Confession den Vorrang, das Uebergewicht involviret aber auch die Zulassung anderer Lehre und den nur vorzugsweisen Gebrauch der Augsb. Confession. Etwas anderes wäre es, wenn es in den Statuten hieße: das Evangelium solle gelehrt werden, wie es in den Bekenntnißschriften „der lutherischen Kirche und besonders der Augsb. Confession enthalten ist“; aber unter der „pro-

testantischen" Kirche, ist die reformirte und deren Bekenntniß mit gemeint.

Daß nun ein Mann, der so geachtet, bewundert, ja man möchte sagen: vergöttert wird, wie Härter — denn es gibt Menschen, die gar nicht erst in die Kirche gehen, wenn Härter nicht predigt und die gar von keinem andern Prediger etwas wissen wollen *) — ein Mann, dessen segensreiches Wirken und heilsamer Einfluß dem Unglauben gegenüber gar nicht zu leugnen ist, auch seine Neider und Feinde habe, ist ganz in der Ordnung. Es gibt Menschen, die ihn einen Kezer nennen, weil er Seligwerdung durch gute Werke und einen Mittelzustand nach dem Tode, eine Art Hades, lehre, und weil er einst eine Frau, der ihr Kind ungetauft gestorben, damit getröstet habe, daß es dennoch selig werden könne. Was Letzteres betrifft, so ist es mir nicht bewiesen, da ich es nur von Hörensagen weiß. Sollte es sich wirklich so verhalten, so würde sich Härter's Ansicht derjenigen der katholischen Kirche vom limbus infantum oder puerorum nähern, welche von der lutherischen Kirche entschieden verworfen wird *). Was aber das Erstere betrifft, so hat Härter wirklich in einigen, vor mehreren Jahren gehaltenen und auch in Druck gegebenen Predigten etwas dergleichen aufgestellt. Er sagt nämlich in einer derselben, betitelt: „das Weltgericht“ und gehalten im Jahr 1835: „Darum glaubet an den Heiland der Sünder und ergreift seine Gnade mit völliger Hingabe an ihn, der euch so liebend in seiner Erniedrigung entgegenkommt. Wollt

*) Das ist kephisch, apollisch, paulisch; (denn es gibt noch etliche Prediger in Straßburg, die mit Härter eine Lehre verkündigen;) aber nicht, wenn sich verschiedene Kirchen, weil in der Lehre verschieden, nach ihren Stiftern oder Erneuerern nennen.

*) S. Ausleg. des 2. Buchs Moses von Luther ad. c. 50, B. 1. Luth. opp. ed. Walch, tom II. p. 3040 sq.

„ihr aber nicht an ihn glauben, so übet wenigstens, so
 „gut ihr es versteht, Werke der Barmherzigkeit, wozu
 „ihr Gelegenheit findet, ob vielleicht unter euren Werken
 „eins sein möge, was der Herr zuletzt anerkennen und
 „wofür er euch am jüngsten Tage Barmherzigkeit wieder-
 „fahren lasse.“ — In einer andern, am Ostersonntage
 1835 unter dem Titel „das Ostersfest“ gehaltenen sagte
 er: „Der Friedensort oder das Paradies ist ein Zustand
 „vor der Auferstehung“ und: „Die Ruhe der in Christo
 „Entschlafenen ist jener Zustand der Vorseligkeit, in wel-
 „chem die Seele Jesu weilte, den Sabbath entlang, wäh-
 „rend sein Leichnam im Grabe lag, und in welchem
 „Abraham und alle Gerechten des alten Bundes warteten
 „auf den verheißenen Messias.“ Eben so kommen in
 einer dritten Predigt: „Das Geheimniß des Gra-
 bes“ ähnliche Ansichten vor; allein seit jener Zeit hat
 Härter nie wieder dergleichen vorgetragen, er hat, wie
 mir Freunde von ihm versicherten, jene Particularlehren
 fallen lassen, wie denn auch ich, der ich ihn sechsmal
 gehört, nicht anders sagen kann als: ich habe nie etwas
 Irriges von ihm gehört. Nein, Härter's, wie so vieler
 heutigen Gläubigen, Sünde, ist nicht positiver, sondern
 negativer Art, sie besteht darin, daß er nicht folgerichtig
 und scharf bis an's Ende geht, daß er in der Mitte stehen
 bleibt, daß er dem Lehrbegriffe gleichsam die Physiognomie
 abstumpft, daß er sich fast nur auf jenem breiten Ge-
 biete bewegt, auf welchem beide Kirchen sich noch ver-
 tragen, statt als Lutheraner frei und selbstständig darüber
 emporzusteigen. Er bleibt auf der Münsterplatte, wäh-
 rend er doch bis in die Krone steigen könnte; denn bis
 zur Platte sind beide Thürme eins. Thut er dies der
 Schwesterkirche zu Liebe, um sie nicht zu kränken, um
 sie nicht zurückzustößen, so ist solche Liebe, und wenn sie
 die Verleugnung oder Hintansetzung nur einer Wahr-
 heit kostete, offenbar falsch; thut er es aber, weil er
 wirklich unsere Unterscheidungslehren für unwesentlich, für

Nebensache hält, so kann man nicht anders als wünschen, daß, so wie er einst von Hades und Werkfeligkeit zurückgekommen ist, er auch von dieser Ansicht zurückkehren möge zur vollen Wahrheit. — Manche auch geben ihm Stolz und Herrschsucht schuld. Ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht, denn dazu kenne ich ihn zu wenig. Ich weiß bloß, daß er sich gegen mich, bei den drei Besuchen, die ich ihm abstattete, nicht stolz benommen hat. Oft präsumirt man — vielleicht aus sich schließend — daß ein Mensch stolz werden müsse, wenn ihm so geschmeichelt, gehuldigt und Weihrauch gestreut wird, wie Härtern. Aber je allgemeiner dieser psychologische Gedanke verbreitet ist, und je mehr Wahrheit daher in ihm zu liegen scheint, desto größer ist auch, wie es das neuere Beispiel eines auf ähnliche Weise von seinen Anhängern vergötterten sächsischen Lehrers bewiesen, die Gefahr der Ueberhebung für den Gefeierten.

Die andere Predigt, in welcher lutherisches Dogma hervorgehoben wurde, hielt Benz, Pfarrer an der Kirche zu Alt-Sanct Peter. Er forderte, indem er dadurch die zweideutigen, auf Schrauben gestellten Formeln, deren sich viele Geistliche Straßburgs bei Spendung des heiligen Abendmahls bedienen, indirect rügte, den Gebrauch der Worte: „Das ist der wahre Leib ic. das ist das wahre Blut ic. Er ist überhaupt der einzige Pfarrer Straßburgs, welcher wirklich ganz und aufrichtig Lutheraner sein will. Er allein handelt das Sacrament des Altars streng nach dem Ritus unserer Kirche, nämlich mit Consecration und dem Gebrauche der eben angedeuteten Formel; er hat lutherische Katechismen aus Bayern für seine Confirmanden kommen lassen, die er denjenigen, welche aus Armuth sie nicht kaufen können, unentgeltlich gibt, er nimmt nicht mehr Theil an den unirten und reformirten Missionen u. s. w. und tritt dabei mit einem Muth auf, wie man ihn selten findet. Schade, daß Härter und Benz sich nicht gegenseitig ergänzen! daß

Beide getrennt von einander, ja fast mehr als getrennt, ihre Wege wandeln! So wie Härtern das Benzische Wollen fehlt, so fehlt Benz das Härterische Können, die härterischen Gaben. Man vermißt in seinen in poetisch-pathetischem Style gearbeiteten und gehaltenen Vorträgen jene liebliche einfache Klarheit, wie sie für die *μητοι* nöthig ist und wie selbst gebildete Zuhörer sie lieben. Die, in überreicher Fülle, sich drängenden Lehrsätze und Gedanken, prallen, weil sie nicht gehörig begründet und entwickelt werden, an das Gemüth an, aber bringen nicht ein, fassen nicht Wurzel. Die Predigt bildet gleichsam ein Conglomerat von lauter inhaltschweren Themen, deren eins, gehörig entfaltet, überflüssigen Stoff zu einer herrlichen Predigt liefern würde. Dabei beobachtete, wenigstens damals, Benz, wenn man einen Cyclus seiner Vorträge im Ganzen betrachtete, keinesweges jenen schulgerechten, vom Allgemeineren zum Spezielleren, vom Leichterem zum Schwereren, vom Grunde zur Spitze aufsteigenden Gang, wie er zwar beim Predigen in gewöhnlichen Verhältnissen erlassen werden kann, der aber, wenn man den Glauben von neuem in die Herzen seiner Zuhörer pflanzen, wenn man sich eine Gemeinde erziehen will, durchaus unerläßlich ist. Benz nimmt vielmehr, bald dieses, bald jenes Dogma vor, mitunter Nebensachen, welche, wenn nicht im Zusammenhange mit dem übrigen Lehrgebäude aufgefaßt, leicht mißverstanden, im glücklicheren Falle gar nicht verstanden und bald wieder vergessen werden. Ja — was grade bei ihm am meisten wundern muß — während alle andern Pfarrer Straßburgs, selbst die rationalistischen, damals noch über die alten lutherischen Perikopen predigten, wich er von diesem heilsamen Gebrauche unsrer Kirche ab, und predigte, nach Sitte der reformirten Geistlichen, über freie Texte *).

*) Leider sind seit meiner Abreise jene alten Perikopen abgeschafft, und durch neue ersetzt worden. Die Beibehaltung er-

Dagegen besitzt Beng viel geistliches Dichtertalent. Sobald er dichtet, was ihm sehr leicht wird, spricht er sich klar, concinn und schön, wenn gleich auch mitunter stark, aus. Eine Probe möge hier genügen:

sterer wäre der Einführung letzterer vorzuziehen gewesen, 1) weil neue Perikopen unter Jahrhunderten nicht das Ansehen erhalten werden, welches die alten im Laufe der Zeit erlangt hatten; 2) weil sie das Volk auswendig konnte, und daher an ihnen einen Faden hatte, an welchem ihm die Predigt verständlicher war während des Hörens und erinnerlicher nach dem Hören. 3) Weil sie einen bewundernswürdigen, aber nicht auf der Oberfläche liegenden Cylus unserer ganzen Glaubenslehre enthielten, in welchem kein wesentliches Dogma fehlte. Bei der Wahl der neuen wird man schwerlich nach solchem Princip verfahren sein. 4) Weil das Volk eine gewisse Liebe und Pietät gegen diese von Jugend auf in der Kirche gehörten, in der Schule gelernten, schon von den Eltern und Vorfahren gekannten Texte hatte, die ihm auch den Besuch der Kirche lieber machten. 5) Weil sie eins der gemeinsamen Glaubensbänder der Kirche waren. Früher wußte jeder Lutheraner, er möchte in einem Lande sein in welchem er wollte, über welchen Text heute in den Kirchen gepredigt werde. Heute nicht mehr! Der Einwand, daß bei der Beibehaltung der alten Perikopen viel Schönes und Wichtiges in der heil. Schrift bei Seite liegen geblieben, ist ganz nichtig. Die Predigten eines Arndt, Scriver, Burg, Herberger, Lassenius, Franke, der beiden Schubert u. s. w., welche an biblischer Fülle und an erbaulicher Kraft, ja selbst an Interesse, alle neueren weit übertreffen, beweisen, daß ein rechter Prediger die ganze heil. Schrift nach und nach in seine Vorträge hineinziehen kann, wenn er auch über die alten Perikopen predigt. Die Abschaffung dieser letzteren oder auch nur die Neben-Einführung neuer, ist, nebst neuen Gesangbüchern, Katechismen und Agenden, wieder ein Schritt mehr zur Niederreißung des alten Glaubens unter dem Volke. — Was freie Texte betrifft, so predigt man bei ihnen, weil man sie gewöhnlich zu einem schon gefaßten Thema sucht, mehr aus sich als aus dem Texte und daher biblisch-oberflächlicher, während vorgeschriebene Texte den Prediger nöthigen, sich nach dem Text zu richten, daher tiefer einzudringen und gründlicher zu schöpfen.

Die Kirche Christi.

Willst du die Kirche Christi sehen
 In ihrem Glanz und Wunderbau?
 Auf Golgatha und Tabor's Höhen
 Trägt Christus seine Kirche Schau.
 Er ist der Eckstein auf dem Grunde,
 Den er geheiligt durch sein Blut.
 Auf Christi Blut im neuen Bunde
 Die Kirche Gottes ewig ruht.

Wo Gottes Geist urkräftig wehet
 In Christi Wort und Sacrament,
 Ein Glaube da lebendig stehet
 Und jeder Christ den Herrn bekennet.
 Da hält ein Band des Leibes Glieder
 Vereint im Frieden mit dem Haupt;
 Die Liebe nennt sie alle Brüder,
 Ein Jeder nur die Wahrheit glaubt.

Verkläre dich in Christi Bilde
 Du Kirche durch die Christenheit,
 Erschein' in Gottes Sonn' und Schilde
 Mit hoher Glaubensfreudigkeit.
 In dir allein ist Heil und Friede,
 In dir fließt rein der Gnade Fluth.
 In dir strahlt Ruh und Trost für Müde
 Der Hoffnung Licht und Himmelsgut!

Versammelt euch, zerstreute Heere,
 Um Christi Kreuz und Siegespanier,
 Und schmücket neu des Herrn Altäre
 Mit frommer Väter Glaubenszier.
 Bekennet ihr nicht mehr Christi Lehren,
 Gilt seine Gottheit euch für Raub,
 Dann wird der Feind das Reich verheeren,
 Und eure Kirche liegt in Staub.

Dann werden euch die Enkel fluchen
 Und eure Namen deckt die Schmach;
 Ach! wird man eure Werke suchen,
 Dann schreit die Nachwelt Weh und Ach!

Der Kirche Kleinod ließ' ihr rauben,
 Das reine Wort und Sacrament,
 Die Welt wird nur noch Götzen glauben,
 Weil ihr nicht Christum Gott mehr nennt.

Nur jedoch, wenn ich das Wort Pfarrer in engerem Sinne, von solchen Geistlichen, die an einer Parochialkirche angestellt sind, nehme, ist Bensch der lutherischste Pfarrer Straßburgs zu nennen. Wenn ich diesen Titel auf jeden im Amte stehenden Geistlichen anwende, so ist jedenfalls Diemer, Numonier am Raspelhause (Prisons civiles) der erste. Seine Kenntniß der Lehre kann man fast eine vollkommene nennen. Er besitzt und studirt den Calov, den Quenstedt u. s. w., während heutzutage Hunderte nicht einmal das Concordienbuch nur gelesen haben und dennoch lutherische Geistliche sein wollen, daher der eine die Stellen der heiligen Schrift so, der andere so — ein jeglicher nach seiner Art — auslegt, und mancher von ihnen in nicht geringe Verlegenheit geräth, wenn einmal eins seiner Weichkinder ihn fragt, wie denn die Kirche die Stelle verstanden haben wolle? Diemers Reinerhaltung von allem synkretistischen Wesen ist bis jetzt tabellos gewesen, obgleich um ihn her das verführerische Beispiel des Gegentheils herrscht. Sein Eifer für die lutherische Sache, seine Theilnahme an den Leiden der Glaubensbrüder, und seine Bemühungen für die Verfolgten in Preußen, durch Bekämpfung von Vorurtheilen (auch wohl bewußter Antipathieen), durch Sammlung von Unterstützungen, durch Herausgabe von Schriften u. s. w. waren warm und eifrig. Er hat außer der „Stimme eines Lutheraners“, der „Verfolgungsgeschichte der lutherischen Kirche in Preußen“, dem „Zuruf an meine Brüder im feurigen Ofen“ u. s. w., im J. 1837 auch einen „Ausruf an alle lutherischen Missionsfreunde im Elsaß“ geschrieben, den er aber, weil die Verbreitung desselben seiner, nicht, wie das Amt der eigentlichen Pfar-

rer, unter der Hegide des Staates stehenden, sondern von der magistratualischen Behörde abhängigen Stellung am Raspelhaufe Gefahr drohte, und er sich nicht berufen glaubte, für eine ihm entfernter liegende Sache sein Amt zu opfern, nur kurze Zeit und in engerem Kreise hat wirken lassen. Durch ihn bin ich mit den wenigen entschiedenen Lutheranern Straßburgs bekannt gemacht worden, seinem vorhergegangenen Wirken vorzüglich habe ich es zu danken, daß meine Erscheinung im Elsaß die keines ganz Fremden war, daß, sobald ich mich nur als preussischen Lutheraner nannte, die Leute orientirt waren, und mich, ich kann sagen, überall, mit Liebe und Theilnahme empfangen. Leider ist Diemers Stellung in Straßburg schon durch sein Amt am Gefängnisse eine sehr isolirte. Er hat, da seine Ansichten den dortigen Bestrebungen entgegenstehen, außer mit Benz, fast keinen collegialischen Umgang, und zieht sich sehr in die Einsamkeit seines Studierzimmers zurück. So kommt es denn, daß er, dessen Namen mit Dsters Namen gleich einem Doppelstern aus Frankreich zu uns herüberleuchtete, der uns das Lutherthum Frankreichs repräsentirte, den bei uns alle Gemeinen kennen und mit Liebe und Achtung nennen, während sie nicht wissen, daß ein Härter in der Welt existirt, in Straßburg selbst, wo wiederum Härter als allesverdunkelnde Sonne glänzt, fast gar nicht beachtet wird und obscur und unberühmt lebt. „Ein Prophet gilt nirgend weniger, denn in seinem Vaterlande.“ Aber so wie einst der Herr von jenem Weibe sagte: „Wo das Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß was sie gethan hat,“ so auch wird dereinst, wenn die jetzt unterdrückte Kirche wieder eine feste Existenz errungen hat, Diemer's Name unter denjenigen genannt werden, die sich in der Zeit der Trübsal und der Verachtung ihrer angenommen haben.

Was die übrigen Pfarrer betrifft, so predigen einige

manchmal ziemlich orthodox — den Gläubigen zu Gefallen — manchmal wieder rationalistisch — der Welt zu Gefallen —, preisen an einem Sonntage den unbegreiflichen Rathschluß Gottes zur Erlösung der Menschen, und reden von Christi Blut und Tod, als wenn sie die Vernunft ganz gefangen gegeben hätten unter den Gehorsam des Glaubens, und erheben an einem andern wieder die Vernunft als die höchste Instanz, nach der man auch in Glaubenssachen alles richten müsse, und neutralisiren auf diese Art immer wieder, was sie etwa erbauet hatten. Ja ich habe einen Pfarrer in seiner äußerst sentimentalen, auf Rührung und Thränen berechneten und von „Gräbern“ und „Theuren“ strotzenden Predigt ein seltsames Gemisch von Beidem zugleich geben hören. Viele aber predigen entschieden rationalistisch, tragen Dinge vor, zu deren Wissen wir weder Christum noch überhaupt eine Offenbarung gebraucht hätten, lassen den eigentlich-evangelischen Kern des Textes unberührt, und entnehmen nur aus ihm Gelegenheit, sich über Lebensregeln, psychologische Wahrheiten, Tugenden und Laster u. dergl. zu verbreiten. So z. B. hatte einer am 2. Sonntage nach Trinitatis, wo die Perikope das schöne und reiche Gleichniß vom großen Abendmahl enthielt, das profane Thema: „Daß die Menschen oft ihre Thorheiten und Verschäumnisse mit dem Mangel an Zeit entschuldigen.“ Ein anderer, schon ziemlich bejahrter, den ich am Pfingstsonntage hörte, und der zu meiner Freude sein Eingangsgebet mit den gläubigklingenden Worten begann: „O du heiliger Geist, du unser Gott!“ schien die Lehre vom heiligen Geist sogar pantheistisch zu deuten, z. B.: „Der Geist ist auch Gott, und zwar Gott, der sich uns offenbart hat und noch offenbaren will in seiner Menschheit.“ „Du heiliger Geist! unser Herz steht dir offen, denn du wohnest mitten in unseren Herzen!“ „O laß in einem jeden von uns einen Strahl deiner Flamme auf dem Altare des Herzens brennen!“ u. dergl. Uebrigens

ist die Ordnung des Gottesdienstes höchst einfach. Es werden 3 Verse gesungen. Während des 3. erscheint der Prediger im schwarzen Talar auf der Kanzel. Dann folgt ein Eingangsgebet, dann der Text, dann die Predigt, dann das Kirchengebet, dann das B. U., dann wieder ein Vers, dann der Segen. Nie habe ich mehr als 3 Verse vor der Predigt singen hören. Wenn das Lied mehr Verse hatte, so ward es abgebrochen.

Eben so einfach wird das heilige Abendmahl gefeiert, nicht an einem Hochaltare, dergleichen ich im Elsaß überhaupt nicht in evangelischen Kirchen gesehen habe, sondern an einem frei in der Kirche stehenden aber massenhaften und auf Stufen erhöhten Tische. Eine Beichtandlung vorher findet in der Regel nicht statt, eine Consecrirung des Brodtes und Kelches auch nicht. Die Einsetzungsworte werden gesprochen, und die Formel bei der Spendung ist so verschieden als die religiösen Ansichten es sind. Diejenige, welche Bökkel gebraucht und welche, so lange man sich nicht vor Betrug der Union zu hüten hat, auch genügt, ist die: „Der Leib Jesu Christi, für dich in den Tod gegeben, stärke und erhalte dich im Glauben zum ewigen Leben, Amen!“ „Das Blut Jesu Christi, für dich vergossen zur Vergebung deiner Sünden, stärke und erhalte dich im Glauben zum ewigen Leben, Amen!“ Härter, dessen Worte ich jedoch wegen des dabei stattfindenden lauten Gesanges nicht selber vernehmen konnte, soll sprechen: „Esset den Leib ꝛ. Trinket das Blut ꝛ.“ Von Benz habe ich schon erwähnt, daß er der unzweideutigsten aller evangelisch-lutherischen Formeln: „Nehmet, esset, das ist der wahre Leib ꝛ.“ den Vorzug gebe. Andere bedienen sich auch der beliebten schlaunen Redensart: „Christus spricht: das ist ꝛ.“. Dabei stehen in den größeren Kirchen vier

*) Mit ähnlicher Eist sind in dem neuen badenschen Katechismus die Fragen 49 und 50, in welchen von dem Leben, von

Geistliche, je 2 und 2 an den sich gegenüberbefindlichen längeren Seiten des Tisches, und zu jedem Paare nahen sich Communicanten beiderlei Geschlechts. Zum Wein wird rother genommen. Das Brodt besteht aus der einfachen runden Hostie mit dem Kreuz.

Bei dieser Einfachheit des öffentlichen Gottesdienstes hat man das Bedürfnis einer bestimmten Agende im Elsaß weniger gefühlt als in andern protestantischen Ländern, und daher mag es wohl kommen, daß, während das oben-erwähnte Gesangbuch und der Katechismus eine Art kirchliches Ansehen erlangt haben, dies bisher noch mit keiner Agende der Fall war, sondern die Geistlichen sich nach Belieben der eine dieser, der andere jener — die Gläubigeren z. B. der münchener — bedienen. Aber der Professor der Theologie Bruch an der Universität zu Straßburg und zugleich Prediger an der Kirche St. Nicolaus, ein consequenter, mit Klugheit begabter und daher das

den Wunderwerken, dem Tode, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu die Rede ist, so abgefaßt: „Was sagt uns die heilige Schrift“ — „Durch diese Stellung und Abfassung soll angezeigt werden, daß zwar die heilige Schrift von den Wundern, dem Tode, der Auferstehung und Himmelfahrt Jesu etwas enthalte, allein es soll keinesweges der Katechismus bestimmt lehren, daß Jesus wirklich Wunder verrichtet habe, gestorben u. s. w. sei. Der Katechismus soll also nicht lehren, was sich wirklich mit Jesu zugetragen, sondern nur, was die heilige Schrift von ihm lehre. Dem Herrn v. Langsdorf (rationalistischen Miturheber des neuen badischen Katechismus) liegt nämlich nichts daran, ob jemand glaubt, daß die heilige Schrift dieses von Jesu lehre; aber das kann er nicht zugeben, daß Jemand gelehrt werde, Jesus habe wirklich Wunder verrichtet, sei wirklich gestorben, auferstanden, u. s. w. Auf solche Weise wird für das arglose Volk, welches solche Hinterlist nicht vermuthet, der Schein der Rechtgläubigkeit erhalten, während doch die Sache selber aufgegeben ist.“ (Siehe das 1. der 3 unpartheiischen Zeugnisse für die Richtigkeit der Ausstellungen an dem N. B. Landeskat. S. 21). Zu obiger Abendmahlsformel vergl. auch Joh. 19, 21.

Recht achtender Rationalist, welcher jetzt beinahe die Bedeutung für das Elsaß hat, welche Blesfig und Haffner vor ihm hatten, brachte während meines Aufenthaltes in Straßburg, zuerst durch einen langen Aufsatz*) im Kirchen- und Schul-Blatt — dem Organ der rationalistischen Parthei — sodann ernstlicher bei einer in der Thomaskirche gehaltenen Pfarrer-Conferenz die Einführung einer Landes-Agende in Vorschlag, worauf, da die Annahme derselben nicht bloß dort, sondern auch in einer bald darauf stattfindenden Conferenz der Pfarrer der Inspection der Neuen-Kirche**) mit überwiegender Stimmenmehrheit durchging, eine Commission zu ihrer Anfertigung niedergesetzt ward. Mit der Einführung eines neuen Gesangbuches und Katechismus steht dies ganz in Einklang, und auch der Geist dieser Agende wird wahrscheinlich mit dem in jenen Büchern waltenden harmoniren und so das zum Religionsunterrichte der Jugend und Gottesdienste der Gemeinde nöthige Bücher-Trifolium vollendet sein; aber müssen nicht diese Bücher, wenn sie nicht gleichsam in der Luft schweben sollen, auf einem kirchlichen Bekenntnißgrunde ruhen? müssen sie nicht, so wie sie unter sich in Geist und Lehre übereinstimmen, noch viel nöthiger insgesammt mit den symbolischen Büchern derjenigen Kirche, welcher sie dienen sollen, übereinstimmen? und ist dies der Fall? Hat man bei ihrer Abfassung die Augsburger Confession, den lutherischen Katechismus u. s. w. zur Richtschnur genommen? Nein; denn abgesehen davon, daß der Geist und Inhalt der bei-

*) „Ideen zur Abfassung einer den Bedürfnissen der deutsch-protestantischen Kirche Frankreichs entsprechenden Liturgie. Straßburg, Schuler, 1839.“

**) Diese andere unionistische Conferenz ward in der Kirche Jung St. Peter gehalten, in welcher hinter Kanzel und Altar geschrieben steht:

„Siehe deinen Jesum an, wie er dich so herzlich liebet,
Daß er gar im Brod und Wein seinen Leib und Blut dir giebet.“

den schon vorhandenen Bücher dies an den Tag stellt, man würde sonst das Einfachere, Leichtere und Legitimere gethan und eine Sammlung unverstümmelter christlicher Lieder und eine neue Auflage des lutherschen Catechismus gegeben haben, man würde jetzt bei der beabsichtigten Einführung einer Landes-Agende eine der vorhandenen rechtgläubigen, höchstens mit Veränderung des alten Deutsch in neueres wählen. Nur durch ihren Namen und durch die bis jetzt noch als offiziell geltende Augsburgerische Confession, wonach also die zweideutigen oder gar ungläubigen Predigten und Gottesdienste noch als Abweichung von der Norm, als unkanonisch angesehen werden können, ist die lutherische Kirche des Elsasses noch lutherisch. In Gesangbuch und Catechismus ist sie in und um Strassburg fast allgemein, in Predigt und Sacrament auch in den meisten Gemeinden des übrigen Elsasses vom Glauben abgefallen. Wenn aber wirklich geschehen sollte, was Bruch S. 91 jener Schrift mit als Hauptgrundsatz bei Abfassung der N. Agende aufstellt, daß sie nämlich so eingerichtet werde „daß sie auch der deutsch-reformirten Kirche Frankreichs dienen könne und daß auf confessionelle Differenzen der Lutheraner und Reformirten in derselben keine Rücksicht genommen werden dürfe“, mithin aus kirchlichem Princip alles in Gebeten und Formularen wegfallen, was den lutherischen Gottesdienst als solchen charakterisirt, dann würde die Bedeutung dieser Agende eine unirende sein, dann würde man die verschiedene Verfassung der lutherischen und der reformirten Kirche Frankreichs nur noch als einen nichtsagenden Unterschied betrachten dürfen, dann würde selbst der Name „Kirche Augsburgerischer Confession“ nur noch ein leerer Name, hingegen die kirchliche Union, ohne daß man sie — wie in manchen Ländern die Cholera — bei Namen nannte, factisch da sein. Ja Bruch will sogar diesen Zustand als schon jetzt eingetreten angesehen wissen, erklärt die Verschiedenheit der Verfassung als schon jetzt des

Geistes, der sie einst geschaffen und belebt, entleert, als bedeutungslos, gleichsam als morsche unbewohnte Ruine aus finsterner Vorzeit, und scheint dadurch die Einführung einer unirten Agende als ein Bedürfniß der Zeit, als den Körper, welchen sich der neue, übermächtig gewordene Geist schaffe, mithin nicht als Factor einer kirchlichen Union, sondern als Factum derselben, mithin als gerechtfertigt darstellen zu wollen, denn er sagt S. 39 des Aufsatzes: „Es bleibt also dabei, die abzufassende Liturgie muß für die Gesamtkirche unseres Landes bestimmt sein, und wenn ich von einer solchen Gesamtkirche spreche, so verstehe ich darunter nicht allein die lutherische, sondern auch die deutsch-reformirte Kirche unsres Landes. Denn schon längst sind wir ja gewohnt, sie als mit unserer Kirche Eins bildend zu betrachten. Zwar ist sie von der lutherischen Kirche noch geschieden durch ihre eigene Verfassung und Organisation. Allein, was verschlägt solche Verschiedenheit im Aeuserlichen, wenn man im Innern einverstanden ist? Und das sind wir ja schon längst mit unsern reformirten Brüdern; die beide Kirchen einst trennenden Glaubens-Verschiedenheiten sind ausgeglichen; beide theilen dieselben christlichen Ueberzeugungen; es herrscht in ihnen derselbe Geist, dasselbe religiöse Leben. Eins im Geiste, werden wir auch einst im Aeuserlichen uns vereinigen: das wird die Folge der Zeit zuverlässig herbeiführen.“ So denkt, so schreibt Bruch. Aber wie nun, wenn er sich irrte? wenn, wie es die Erfahrung in mehreren durch das Unionswerk zerrissenen protestantischen Ländern gezeigt hat, der Friede zwischen Lutheranern und Reformirten auch im Elsaß nur darum stattgefunden, weil man, mit der Frucht des Glaubens, der Liebe, sich begnügend, beide Theile ungestört ihres Glaubens leben lassen, aber die Verschiedenheit wieder zum Bewußtsein käme, wenn man sie für todt erklären, als todt behandeln will? Wie, wenn nicht alle lutherische Geistlichen

die durch Jahrhunderte als wichtig anerkannten und auf das Wort Gottes gegründeten Unterscheidungslehren ihrer Kirche für bloße „Theologumena“ sondern für wesentliche Theile des Glaubensgebäudes hielten? oder wenn, falls ja die Hirten, gleichgültig gegen das Kleinod welches ihnen zur Bewahrung anvertraut ist und nachgiebig der herrschenden Mode folgend, den Gränzschnitt der Unwesentlichkeit da thun wollen, wo die beiderseitigen Lehren auseinanderzweigen, weil sie dort auseinanderzweigen, hier und da die Glieder der Heerde treuer wären und nicht beistimmten? Was dann? — — Die Unionisten werden antworten: Es wird ja Freiheit gelassen; die Landes-Agende wird ja nicht, wie in Preußen, aufgedrungen. — Gut und gerecht! aber wenn nun Pfarrer, an ein und derselben Kirche angestellt, getheilt sind? sollen dann lutherische und unirte an einem Altare fungiren? von einer Kanzel predigen? Einen Inspector, ein Directorium haben? — Bei einer solchen Vereinigung im Aeußerlichen, die ohne Einigkeit im Glauben ein arger Trug ist, müssen Pfarrer und Gemeinden gefragt werden, ob sie auch wirklich Eins sind im Geist, muß jedem lutherischen Gewissen freistehen, sich von einer solchen Kirche, die nicht mehr lutherisch, sondern gemischt ist, zu trennen, und sich mit denen, welche gleiche Treue beweisen, zu einem besondern, an Zahl zwar kleinern, aber durch Einheit und Wahrheit stärkeren Verbande zusammen zu thun.

Doch so wie überhaupt in neueren Zeiten die Kirche Gottes in allen Ländern zum großen Theil durch jüngere, vom Geiste Gottes geleitete und getriebene Theologen wiedergeboren wird, so giebt es auch im Elsaß eine nicht unbedeutende Zahl von Candidaten, welche zu Hoffnungen für die Zukunft berechtigen, und aus welchen, wenn nicht etwa Braut und Brot sie den Einflußreichen unter den Menschen gefällig machen, leicht Säulen der Kirche erwachsen können. Mehrere von ihnen haben

einen Theil ihrer Studien auf deutschen Universitäten gemacht und sind mit der Literatur unseres Vaterlandes sehr wohl bekannt. Ihre Predigten, deren sie fleißig in den Kirchen Straßburgs und der Umgegend halten, gehören ohne Ausnahme mit zu den besseren, die ich gehört habe; sie waren einfach, christlich, erbaulich, obgleich auch auf breiterem Fundamente bleibend. Und was das Benehmen dieser jungen Generation von Geistlichen gegen mich alten, strengen, ausländischen Lutheraner anbelangt, so habe ich nur Ursach, gern mich ihrer zu erinnern. Wir haben manchen Abend im freundschaftlichen Kreise verlebt und manche Stunde über theologische Gegenstände disputirt. Zwar sind fast alle von Härter's gewaltiger Anziehungssphäre ergriffen, zwar folgen sie bis jetzt seinen Ansichten, sind mithin nicht entschieden lutherisch, sondern mehr einem allgemeinen, nur in den Grundwahrheiten festen und klaren Christenthume zugethan, ihre Glaubenslehre ist noch nicht ausgebildet; aber wie oft ist nicht ein Lehrer wie Härter ein Werkzeug in Gottes Hand gewesen, um Jünger auf den rechten Weg zu führen, ohne daß sie deshalb beim Mündiger- und Selbstständigwerden dort stehen blieben, wo ihr Lehrer stehen blieb? — In gewisser Beziehung steht es jedenfalls jetzt besser mit dem Christenthume im Elsaß als noch vor etlichen Jahren, wo der Rationalismus fast allein herrschte, wo fast kein einziger gläubiger Pfarrer im ganzen Lande zu finden war, wo einer der wenigen Treuen u. a. schrieb: „Es ist „Friede unter uns! Keine Glaubensspaltung in der Kirche, „und Uebereinstimmung unter den Lehrern! — Freilich; aber „darin liegt der Verfall unserer Kirche. Wohl mag man „eins geworden sein, aber nicht im Glauben, sondern im „Unglauben. Der vorhandene Frieden ist um einen „theuren Preis erkauft worden; er ist entstanden „durch Unterdrückung der Grundlehren unserer Bekennnißschriften und überhaupt der christlichen Reli-

„gion*)." — Jetzt hat der Nationalismus wenigstens an dem Glauben an die Grundlehren des Christenthums eine Gegenmacht, und wenn gleich noch andere, eben so wesentliche und eben so wahre Lehren verkannt werden, so kann man doch nicht verlangen, daß Zion in einem Tage wiedererbaut werde.

Und sieht man auf die evangelische Bevölkerung des Elsasses überhaupt, so fehlt es auch da nicht an theils Wahrheit aufrichtig suchenden, theils entschieden-lutherischen Christen, und es wäre mir, wenn ich es nicht für Unrecht gehalten, Spaltungen in einer Kirche zu veranlassen, welche, obwohl von den Krankheiten des Nationalismus und des Latitudinarismus stark ergriffen, doch immer noch lutherisch ist, nicht schwer geworden, an mehreren Orten rechtgläubige Gemeinden zu sammeln. Namentlich muß ich eines jungen Mannes in Niederronn — einem starkbesuchten Badeorte am Fuße der Vogesen — erwähnen, welcher eine Kenntniß der Bibel und des Lehrbegriffs unserer Kirche, einen Eifer für die Rein- und Aufrechthaltung der Lehre, und dabei ein poetisches Talent besitzt, wie ich selten gefunden habe. Er heißt Weyermüller und ist seines Standes bloß ein Krämer. Aber welcher Prediger könnte er sein, welchen Ruf würde er haben, wenn seine zahlreichen, ihm täglich in die Feder fließenden geistlichen Gedichte so bekannt wären, wie z. B. Knapp's, denen sie, was das Formelle betrifft, kaum nachstehen, aber an christlichem Ernste, heiliger Sprache und Lehrgehalt überlegen sind. Ich kann es mir und meinen Lesern nicht versagen, wenigstens eine Probe davon mitzutheilen.

*) S. die Schrift: „An die Protestanten der evangelisch-lutherischen Kirche im Elsass“ von Oster. Straßb. 1830.

Der 22. Psalm.

Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen!

Ich härme mich, doch meine Hilf' ist fern!

Mein Gott, ich leide über alle Maßen,

Und ringsumher glänzt mir kein Hoffnungsstern.

Ich rufe Tag und Nacht und kann nicht schweigen;

Doch willst Du Dich nicht freundlich zu mir neigen.

Du, Heil'ger, thronst in urvollkommenem Lichte,

Und was Du thust, ist recht und wohl gethan,

Die Väter sah'n mit frommem Angesichte

Zu Dir empor auf ihrer Pilgerbahn.

Sie trauten Dir, und wurden nicht zu Schanden,

Du hast errettet sie aus Schmach und Banden.

Ich aber liege als ein Wurm im Staube,

Verschwunden ist der Menschheit milder Glanz,

Dem Spott und der Verachtung ganz zum Raube

Verschmacht' ich unter einem Dornenkranz.

Rings um mich her seh' ich die Feindesrotten

In Worten und Gebärden mich verspotten.

Sie schütteln ihren Kopf mit wildem Hohne

Und lästernd spricht ihr Mund mit Ungestum:

„Er hat sich selbst gemacht zu Gottes Sohne,

„Dem Herrn hat er's geklagt, der helfe ihm.

„Er rette ihn aus seinen Nöthen allen,

„Hat er an diesem Sohn Sein Wohlgefallen.“

Ja, Du hast Dich als Vater mir bewiesen,

Du zogest mich aus meiner Mutter Schooß,

Ich durfte Dich als Vater schon begrüßen,

Als mir die Milch aus ihren Brüsten floss.

Von meiner Kindheit an bin ich Dir eigen,

Du wirst Dich stets als meinen Gott bezeugen.

Sei mir nicht fern, mein Gott, im dunklen Grauen

Der Leidensnacht, wo Angst mein Herz erfüllt!

Da ist kein Helfer dem ich könnte trauen,

Der mitlidsvoll die großen Schmerzen stillt.

Die Macht der Sünder hat mich rings umgeben,

Wie Löwen dürsten sie nach meinem Leben.

Es ist mein Blut im Wasser ausgeschüttet
 Und alles mein Gebein am Kreuz zertrennt,
 Mein Herz ist ganz von inn'rer Qual zerrüttet,
 Die wie ein Feuer unaufhörlich brennt;
 Vertrocknet wie ein Echerben sind die Kräfte,
 Verborret alle meine Lebensäfte.

O Gott! Du gibst dem Tod mich ganz zum Raube,
 Der Bösen Rotte wüthet um mich her,
 Zum Thier gesunk'ne Menschen, ohne Glaube,
 Sie martern mich an Leib und Seele schwer.
 O Schmerz! o große Grausamkeit! sie haben
 Mir Händ' und Füße wuthentbrannt durchgraben!

Am ganzen Leibe leid' ich heiße Schmerzen,
 Sie aber büßen ihre Lust an mir,
 Sie theilen mein Gewand mit hartem Herzen
 Und werfen drum das Loos mit wilder Bier;
 Du aber, Herr! woll'st mir nicht ferne bleiben,
 Mich eilend stärken und die Noth vertreiben!

Errette meine Seele aus den Händen
 Der frechen wildempörten Schlangenbrut!
 O wolle Du die Nacht der Trübsal wenden,
 Die grauenvoll auf mir Verlaß'nem ruht!
 Hilf Du mir mächtig aus der Löwen Rachen,
 Errette mich vom Heer der Höllendrachen!

(Nun wendet sich der Psalm. Der Sekreuzigte versetzt
 sich im Geiste in den Zustand nach der Auferstehung.)

Ich will verkünden Deines Namens Ehre
 Den Brüdern, die zu Zeugen ich erwählt!
 Ich preise Dich, daß die Gemein' es höre
 Die Du mit Deinem heil'gen Geist besetzt!
 Preis Ihn, o Israel, das Ihm getrauet
 Und Seinem großen Heil' entgegenschauet!

Hat Er doch nicht verschmäht die Noth des Armen
 Und nicht Sein Angesicht von Ihm gewandt,
 Er hat sein Schrei'n erhört voll Erbarmen
 Und half ihm aus durch Seine starke Hand!
 Dich will ich preisen, Gott der Macht und Ehren
 In Deines großen Volkes heil'gen Chören!

Die, so ihr Elend, ihre Noth empfinden
 Und heiß und innig nach Erlösung schrei'n,
 Sie sollen mit Vergebung ihrer Sünden
 Getröstet und mit Heil gesättigt sein.
 Ihr Herz soll freudenvoll den Herrn erheben;
 Ihr Glücklichen! ihr habt das ew'ge Leben! —

(Nest spricht der heilige Geist wieder aus David.)

Es werden alle Völker Dein gedenken
 Der Du die Sündenschuld gebüßet hast,
 Sie werden sich in's Gnadenmeer versenken
 Und auf sich nehmen Deine leichte Last!
 Die Heiden werden sich zu Dir bekehren,
 Und Dich anbeten, großer Herr der Ehren!

Es thront der Herr in Seinem Reich als König,
 Und alle Heiden sind sein Eigenthum!
 Die Fürsten alle sind ihm unterthänig
 Und bringen Seinem Namen Preis und Ruhm;
 Vor Ihm muß Alles seine Kniee beugen,
 Das Diß- und Jenseits, alles ist Sein eigen!

Es wird in allen Zeiten, allen Zonen
 Ein frommes Häuflein Seinem Dienst sich weih'n;
 Und unter Allen, die auf Erden wohnen,
 Wird noch Sein Name groß und herrlich sein.
 Es werden täglich Kinder ihm geboren
 Aus denen, die in Sündennacht verloren.

Von ferne kommen her die Friedensboten,
 Und predigen das Evangelium, —
 Das da lebendig macht die Geistigtodten;
 Sie bringen Jesu Christo Preis und Ruhm,
 Daß Er die Schuld versühnt durch Seine Leiden,
 Daß Er's vollbracht in alle Ewigkeiten.

Der wirkliche Psalm hat in den meisten Bibelausgaben 100 Zeilen, in der metrischen Uebersetzung 102 Zeilen. Man sieht hieraus, wie genau Weyermüller auch das Maß getroffen, und wer je versucht hat, einen der Psalmen so wiederzugeben, und dabei erwägt, wie streng sich der Dichter an das Original gehalten, ja wie er, trotz des Reimes und Metrums, mit großer Unge-

zwingenheit und poetischem Schwunge die Kernstellen fast wörtlich eingeflochten hat, der wird die Schwierigkeiten, die er überwunden, zu würdigen wissen. Und so hatte Weyermüller, als ich bei ihm war, schon funfzig Psalmen übersetzt, und so will er alle übersetzen, was aber nur eine Kleinigkeit ist gegen die Hunderte seiner noch besseren freien geistlichen Gedichte. Ein solcher Mann sollte sich an die Umarbeitung unserer älteren christlichen Lieder machen. Er hätte Geschmack genug, um das Anstößige und Harte durch edlere und gewandtere Ausdrücke zu ersetzen, und zugleich Glaubenskenntniß und Treue genug, um die Lehre nicht zu verfälschen. Dann würden nicht, wie es dormalen der Fall ist, nur die sogenannten Gebildeten, welche in der Regel mehr auf die Form als auf das Wesen sehen, für die erneuerten Gesangbücher gewonnen werden, das Volk aber, namentlich das Landvolk, welches noch immer die alten Lieder vorzieht und neben dem, ihm oft aufgedrungenen oder aufgerebeten neuen Gesangbuche das ältere im Hause hält und zu Hause benutzt, ihnen nicht so abgeneigt bleiben, sondern beide Theile damit zufrieden sein.

Ich mußte jetzt, da ich nichts Wesentliches mehr von dem Zustande der lutherischen Kirche des Elsasses anzuführen habe, diesen Gegenstand beschließen, wenn ich mich streng auf ihn beschränkte. Aber ich will noch einer Erscheinung erwähnen, welche zeigt, wie groß zwar die religiöse Freiheit in Frankreich ist, aber auch, welche auflösendes Element diese für die Kirche werden kann.

Schon im Anfange dieses Decenniums nämlich traten mehrere begüterte Personen in Straßburg zusammen, kauften ein großes Haus in der Knoblauchgasse, baueten im Hofe desselben, gleichsam als Hintergebäude, eine förmliche, recht hübsche, mit Altar und Kanzel ausgestattete, und wohl 500 — bis 600 Menschen fassende Kirche, und beriefen einen gewissen Major, ehemals Zögling des baseler Missionshauses, als Prediger, der eine schöne geräu-

mige Wohnung im Vordergebäude und 600 Frs. firen Gehalt bekam und den 14. Sept. 1834 seine erste Predigt in dem neuen Locale hielt. Die Stellung dieser „Kapelle“ — so nannte sich das neue Gotteshaus — war eine ganz eigenthümliche. Zur lutherischen Kirche gehörte sie nicht, hielt sie sich nicht; denn Major, als er vom Directorium schriftlich befragt ward, ob er sich zur Augburgschen Confession bekenne? ertheilte darauf eine ausweichende Antwort. Eben so wenig bekannte er sich zur reformirten, oder sonst einer der bestehenden Kirchen*). Er hat überhaupt nie ein bestimmtes Glaubensbekenntniß abgelegt. Sein Christenthum sollte sein ein sogenanntes biblisches, war aber eigentlich ein major'sches, das, so gut wie das rationalistische, berbe Irthümer enthielt, z. B. daß der Segen beim Genuß des heiligen Abendmahles vom Glauben des Spenders abhängt; obwohl Major gerade im Punkte des heiligen Abendmahls lutherisch sein wollte. Dieser neue Gottesdienst verursachte natürlich Störung und Spaltung in der Nationalkirche, und doch hatte diese nicht die Macht, den Feind zu vertreiben. Viele der Kapellenbesucher dünkten sich allein wahre Christen, wenigstens frömmere als die übrigen zu sein, um so mehr, da Major selbst einst von der Kanzel predigte: „Wir sind die Stadt auf dem Berge! Wir sind das Licht der Welt! von uns aus muß das Licht über die ganze Stadt Straßburg ausgehen!“ Die Gemäßigteren seiner Anhänger meinten wenigstens: sein Predigen sei für die andern Geistlichen ein Antrieb, damit diese nun auch das Evangelium verkündigten, obgleich schon Härter, und noch früher Dster (letzterer aber ebenfalls nicht als

*) Er erklärte nämlich dem Directorium: er halte sich nicht ausschließlich an die Augsb. Conf., er habe daher das Directorium nicht anzuerkennen, er nehme vielmehr aus beiden protestantischen Bekenntnissen, was (natürlich nach seinem Urtheil) gut sei.

Pfarrer, sondern in Privatversammlungen) das Evangelium verkündet hatten. Später schloß sich die Kapelle, unter dem Titel: „Société évangélique de Strasbourg auxiliaire de la Société évangélique de France“ der weiter unten zu erwähnenden Evangelischen Gesellschaft Frankreichs an, von welcher nun Major auch eine ansehnlichere Besoldung erhielt, während die sonntäglich im Dpferstocck einkommenden Gelder den Stiftern der Kapelle zur Deckung der Zinsen des darauf verwendeten Kapitals (10000 Thlr.) zufielen. So dauerte es bis zum 3. Februar 1839, dem Tage meiner Ankunft in Straßburg, wo Major, der sich mit den Vorstehern entzweit, mit einer, unter dem Titel: „Was ich aber thue, das will ich ferner thun“, in der Kapelle gehaltenen Rede öffentlich abdankte. Die Gründe zu dieser Entzweigung wurden von beiden Theilen verschieden angegeben. Major in jener Rede — welche mitunter Sachen enthält, wie man sie selten von einer Kanzel gehört haben wird — drückt sich dunkel darüber so aus: „Diese Kapelle wurde „von den Eigenthümern zur Förderung meiner Arbeiten „gebaut; da es sich aber fand, daß der Zins, den ich „ihnen zu bezahlen hatte, weder von mir noch von den „Beisteuern der Gemeinde erschwungen werden konnte, so „traten einige wohlwollende Freunde zusammen, und „bildeten mit mir ein Hilfs-Komite der Evangelischen „Gesellschaft, das es übernahm, mir die Sorge um das „Materielle in meiner Stellung abzunehmen. Un- „sere Jahresberichte beweisen, daß uns kein Mangel ge- „drückt hat. Als ich nun aber fand, daß plötzlich, auf „eine mir unbegreifliche Weise, ohne alle Noth, Veran- „lassung genommen wurde, materielle Fragen allein „in den Vordergrund meiner Stellung zu ziehen; als mit „sichtbarer Anstrengung religiöse Ansichten zum Vorwand „gebraucht wurden, um eine rein materielle Bewe- „gung zuzudecken, wobei das geistliche Wohl meiner Zu- „hörer auf eine traurige Weise so ganz und gar überse-

„hen wurde, daß ihr Zutrauen zu meiner Redlichkeit
 „auf die Probe gesetzt wurde, und dadurch jede Frucht
 „des verkündigten Wortes ihnen geraubt werden sollte,
 „da erkannte ich, daß es Zeit sei, Verbindungen aufzu-
 „lösen, welche anfangen die Wirkung des reinen Gottes-
 „wortes an materielle Fragen zu knüpfen, ein Ver-
 „fahren, das nicht zum Frommen der Gemeinde dienen
 „kann. Ich gab grade jetzt meine Demission, um that-
 „sächlich zu beweisen, daß ich diese arme Gemeinde, nicht
 „um schändlichen Gewinn, sondern von Herzensgrund
 „mit dem reinen Gotteswort bedient habe.“ Die Ge-
 „genparthei aber gibt als Grund an: Major sei abgegan-
 „gen, weil ihm der Vorstand nicht habe gestatten wollen
 sich als wirklicher Pfarrer zu geriren und auch Sacra-
 mente zu verwalten, was, da Major von der Regierung
 bloß die Erlaubniß zu predigen erhalten, ernstlichere Rei-
 zungen mit der Nationalkirche herbeigeführt und die Exi-
 stenz der ganzen Kapelle — natürlich zum großen Scha-
 den der Eigenthümer — gefährdet haben würde. Daß
 Major in der That sich die Verwaltung der Sacramente,
 schon als Diener der Kapelle, habe anmaßen wollen,
 geht aus seiner Abschiedsrede selbst hervor, indem er
 S. 18 sagt: „Man gönnt es Euch nicht, das Abend-
 mahl des Herrn nach Eurer Ueberzeugung zu feiern“ und
 wahrscheinlich meint er dies, wenn er in der oben an-
 geführten Stelle sagt, daß man religiöse Ansichten zum
 Vorwande gebrauche und das geistliche Wohl seiner
 Zuhörer auf eine traurige Weise ganz und gar übersehe.
 Er war jedoch, selbst abgesehen von dem Eingriffe in die
 Rechte der Nationalkirche, nicht einmal zur Administratio
 sacrorum befähigt. Er hatte bloß, als ehemaliger Zög-
 ling des Baseler Missionshauses, die Missions-Dr-
 dination, die, nach dem ausdrücklichen Willen der
 dortigen Missionsverwaltung und der diese Zöglinge or-
 dinirenden Kirche, bloß unter den Heiden, nicht aber
 auf dem Boden einer europäischen Kirche gelten soll. Auch

in jener Kanzelrede übrigens rühmt sich Major: „Ich weise nur ganz unbefangen hin auf das Forschen nach Wahrheit, welches in dieser Stadt entstanden ist, seitdem diese Gemeinde ihren Anfang nahm“*). Nach seiner Abdankung fiel der bei weitem größte Theil seiner Anhänger von ihm ab. Es gelang ihm nicht, sie, wie er gehofft, aus der Kapelle mit herauszunehmen. Nur ungefähr 50, die er sich zu seiner Parthei durch Namensunterschrift bekennen ließ, verblieben ihm. Er selbst wohnte noch bis Johannis in seinem alten Logis, und zog dann, nachdem er Aelteste erwählt, die, jeder mit einer besondern kleinen Abtheilung, während seiner Abwesenheit den Gottesdienst halten sollten, in die Gegend von Basel. Die Kapelle war eine zeitlang geschlossen und jedermann fragte, was aus ihr werden werde? als sie, nachdem vorher einige Male Missionsstunden, in welchen auch Härter sprach, darin gehalten worden waren, plötzlich unter einer andern Form wieder auftrat. Statt daß früher allsonntäglich Major predigte, predigten jetzt abwechselnd Professor Cuvier und die Candidaten Becker, Kreis und Ehrhardt, dazwischen auch manchmal Härter, einen Sonntag deutsch, den andern französisch; statt daß sie früher „Hilfsgesellschaft der Evangelischen Gesellschaft Frankreichs“ sich nannte, wollte

*) Auf Härter gezielt ist folgende Stelle: „Es gibt „eine scheinbare Nüchternheit, eine Auffassung der religiösen „Pflichten, die aus Indifferentismus und moralischer Erschlaffung hervorgeht. Sie stellt überhaupt jeden Glaubenssatz als „unbedeutend dar, und, sich mit Gemeinplätzen begnügend, „redet sie von nichts als von allgemeiner Liebe zu allen Menschen und von der Seligkeit Aller. Sie schwimmt aber auch „oft in schwärmerischen Gefühlen umher und verläßt so leicht „die Sichtbarkeit, um in unsichtbaren Regionen den Zustand der „abgeschiedenen Seelen zu erforschen. Diese Richtung muß nothwendig in das katholische Fegfeuer hinabsteigen, und sie erstreckt „auch wirklich ihre kranke Phantasie bis zur Wiederbringung „des Teufels.“ (S. 16.)

sie jetzt eine selbstständige Evangelische Gesellschaft sein; aber dasselbe Comite, welches damals seine Demission gegeben, machte auch die Statuten der neuen Gesellschaft; sie ist die, schon S. S. 127 erwähnte „Evangelische Gesellschaft von Straßburg.“ Die Handlung der Sacramente fällt natürlich weg; das wollte man ja schon bei Major, selbst der Altar ist weggenommen, und auch gegen den Vorwurf, als sei die Stellung der Kapelle eine der Kirche feindselige, sucht sich die Gesellschaft zu verwahren, indem es in dem Vorworte zu den Statuten heißt: „Dabei will aber die evangelische Gesellschaft sich mit der evangelischen Landeskirche, die vom Staate besoldet wird, keineswegs in Gegensatz stellen; es ist vielmehr ihr Wunsch, dieser Kirche förderlich zu sein, damit das christliche Leben in derselben immer schöner aufblühe und Frucht bringe auf künftige Geschlechter;“ und indem Härter bei der Eröffnungsrede u. a. ausdrücklich sagte: „Auch ich werde darüber wachen, daß nichts gegen die Kirche, der ich von Herzen angehöre, im Schoße der Gesellschaft vorgenommen werde. Aber das ist wahr, und wir sagen es offen heraus: die Mitglieder der Gesellschaft müssen kämpfen wider den Unglauben, wo sie ihn finden.“ Aus diesem Gegensatze „aber“ zum Vorhergehenden, folgt, daß Härter zwar nicht gegen die Kirche, jedoch gegen den Unglauben in der Kirche auftreten wolle, und nimmt man das im Vorwort Gesagte dazu: daß es nämlich der Wunsch der Gesellschaft sei, das christliche Leben in der Kirche zu fördern, so haben wir wieder, obzwar nur als Zweck ausgedrückt, das von Major schon als Erreicht ausgedrückte: „Ich weise nur ganz unbefangen hin auf das Forschen nach Wahrheit, welches in dieser Stadt entstanden ist, seitdem diese Gemeinde ihren Anfang nahm.“ Aber ich frage: ob dies, so christlich und wünschenswerth auch der Kampf gegen den Unglauben in der Kirche ist, für einen Diener der

Kirche der richtige Weg sei, um zum Ziele zu gelangen? Die alten Prediger haben auch gegen den Unglauben gepredigt, wo sie ihn fanden, aber sie haben nicht der Kirche gegenüber Kapellen erbaut und evangelische Gesellschaften constituirt, sie haben vielmehr das, oft beißende Heilmittel im kranken Körper angewendet, sie haben, wie es Beng, obgleich auf zu grelle Weise, thut, von den Kanzeln ihrer Kirchen, im Jugendunterrichte, in Schriften u. s. w. die Wahrheit vertheidigt und den Irrthum bestritten, sie sind nur erst dann ausgeschieden und haben sich eigene Gotteshäuser gebaut, wenn die Kirche sich selbst aufgab und sie ihr also nicht mehr angehören konnten. Und in der That, wenn man seiner Kirche „von Herzen“ angehört, so wird man ihr nicht ins Amt greifen, sondern sich mit einer solchen christlichen Wirksamkeit begnügen, wie sie die Kirche darbietet oder wie sie jede Privatperson üben darf und zu üben verpflichtet ist. Was würde die Kapelle sagen, wenn aus ihrer Mitte, ihr gegenüber, wieder ein anderer Verein, mit der Eröffnung aufträte: er wolle sie, welche die Augsburg'sche Confession nur vorzugsweise neben den symbolischen Büchern auch der reformirten Kirche gebraucht, zu noch vollkommenerer Wahrheit, zu noch richtigerem Glauben, zu noch pflichtgetreuerem christlichen Verhalten antreiben? er wolle zwar nicht die Kapelle, aber doch den noch in ihr vorhandenen Rest von Unglauben oder von Irrthum bekämpfen? Würde sie einen solchen nicht als ihren Feind ansehen? würde nicht, ungeachtet aller Versicherungen von Liebe und Frieden und wohlwollender Absicht, der Gegensatz dasein? — Grade so mit der Nationalkirche und der Kapelle; nur mit dem Unterschiede, daß die Nationalkirche nicht bloß die vom Staat besoldete, sondern auch die vom Staat anerkannte, die Evangelische Gesellschaft Straßburgs nur eine Privatgesellschaft ist und also weit weniger Recht

hätte, sich zu beschweren, wenn eine andere aus ihr hervorgehende Gesellschaft, sich neben ihr constituirte.

Wie es sich mit der Evangelischen Gesellschaft Straßburgs im Kleinen verhält, so verhält es sich mit der Evangelischen Gesellschaft Frankreichs im Großen. Sie besteht seit nunmehr 6 Jahren, und ihr freiausgesprochener Zweck ist: Frankreich zu evangelisiren „par tous les moyens que Dieu mettra à sa disposition“. Demgemäß sendet ihr Comite, das in Paris seinen Sitz hat, eine Menge Agenten, welche von freiwilligen Beiträgen der für die Sache Gewonnenen besoldet werden, jahraus jahrein durchs ganze Land. Die einen sind „Diener des Wortes“ (an bestimmten Kapellen angestellte Prediger, dergleichen Major einer war), andere „Evangelisten“ (meistens theologisirte Handwerker, deren Anzahl schon im J. 1838 über 150 betrug*), andere „Lehrer und Lehrerinnen“ (an Schulen, von der Gesellschaft errichtet, angestellt), noch andere endlich „Colporteurs“ (Hausirrer mit Bibeln, Neuen Testamenten und unzähligen Traktaten, die aber auch — vielleicht in Folge der geheimen Instruction, die sie neben der öffentlichen haben sollen — in den Dörfern und kleineren Städten Versammlungen halten.) So hat die Gesellschaft überall eine Menge protestantischer Kapellen, mit denen in der Regel eine Schule verbunden ist, überall Emissäre, überall Verbündete, und überzieht, wie mit einem Netz um Seelen zu fangen, das ganze Land. Daß ein so ausgedehnter, so wohl organisirter, und, man muß es gestehen, auch mit Klugheit, Muth und Beharrlichkeit geleiteter Verein den Kirchen aller Confessionen Frankreichs Gefahr drohe, und, wenn er noch mächtiger werden sollte, sie nothwendig verschlingen müßte, ist klar. In der öffentlichen Instruction für die Agenten, Art. 4

*) S. p. 40 des „cinquième Rapport.“

heißt es zwar: „Ils (les Agents) ne devront pas perdre
 „de vue, que mon seulement il n'y-a dans l'établis-
 „ment de la société Evangélique rien d'hostile aux Eglis-
 „ses légalement constituées en France*), mais encore
 „que son Comité désire, au contraire, concourir, par-
 „tout où cela se peut, avec les pasteurs de ces Eglises,
 „à l'avancement du regne de Dieu par le pure Evan-
 „gile.“ (Grade wie die evangelische Gesellschaft Straß-
 burgs auch spricht); aber das ganze Dasein und die Ein-
 richtung dieser Gesellschaft an sich ist schon der Kirche
 feindlich, und was man — ex ungue leonem erkennend —
 von ihr zu gewärtigen habe, wenn sie noch weiter um
 sich greift, das hat ein gläubiger, fürs Reich Gottes
 äußerst thätiger, und gegen die Gesellschaft keineswegs
 feindlich gesinnter, sondern gegen sie nur vorsichtiger Mann,
 der Pädagog Krafft am Thomasstift in Straßburg, in
 folgenden Worten ausgesprochen: „Die Evangelische Ge-
 „sellschaft will, ihren Statuten zufolge „„durch alle
 „Mittel und Wege wirken, welche Gott ihr an-
 „zeigt““. „Aber werden auf alle Zeiten hinaus ihre
 „Mitarbeiter und Nachfolger den Willen Gottes von
 „dem eigenen Willen genau zu unterscheiden wissen?“
 „Warum eine Kapelle in Straßburg, wo 8 Kirchen mit
 „27 Pfarrern sind? mehrere dieser lehrern, wie auch ei-
 „nige Candidaten, denen man beinahe jeden Sonntag
 „zu predigen Gelegenheit gibt, sind ausgezeichnet gläubige
 „Männer.“ „Vor allem, liebe Brüder, vergessen wir nie,
 „ich bitte Sie inständigst, daß der Zweck nie die Mittel
 „heiligt und daß wir nicht Uebles thun dürfen, damit
 „Gutes herauskomme, (Röm. 3, 8). Sind unsere Kir-

*) In diesem rien d'hostile aux Eglises légalement etc.
 wird involute gesagt: daß die Ev. G. sich auch für eine Kirche,
 wohl gar für die Kirche halte, nur nicht für die vom Staat
 legalisirte; denn sonst wäre es genug gewesen zu sagen:
 „rien d'hostile aux Eglises“.

„chen beschädigt, so muß man sie ausbessern und nicht
 „niederreißen noch sie zerfallen lassen, indem man eine
 „Kapelle daneben baut.“ „In Ihrem letzten Jahresbe-
 „richt, S. 43, heißt es: „„Könnte die Gesellschaft be-
 „stehen, wenn sie neben sich Particulargesellschaften hat,
 „„welche, um selbst zu wirken, ihr so manche Hilfsmit-
 „„tel entziehen, deren sie doch nicht entbehren kann?
 „„unmöglich —““ Liebe, theure Freunde, was ist
 „das für eine Sprache! Sie verlangen also nichts Ge-
 „ringeres, als daß sämtliche Bibel- und Missions-
 „Gesellschaften, Armen-Erziehungsanstalten, Vereine zur
 „Verbreitung christlicher Schriften u. s. w. das ihnen
 „angewiesene Werk in Ihre Hände niederlegen!!! Wahr-
 „lich, liebe Brüder, Sie selbst müssen erschrecken über
 „den ungeheuren Abstand zwischen Ihrem so demüthigen
 „Beginnen vor zwei, drei Jahren und Ihren jetzigen
 „Ansprüchen. Sollten Sie aber unglücklicherweise solche
 „Ansprüche im Ernst für rechtmäßig halten, so müßte
 „ich leider noch Schlimmeres befürchten; denn alsdann
 „würden Sie übers Jahr sich schwerlich damit begnügen,
 „zu sagen: „„Wie kann die Gesellschaft bestehen, wenn
 „„sie Particular-Gesellschaften neben sich hat?““
 „sondern Sie würden es unverhohlen aussprechen: „„Wie
 „„kann unsere Gesellschaft mit ihren Kapellen bestehen,
 „„wenn sie Particular-Kirchen neben sich hat?““
 Ja Major, der auch hierin, so wie in der Anfschreibung
 der eigentlich priesterlichen Geschäfte, gewiß zu früh her-
 vorgetreten ist, äußert in jener Rede, nachdem er S. 4
 gesagt: daß sein Werk als Agent der evangelischen Gesell-
 schaft auch nach seinem Abtreten von der Straßburger
 Kapelle mit ähnlichen Beginnen in Frankreich innerlich
 verbunden bleibe, S. 19: „„Unser zweiter Grund, warum
 „wir ferner thun wollen was wir thun, liegt in der
 „Ueberzeugung, daß die Ausübung der religiösen Freiheit,
 „welche von den Landesgesetzen geschützt ist, das einzig
 „richtige Mittel ist, die Kirche Christi von einem doppel-

„ten schweren Joch zu erlösen, das sie drückt: vom „Joch der Priesterherrschaft, das leider auch „die Protestanten drückt, und vom Joch der poli- „tischen Macht*).

Daß ein solcher Verein und sein Wirken nicht un- bemerkt bleiben kann, daß er, in dem Maaße als er sich ausbreitet und kühner wird — besonders seitdem er ver- sucht hat, die Herzogin von Orleans zu gewinnen, obgleich sie lutherisch ist, — Aufsehen und Feindschaft erregen und Reactionen hervorbringen muß; versteht sich von selbst. Die Katholiken, denen besonders die Col- porteurs ein Schäfchen nach dem andern aus ihrem Stalle entreißen, erheben sich, klagen bei der Regierung

*) Von den immermehr sich steigenden Ansprüchen und zugleich Hoffnungen der Gesellschaft zeugt auch ihre Unzufrieden- heit mit den sehr reichlichen Beiträgen zu ihrer Unterstützung. Diese Beiträge beliefen sich vom 15. April 1837 bis 15. April 1838 auf 75,000 Frcs.; dennoch hatte die Gesellschaft ein Deficit von 3500 Frcs. und der Tresorier, de Pressensé, äußerte in seiner bei der General-Versammlung am 25. April 1839 gehaltenen Rede u. a.: „Puisse ce rapprochement éveiller dans nos „coeurs — un désir très prononcé de mieux faire à l'ave- „nir et de devouer plus complètement nos personnes et nos „biens à Celui, qui, étant riche, s'est fait pauvre, afin „que nous fussions enrichis. Gardons-nous d'apporter dans „notre Christianisme cet égoïsme, qui, par une contradiction „déplorable, se trouve encore dans un trop grand nombre „de Chrétiens. Ne nous contentons pas de la joie de ce „que la Bonne Nouvelle est publiée par des évangélistes fidè- „les, de ce qu'elle est recue et crue par beaucoup de nos „compatriotes; mais prions et donnons, donnons et „prions beaucoup.“ Im J. 1839 betrug die Einnahme ungefähr 92,000 Frcs., das Deficit ungefähr 50,000 Frcs., zu dessen Deckung auch die Hilfs-gesellschaft in Strassburg, obgleich sie damals schon von der Hauptgesellschaft sich abgezweigt hatte, nach Verhältnis beisteuerte. Ein Beweis, daß die Mitglieder beider Gesellschaften, wenn auch äußerlich getrennt, doch innerlich verbunden sind und ein und dieselbe Sache fördern.

über Eingriffe in ihr Gebiet, und würden wahrscheinlich schon längst zur thätlichen Verfolgung des gefährlichen Gegners geschritten sein, wenn nicht religiöser Indifferentismus und politische und industrielle Interessen die Masse des Volkes gleichgültiger gegen Angelegenheiten machten, die ihm sonst das höchste und Heiligste waren. Auch Böckel mit dem Directorium hat sich in einer ausdrücklichen Eingabe an das Ministerium mißfällig über die Gesellschaft geäußert und gegen den Verdacht zu verwahren gesucht, als sei auch er ihrem Wirken nicht fremd*). In die reformirte Nationalkirche selber, aus deren Schooße doch die Evangelische Gesellschaft hervorgegangen, deren Dogmen sie verbreitet, regt sich, und obschon viele ihrer Geistlichen sich der Gesellschaft gleichsam einverleibt haben, so hat sich doch auch ein beträchtlicher Theil derselben gegen sie constituirt, gibt unter Fontanes in Nismes Leitung ein gut redigirtes Partheiblatt, l'Evangeliste, heraus und versammelt sich von Zeit zu Zeit zu kirchlichen Zwecken.

Man sieht: nachdem die Gesellschaft in der Stille herangewachsen ist, steht ihr jetzt, wo sie stärker und offener aufzutreten wagt, ein großer Kampf mit den Kirchen des Landes, namentlich mit der katholischen, bevor. Ob zu früh? oder ob sie ihm gewachsen sein werde? Fast scheint es, daß ihre Freunde das erstere fürchten. Denn nicht bloß, daß das „rien d'hostile aux Eglises“

*) Demungeachtet hat Böckel, als im Sommer 1839 der reformirte Pfarrer Marzials aus Lille nach Straßburg kam, um zum Besten einer Anstalt „zur Evangelisirung des nördlichen Frankreichs“ zu collectiren, sich die Inconsequenz zu schulden kommen lassen, mitzuschreibiren, also das Wachsthum der Gesellschaft mitzubefördern, obgleich in dem, mit beigedruckten Empfehlungen von Friedr. Monod, Berny (luth. Pfarrer in Paris), Gärter u. s. w. ausgestatteten Prospective zu lesen war, daß auch Colporteurs und Evangelisten in der Anstalt gebildet werden.

der großen Gesellschaft durch die Versicherung der kleinen zu Straßburg: ihre Stellung sei keineswegs eine der Kirche feindselige, wiederholt wird, man also noch nicht als Gegner erscheinen will; sondern es hat auch die pariser Gesellschaft von oben her — wo es ihr nicht an manchem Gönner fehlt — und von den unterstützenden Engländern Winke erhalten, daß sie doch solle fein säuberlich fahren, mit der Kirche im Dorf bleiben und den Nagel nicht auf die Spitze stellen. Aber wenn auch die Société Evangélique etwas zurücktritt, wenn sie auch das „par tous les moyens“ nicht mehr ausspricht — vielleicht auch wünscht, es nie ausgesprochen zu haben — so hat sie doch nicht aufgegeben darnach zu handeln; ja grade das kluge Fügen nach den Umständen, das Nachgeben zur rechten Zeit, die Anerkennung der Kirche, wo die Menge noch der Kirche zugethan ist und auf offen=separatistischen Wegen kein großer Anhang zu erlangen sein würde, die Versicherungen von Freundschaft und Gefahrlosigkeit, wo man systematisch die Kirche untergräbt, grade das gehört zu den „tous les moyens“, und man kann, wie einst von den Römern, auch von der Evangelischen Gesellschaft sagen: sie sei dann am gefährlichsten, wenn sie geschlagen scheint. Sie hat, und namentlich ihre Häupter, noch keinen ihrer Grundsätze aufgegeben, sie hat noch nie ihr früheres Thun mißbilligt, sie taucht, wo sie vernichtet scheint, unter modificirten Formen immer wieder auf, und wenn die Kirche nicht auf ihrer Hut ist und ihre Pflicht thut, so wird einst die Erfahrung es zeigen, daß sie ihre jetzt noch schwächere Gegnerin alle Ursache gehabt habe zu fürchten.

Doch findet in dem Verhältnisse zu jener Gesellschaft ein wesentlicher Unterschied statt zwischen der reformirten und der lutherischen Kirche, und ich weiß nicht, ob ich ihr nicht zugethan sein würde, wenn ich von Herzen reformirt wäre. Denn fragt man: was hat denn nun ei-

gentlich diesen mächtigen merkwürdigen Verein in's Leben gerufen? was läßt ihn Tausenden als ein Werk des Herrn erscheinen? was verleiht ihm seine Stärke? so lautet die Antwort: der Unglaube; der Unglaube, welcher auch in der reformirten Kirche Frankreichs überhandzunehmen drohte, der Rationalismus, der auch dort von vielen Kanzeln gepredigt wurde, und der die Gläubigen, wenn anders sie ihr religiöses Bedürfniß befriedigen wollten, fast nöthigte in einen besondern Verband zuzutreten und aus ihrer Mitte Kirche und Pfarrer zu erneuern. Die verdiente Strafe der Kirche für ihren Abfall ist die Evangelische Gesellschaft, und sie möge allen Kirchen, welche den Weinberg des Herrn durch Prediger, die nach dem Zeitgeist sich richten, verwüsten lassen, zur Warnung dienen. *) Sie fängt jetzt, nachdem sie eine Art von Autorität erlangt hat, an, von jedem anzustellenden „ministre de la parole de Dieu“ die Verpflichtung auf das alte Glaubensbekenntniß von la Rochelle vom J. 1571 zu fordern; sie rückt also gleichsam ein in den Glauben ihrer Kirche, weil diese ihn aufgab, sie ist, so zu sagen, in ihrem Rechte, wenn sie sich nimmt, wenn sie fördert, was die Kirche hätte wahren und fördern sollen, aber nicht wahren und fördern wollte, und die Reaction, die sie auf die reformirte Kirche hervorgebracht, hat schon heilsame Folgen gehabt. **) Fontanes in Niemes würde wenig aus-

*) In andern Ländern sind Auswanderungen, Conventikel u. s. w. die Folge.

**) In den Statuten wird als Hauptspruch, mit gesperrten Lettern angeführt: „Elus suivant la préscience de Dieu le Père, pour être sanctifiés par l'Esprit pour obéir à Jesus Christ et pour avoir part à l'aspersion de son sang.“ und dabei bemerkt: daß der heilige Geist avec „une admirable plénitude d'expression“ alle Grundwahrheiten darin vereinigt habe. Die Ev. G., obgleich sie bloß

richten, wenn er dem Unglauben huldigte, ja ich sehe überhaupt keine andere Rettung für die reformirte Kirche Frankreichs, als entweder Eintritt in die Evangelische Gesellschaft, den viele ihrer Geistlichen auch schon erwählt haben, und wodurch, vollständig durchgeführt, die Kirche sich mit der Gesellschaft identifiziren würde, oder so allgemeine und unbedingte Rückkehr zum alten Glaubensbekenntniß, daß dadurch die Evangelische Gesellschaft als überflüssig erschiene, ihre Bedeutung verlöre und unvermerkt sich mit der Kirche identifizirt sähe. Aber letzteres, wenn es auch vielleicht ganz anfangs möglich gewesen, ist jetzt kaum mehr zu hoffen. Die Gesellschaft ist der Kirche zuvorgekommen mit dem Missioniren auch unter andern Confessionen, namentlich unter den Katholiken; sie hat gegen diese die Offensive ergriffen, während die Kirche sich nur immer defensiv verhielt und froh war, wenn sie nicht angegriffen wurde. Die Reformirten sind in der Evangelischen Gesellschaft aus der früheren Passivität in die Activität getreten, sie wollen nicht mehr bloß Toleranz, wie einst unter Ludwig XIV., nicht mehr bloß gesetzliche Anerkennung und Gleichstellung mit andern Confessionen, wie unter Napoleon, sondern nachdem sie durch den Sturz der älteren Bourbonischen Linie, welche sie streng auf die einmal bestehenden Gränzen beschränkte, hinlänglich Luft bekommen haben, trachten sie nach Eroberungen in andern Gebieten, wollen sie herrschen. Wie will ihnen die weit zurückgebliebene Kirche diesen Vorsprung abgewinnen? wie kann sie nachfolgen, ohne als Nachahmerin zu erscheinen, und dadurch sich gewissermaßen zu ihr zu bekennen? Noch mehr: da in der Besoldung der Pfarrer durch den Staat eine der Hauptquellen des immer küh-

„Christen“ bilden will, ist dennoch reformirten Charakters; denn Christenthum und reformirtes Christenthum sind ihr ein und dasselbe.

ner gepredigten Unglaubens lag, indem nämlich den Gemeinden die Macht fehlte, einen rationalistischen Geistlichen zu entzünden, und ein solcher, wenn er es nur nicht mit der Regierung verdarb, des Bleibens in seiner Stelle gewiß sein konnte, so verlangt die Evangelische Gesellschaft — ich kann nicht anders sagen als: mit Recht — daß die Kirche qua Kirche vom Staate unabhängig sei, und daß demnach die Geistlichen dem Staatsgehalt entsagen. Wird sich die Kirche dazu entschließen? Kann sie es thun? Und wenn sie es thut, steht dann nicht wiederum die Evangelische Gesellschaft als die Bestimmende, die Gebietende, die Kirche als die Bestimmte, die Gehorchende, die Untergebene da? — Wahrlich, ich weiß nicht, ob nicht diejenigen reformirten Geistlichen, welche sich der Gesellschaft angeschlossen, und nun mit ihr das große Werk betreiben, das beste Theil erwählt haben? Sie kehrten dadurch zurück in den Schooß des gläubigeren Theils ihrer Confessionsverwandten und ersparten, indem sie demüthig genug waren, zum Rechten sich zu wenden, wo sie es fanden, auch wenn sie als die Zweiten, als die Aufgenommenen dabei erschienen, ihrer Kirche die Schmach, dereinst als die verstoßene dazustehen.

Man sieht, ich bin weit entfernt, das Gute zu verkennen, welches die Evangelische Gesellschaft hat und wirkt, noch weiter bin ich entfernt, allen ihren Häuptern oder gar allen ihren Mitgliedern bewußte hierarchische Zwecke beizumessen. Bei weitem die meisten — und ich kenne deren viele — sind aufrichtige ernste Christen, Christen vor denen sich mancher Lutheraner demüthigen kann, obgleich sein Glaube sich nicht vor dem ihrigen demüthigen soll, Christen die nichts wollen als ihrem Glauben treu sein und die in der Evangelischen Gesellschaft diejenige Anstalt lieben und fördern, welche diesen Glauben bekennet und verbreitet, und diese Christen sind das Salz der Gesellschaft; aber ganz anders ver-

hält es sich in Bezug auf jene Gesellschaft mit den Lutheranern. Wie kann man als Lutheraner, wenn man auch den Personen Freund ist, einer Gesellschaft beitreten, deren Grundsätze in mehreren Hauptpunkten so sehr den unsrigen entgegengetreten? die uns des Evangelisirtwerdens für eben so bedürftig hält als die Katholiken und die Ungläubigen? die von denen, welche auf Sacrament und Kirche halten, spricht: sie seien von einem „esprit de Secte“ befangen? welche die hochwichtigen Dogmen von Taufe und Abendmahl für „des points non essentiels au salut“ erklärt? welche über das treffliche Buch Dster's: „La foi catholique, exposée dans la confession de foi présentée le 25. juin 1530 à la Diète d'Augsbourg, précédé d'une dissertation sur l'origine, la nature et la valeur des symboles ou confessions, Strasbourg, 1839.“ in ihrem Hauptorgan, den Archives du Christianisme, das merkwürdige Urtheil fällt: die darin enthaltene Lehre sei kaum besser als die katholische? Die Reformirten rücken ein in ihren Glauben, gewinnen, kommen vorwärts wenn sie sich mit der Evangelischen Gesellschaft vereinigen; die Lutheraner rücken heraus aus ihrem Glauben, verlieren, kriechen den Krebsgang, wenn sie sich mit der Evangelischen Gesellschaft vereinigen; nur ganz von rationalistischen Seelsorgern irrefeleitete Lutheraner, die den Glauben ihrer Kirche gar nicht wissen, können denken, daß sie in der Evangelischen Gesellschaft und deren Kapellen etwas Besseres aufgetischt bekommen, ein erfahrener, unterrichteter Lutheraner wird gleich merken, daß er hier von der Männerspeise zur Kinderkost zurückversetzt werde. Darum kann ich es nicht gut heißen, wenn lutherische Pfarrer auf diesem Wege, und nicht auf dem von ihrer Kirche, von ihrem Amte, von ihrem Eide vorgezeichneten gegen den Unglauben zu Felde ziehen, und es ist in dieser Beziehung eine tröstliche Erscheinung, daß nur sehr wenige lutherische Geistliche der Gesellschaft beigetreten sind,

und daß Major in seiner Rede lagen muß: „Im Verhältniß zu der reformirten Kirche hat die Gesellschaft die Schwierigkeiten dadurch zu überwinden gewußt, daß sie an der großen Mehrzahl der reformirten Geistlichen eifrige Freunde und Beförderer gefunden. — Im Verhältniß aber zur lutherischen Kirche hat es sich anders gestaltet. Die Geistlichkeit dieser Kirche hat es für Pflicht gehalten, die Arbeiten der Gesellschaft mit allen Waffen die ihr zu Gebote stehen zu bekämpfen, und das offizielle Kirchen- und Schulblatt hat es für religiöse Pflicht erklärt, ein Schisma mit allen hervorzu- rufen, welche die evangelische Kapelle besuchen, d. h. mit andern Worten, die protestantische Geistlichkeit dieser Stadt hat alle in den Bann gethan, welche dem Gottesdienst in dieser Kapelle beiwohnen.“*) Aber wird die lutherische Kirche durch eine rationalistische Opposition gerettet werden? ist nicht eben dieser Rationalismus schuld, daß ihre gläubigeren Glieder sich jener Gesellschaft zuwenden, wo ihnen wenigstens mehr Evangelium als in der eigenen Kirche, wo ihnen wenigstens Milch geboten wird statt Stein und Schlange, gleichwie Kinder, die von ihren Eltern keine Nahrung erhalten, zu andern Leuten ihre Zuflucht nehmen, wenn diese nur mit Etwas ihren Hunger stillen? Wird selbst eine vom Indifferentismus erzeugte Union hinlänglich sein, den Übergang zu verhüten, so lange diese Union, indem sie alle Ansichten, namentlich die rationalistischen, in sich duldet, als Repräsentantin des Unglaubens, hingegen die Evangelische Gesellschaft als Repräsentantin des Glau-

*) Dies Letztere ist übrigens weit übertrieben. Ich weiß von keinem Einzigen, der auch nur vom h. Abendmahl ausgeschlossen worden wäre, weil er die Kapelle besuchte, geschweige sonst verfolgt; ich habe im Gegentheil mehrere sehr renommirte Kapellisten mit eigenen Augen in Stadtkirchen communiciren sehen.

bens dasteht, besonders wenn diese Gesellschaft, mit möglichst annähernder Accommodirung, erklärt: daß sie sich besonders zur Augsburg'schen Confession bekenne und sich der Kirche nicht gegenüberstelle? *) Nein, so wie die Evangelische Gesellschaft das larocheller Glaubensbekenntniß aufpflanzt und um diese Fahne ihre Gläubigen sammelt, so sollte das Directorium, sich den Gegner zum Muster nehmend, die ungeänderte Augsburg'sche Confession aufpflanzen, nicht nur dem Namen nach, sondern der That und Wahrheit nach, sollte auf der Kanzel wieder das reine Wort, auf dem Altare das reine Sacrament in seine Rechte setzen, und die zerstreute, in Wald und Wüste und Gebirge umherirrende Heerde wieder um diese ihre Fahne sammeln. Dies ist das einzige Rettungsmittel der jetzigen lutherischen Kirche des Elsasses und zugleich das einzig ihrer Würdige, und sie würde dabei im Vergleich mit der reformirten Kirche den Vortheil haben, daß die meisten ihrer Pfarrer noch ihr angehören, während in jener die größere Zahl schon der Evangelischen Gesellschaft angehört. Geschieht dies nicht, so ist vorauszusehen, daß nach und nach die überwiegende Mehrheit unserer Gläubigen, zuerst in Straßburg und der Umgegend, dann auch im übrigen Elsaß, von der Evangelischen Gesellschaft absorbiert werden, und, wenn es dereinst zur großen offenen Scheidung kommt, nicht mehr im Schooße der lutherischen Kirche, sondern eines mächtigen reformirten Vereines sich befinden werde, während der Nationalkirche, falls sie sich überhaupt noch hält, nur ein Residuum von Indifferentisten, Rationalisten und Ungläubigen verbleibt. Aber freilich ist es schwer für ein rationalisirtes

*) Doch hat sich die Straßburger Kapelle wohl gehütet, sich unter das Directorium zu stellen, obgleich dieses gewiß nichts dagegen gehabt würde, daß man in derselben das Evangelium predige.

Directorium auf einmal wieder zurückzukehren zum Gehorsam gegen die Kirche, gleichsam sich selbst in seinem frühern Handeln zu verdammen, und wenn auch durch die Kraft Gottes das Unmöglichscheinende geschähe, und das Directorium nun dem rechten Glauben gemäß predigen und handeln wollte, o so ist es doch schon zu tief verstrickt in seine eigenen Werke, in sein Gesangbuch, seinen Katechismus, seine beabsichtigte Union, u. s. w. als daß es sich bald davon losmachen könnte. Und wenn auch dieses geschähe, so hätte es doch nicht Macht genug, den ihm untergebenen Geistlichen rechte Lehre und rechtes Sacrament zu gebieten, es könnte sich der Ungehorsamen nicht entledigen, wie sich die Evangelische Gesellschaft ihrer entledigen kann.

So wäre also die lutherische Kirche des Elsasses so gut wie dahin? sie müßte theils im reformirten Glauben, theils im modernen Unglauben untergehen? Mit nichten. Es werden die festen Lutheraner, welche, obgleich das kleine verachtete Häuflein, das Kleinod ihres Glaubens kennen und nach seinem Werthe schätzen und daher dasselbe weder gegen den Unglauben noch gegen einen mangelhaften Glauben dahingeben, wenn sie sehen, daß sie von den Menschen verlassen stehen, sich unter einander verbinden, werden mit der Zeit, durch die Kraft der unserm Bekenntnisse inwohnenden Wahrheit einen der Übergegangenen nach dem andern wieder zurückgewinnen, und endlich, gehörig erstarkt, eben so aus sich und unabhängig vom Staate und einer abgefallenen Kirchenobrigkeit die lutherische Kirche wieder darstellen, wie jetzt die Evangelische Gesellschaft als neugeborene reformirte Kirche sich zu zeigen beginnt, und wie sich die lutherische Kirche in Preußen aus dem treugebliebenen kleinen Reste schon mächtig wieder erneuert hat. Aber ehe es so weit kommt, muß die Tenne noch scharf gefegt, muß das Maaß des Abfalls noch viel voller werden. Es müssen nicht bloß die Zweiundzwanzigttausend

des Gideon, es müssen auch noch die besseren Neuntausend- undsiebenhundert abtreten, damit Gottes Kämpfer erkennen und bekennen, daß nicht ihre, sondern Seine Hand sie erlöst habe und sie Ihm allein Preis und Ehre geben, und: Es geht nicht, daß man einen neuen Lappen auf ein alt Kleid flickt, oder Most in alte Schläuche fasset; sondern den Most soll man in neue Schläuche fassen, obwohl nur Wenige sind, die von der ewig neuen, weil ewig wahren Christuslehre trinken wollen, denn der alte, schon im Paradiese vorhandene Most der eigenen Vernunft, oder mit eigener Vernunft gemischtes Getränk, schmeckt unserm Selbstgeföhle milder.

Siebzehntes Kapitel.

Missionen. — Professor Ehrmann. — Abbé Batain. —
Abbé Mühe. — Hirz. — Baptisten. — Schläfer und
Schläferinnen.

Ich wende mich jetzt zu den protestantischen Missionen. Es gibt, je nach den drei Hauptrichtungen des dortigen religiösen Geistes, drei Missionsvereine in Straßburg: die sogenannte Evangelische Mission, welche schon seit 22 Jahren besteht und vornehmlich Krafft ihr Dasein zu verdanken hat, der kirchliche Missionsverein, an welchem auch Böckel und viele rationalistische Pfarrer Theil nehmen, und der Missionsverein der Kapelle, als dessen Haupt Härter betrachtet werden kann. Letzterer Verein hat den doppelten Zweck: Bekehrung der Heiden und Bekehrung der Juden, und abwechselnd zu beiden Zwecken werden alle vierzehn Tage Versammlungen gehalten und Beiträge gesammelt, so wie auch ein Frauenverein weibliche Arbeiten dazu liefert. Unabhängig von diesen Vereinen, jedoch freiwillig mit letzterem in Verbindung, stehen die beiden, von der englischen Gesellschaft zur Bekehrung der Juden besoldeten Missionäre Goldberg und Hausmeister, und es wurden während meiner Anwesenheit zwei von ihnen unterrichtete junge Israeliten, Neustädter und Karlbach, von Härter in der Neuen-Kirche getauft. Die Handlung war recht feierlich, die Rede, welche Härter über Ps. 110. hielt, zweckgemäß, und das, so viel ich weiß, unter Hrn. Goldbergs Aufsicht, entstandene Glaubensbekenntniß, welches

der eine der Proselyten in Beider Namen auf Härters Fragen ablegte, gewiß für alle Anwesenden erbaulich. Der Schluß lautete:

Fr. Auf welches Bekenntniß willst Du getauft werden?

A. Auf das apostolische Glaubensbekenntniß und die Lehre der Augsburg'schen Confession, weil dieselben den Ausdruck meines Glaubens nach dem Worte Gottes enthalten.

Fr. Willst Du bei diesem Bekenntniß bis an den Tod beharren als ein Glied der evang. luth. Kirche?

A. Ja, durch die Gnade des dreieinigen Gottes. Amen!

Hier also wurden die beiden Jünglinge verpflichtet zur Augsburg'schen Confession, nicht blos „besonders“ zur Augsburg'schen Confession, und aufgenommen in die evangelisch-lutherische Kirche; möchten sie dieser ganz und ungetheilt angehören!

Schon im Jahr 1833, bei meiner Rückkehr von einer Reise nach dem mittäglichen Frankreich, lernte ich in Straßburg den Professor Ehrmann kennen. Wie patriarchalisch saß der, schon damals fünfundsiebenzigjährige Greis, als ich ihn Abends besuchte, in seinem Familienkreise, wie mild war sein Antlitz, wie erinnerte mich die ganze Szene so lebhaft an des verstorbenen Probst Hanstein Familienkreis, nur daß Hanstein weit jünger, von Person kleiner und munterern Wesens war. Und doch, wer sollte es für möglich halten? war Ehrmann einer der Tiger der Revolution, er war Mitglied des Convents, als über den Tod des Königs votirt wurde, dann Volksrepräsentant, und mehr als ein Kopf fiel auf seinen Befehl unter dem Beile der Guillotine. Aber Ehrmann bereuete später diese Verirrungen. Er, dem kein Mensch, keine Philosophie die Blutflecken auf seinem Gewissen abwaschen konnte, suchte Vergebung in dem Blute, das auch für ihn am Kreuze vergossen ward,

er war, als ich seine Bekanntschaft machte, ein längst bekehrter Sünder und galt in der Stadt für einen Mystiker und Pietisten. Wie verkehrt urtheilt doch oft die Welt! sie verargte es Ehrmann, daß er, nachdem er früher ein Wütherich gewesen, in seinem Alter ein Frommer geworden. Aber was sollte er denn thun? War es nicht besser, er wandte sich zum Herrn und wurde ein Anderer, als er blieb was er war? Und hielt er sich etwa selber für fromm, für besser als andere Menschen? Nein, nur für begnadigter. Er ist, seit ich Straßburg verlassen, hinübergegangen, nachdem er schon während meiner Anwesenheit einmal von schwerer Niederlage wieder aufgestanden war. So viel ich weiß, lebt nun keiner mehr jener berühmtesten Fünfhundert, oder höchstens noch einer. Uebrigens war Ehrmann auch in seinem hohen Alter noch ein Mann von scharfem Verstande und ungeheurem Gedächtnisse. Die kleinsten Specialia, selbst Namen, Jahrezahlen, Datum und ipsissima verba der vorkommenden Personen standen ihm zu Gebote, wenn er aus seinem inhaltsreichen Leben oder aus der Geschichte seiner Zeit erzählte. Dabei war er sehr originell. Nach der Restauration, wo er alle Ursach zu fürchten hatte, daß man ihn des Landes verweisen werde, lernte er noch die Korbmacherei, um sich nöthigenfalls im Auslande sein Brot verdienen zu können; „denn,“ so sagte er zu mir, „Weiden finde ich vor jeder Stadt.“ Auf der Straße ging er sehr langsam und las dabei gewöhnlich die Zeitungen. Als ich das letztemal bei ihm war, und er mich noch die Treppe hinab begleitete, hätte ich doch nicht gedacht, daß sein Ende so nahe sei.

Ein anderes Renommé von Straßburg ist der durch seinen Streit mit dem Papste bekannte Abbé Batain. Ich hospitierte in einer seiner Vorlesungen über die Moral im Gebäude der Universität, und hatte dabei Gelegenheit, den Ton in einem französischen Cours (Collegium) überhaupt zu beobachten. Als ich in das helle, ge-

räumige Auditorium eintrat, war Bbautain noch nicht da. Die Zahl der anwesenden Studenten betrug ungefähr 60, und alle saßen ruhig auf ihren Bänken oder Sprachen höchstens mit ihren Nachbarn. Als aber Bbautain eintrat, erhoben sie sich ehrerbietig, bis jener, welcher in seiner Facultätstracht gravitatisch durch sie hinschritt, auf dem Katheder angelangt war. Er trug einen schwarzen Talar mit breiten gelben, gleich Hosenträgern über die Achseln laufenden Streifen, und einen gespaltene[n] weißen Kragen, wie unsere Pastoren, nur daß der seinige wenigstens einen Fuß lang auf die Brust herabhäng. Von Gestalt war er unterseht, kaum mittelgroß, sein schwarzes schlichtes Haar war wie bei einem Bauer nach hinten gestrichen, sein Angeficht voll und italienisch=bleich. Neben sich, auf dem Rande des Katheders, hatte er ein Glas Wasser stehen, aus dem er von Zeit zu Zeit einen Schluck nahm. Sein Französisch war gewandt, klar und schön, sein Vortrag, bei aller Schnelle der Aussprache, ruhig, und dabei von der Art, als sei es ihm bloß Bagatelle über seinen Gegenstand zu sprechen. Der Inhalt war geistreich und anziehend, und, ob zwar philosophisch, doch mit der Kirchenlehre vereinbar, wie denn überhaupt Bbautain weit williger zum Gehorsam zurückgekehrt ist als Etvenich. Zu bewundern war der Reichthum an treffenden Analogieen aus der physischen Welt, womit Bbautain Geistiges zu erhellen, ja ich möchte sagen: zu begründen verstand. Die meisten seiner Zuhörer schrieben nicht nach; ich aber, zum Andenken an diese Stunde, fixirte in meine Schreibtafel u. a. folgende Sätze: „Ou l'homme vit comme la bête, „pire que la bête, ou l'homme lut avec sa nature inférieure, ou l'homme vit en être raisonnable, en personne libre. Sa vie n'est qu'une épreuve entre la „fatalité et la liberté. — Voilà la racine de toutes les „actions humaines, qui, au fonds, ne sont que le désir vers, où le désir contre.“ — „C'est par la

„parole que les ames se developpent. La parole est „ce-que le soleil dans la physique.“ — „Dans „le premier stage, c'est l'instinct qui domine. La, „où l'instinct domine tout-à-fait c'est la vie bestiale, „là, où il se soumet à moitié à la raison, voilà la „vie à moitié bestiale, à moitié raisonnable; et il-y-a „plusieurs degrés selon les proportions de ce mé- „lange.“ — „Il n'-y-a que de la tendresse „physique, il n'-y-a que de l'instinct phy- „sique!“ — „Il ne suffit pas, que l'instinct y- „soit, il faut que la raison ait son droit, il faut que „la justice y-soit; il faut faire souffrir son corps.“ — „Voilà, Messieurs, comment ces deux élémens se mê- „lent dans l'homme, moitié moral moitié charnel.“ (Mit viel dabei ein: Was ist der Mensch? halb Thier, halb Engel.)

Unter den katholischen Predigern ist der ausgezeichnetste der Abbé Mühe. Ich hörte ihn am Sonntage Cantate im Münster predigen, und obgleich er mir schon als vorzüglicher Redner gerühmt worden war, so übertraf doch was ich hörte bei weitem meine Erwartung. Mühe — ein schon bejahrter Mann mit runzelvollem Angesicht — hatte aus dem Texte, Joh. 16, 5 — 15., als Thema die Worte herausgehoben: „Wo gehest du hin?“ die er nun in den mannigfaltigsten Beziehungen, und sie, wie überhaupt alle Schrift-Sitate, jedesmal auch lateinisch nach der Vulgata wiedergebend, anwandte. „Wo gehest du hin? Quo vadis?“ Diese Frage richtete er z. B. an den Dieb, der zum nächtlichen Einbruche schreitet, an den Wucherer und Geizhals, der seinen armen Schuldner pfänden lassen will, an den Wüstling, der auf verbotenen Wegen schleicht, an den Irdischgesinnten, der in Erwerbsgeschäften sein Leben verrennt, u. s. w. indem er Allen die Folgen und das Ziel ihres verderblichen Laufes mit erschütternder Wahrheit vor Augen stellte. Nie habe ich eine zugleich so

populäre und hinreißende Beredsamkeit gefunden. Man hörte nicht, man sah was er sprach, und Alles war, als wenn es so sein müßte und Gedankenanstrengung, um ihm zu folgen, gar nicht nöthig. Es drangen seine mit Meisterzügen dargestellten und von der lebendigsten Declamation begleiteten Szenen, Folgerungen und Wahrheiten mit zauberischer Gewalt in die Seele ein, man hätte ihn den ganzen Tag hören mögen. Am ergreifendsten war der Schluß. „D“, sagte er ungefähr (denn leider habe ich seine eigenen Worte nicht aufnotirt), „wenn man einmal die Gräber des Kirchhofs öffnete, und die Todten sich aufrichten und nun Antwort geben könnten auf die Frage: Wo gingst du hin? wie viele, ach! wie viele würden jammernd ausrufen: Erravi! Ich bin fehl gegangen!“ „Erravi!“ schrie er, da unterdeß, weil die zur Predigt bestimmte Zeit verflossen war, schon das majestätische Glockengeläut im Thurme und der Gesang der Geistlichen im Chore begonnen hatte, durch Geläut und Gesang und Tumult der Aufstehenden mit herzerschütterndem Tone, „Erravi!“ wiederholte er schwächer, fast trostlos, und verließ übermannt von Schmerz und beide Hände vor das Gesicht haltend, die Kanzel. Auch als Mensch ist Mühe geachtet und geschätzt. Er darbt selbst oft, weil er Alles, zuweilen sogar die eigenen Schuhe und Strümpfe, den Armen gibt. Als Katholik soll er eifrig sein und einst stark gegen Luther gepredigt haben.

Eine andere, in ihrer Art nicht weniger seltene Persönlichkeit, ist der *tourneur-poète*. Schon in Stuttgart, von Wolfgang Menzel, hatte ich nämlich etliche Empfehlungszeiten an einen Drechsler Hirtz in Straßburg erhalten, von dem mir Menzel sagte, ich werde einen biederen und gemüthlichen jungen Mann in ihm finden, dessen Umgang, wie er glaube, mir lieb werden werde. So lernte ich Hirtz durch Menzel kennen, und fand das Urtheil dieses letzteren vollkommen wahr. Ich ward herzlich empfangen, verlebte in der Folge manche

angenehme Stunde mit und bei Hirk, und verdanke ihm viele Belehrungen über Straßburgs Merkwürdigkeiten und Geschichte. Und so wie Weyermüller so auch ist Hirk ein Dichtertalent; aber während jener in seinem Kramlädchen geistliche Lieder dichtet, sind die Gegenstände, welche diesen zum Gesange begeistern, mehr die Natur, das Leben und die Geschichte. Der Ruf von seinen, im Jahr 1838 zu Straßburg erschienenen Gedichten, vor welchen das wohlgetroffene Portrait des Verfassers steht, ist schon bis nach St. Petersburg gedrungen; denn während meiner Anwesenheit ließ die Großfürstin Michael den Dichter um ein Exemplar derselben ersuchen und ihm zugleich den, natürlich gern und poetisch erfüllten Wunsch zu erkennen geben, ein paar Zeilen von seiner Hand darin zu haben. Auch ich war so glücklich, sowohl seine Gedichtsammlung, als auch, beim Abschiede, auf einem hölzernen Rundstab, den er mir zum Aufrollen von Kupferstichen zu fertigen die Güte hatte, einen mir bestimmten Vers von ihm zu erhalten, indem ich, bei näherer Betrachtung des Stabes die mit Bleistift darauf geschriebenen Worte las:

In eines Montags frühster Morgenstund
 Ward dieses Holz am Schiffeutstaden rund.
 Es wandert nun aus dem alsat'schen Lande
 Hin zu der Elbe königlichem Strande.

Doch diese Scherzzeilen können den Lesern keine Idee geben von des Dichters Vermögen. Ich will lieber das Gedicht hersehen, welches Hirk zum 24. Juni 1839, am Tage des vierhundertjährigen Jubiläum's der Vollendung des Münsters gemacht hat, und welches nicht bloß am Abende jenes Tages auf der Platteform des Münsters rectirt wurde, sondern bald darauf auch in Pariser Zeitungen erschien.

Empfindungen auf dem Münster.

(Am Tage Johannes des Täufers 1839.)

Des wärmsten Dankes heil'ge Opferflammen
 Durchglühen heute mächtig unsre Brust;
 Ein Jubelfest rief freudig uns zusammen,
 In reiner Luft bewegt uns reine Lust!
 Es klingt und schallt der Hörner hell Getöse,
 Der sanften Flöten schmelzender Accord,
 Wir stehn vereinet, Straßburgs treue Söhne,
 Auf Straßburgs Wächter, Straßburgs altem Port.

Bierhundert Jahre zählt das Felsgebäude,
 Das kühn erfonnen Erwin's hoher Geist;
 Bierhundert Jahre sind es eben heute,
 Daß es vollendet sich dem Blicke weist.
 Vergönnt war es dem Meister nicht hienieden,
 Was er begonnen, krongeschmückt zu schau'n,
 Auch Sohn und Tochter waren längst geschieden,
 Die's fortgesetzt mit gläubigem Vertraun.

Froh blicket heut auf unser festlich Treiben
 Des ersten Meisters graues Steingebild;
 Der Sel'gen Geist will auch nicht ferne bleiben
 Und schwebt hernieder aus dem Lichtgefild.
 Der Geisterhauch umweht uns lind und leise,
 Wir stehn erhaben ob dem Weltgewühl,
 Der frommen Ahnen kraftdurchdrung'ne Weise
 Erweckt in uns manch sehndes Gefühl!

Es menget sich mit sanftem Sternenschimmer
 In stiller Nacht des Thurmes Lampenschein,
 Und nieder leuchtet Luna's mild Geflimmer,
 Bescheinet friedlich unsern Jubelreih'n.
 Der Fackelganz soll fernhin es verkünden,
 Daß Straßburgs Bürger heut ein Fest erlebt,
 Und unser Ruf wird allwärts Anklang finden:
 „Es gilt den Edlen, die ihr Ziel erstrebt!“

Herzinn'ger Dank sei ihnen zugerufen,
 Den Glaubensreichen, die vollbracht den Bau,
 Die groß und herrlich dieses Münster schufen,
 Das schlanke sich hebet in des Äthers Blau.

Ein Erbtheil ist's, das sie uns hinterließen,
 Ein köstlich Kleinod, das uns Niemand raubt,
 Das täglich wir mit größerm Stolz begrüßen
 Und aufwärts schau'n zum alten Kronenhaupt.

Ja! du bist unser, Zeuge frommer Zeiten,
 Du bleibest Straßburgs unerreichter Dom,
 Des Rheinhals Riese! Dich, dich muß beneiden
 Die Peterskuppel selbst im stolzen Rom!
 Du bleibest unser! zu dem Seinestrande,
 Zur Königsstadt zieht dich kein Machtgebot,
 Entführt dich nicht dem alten Vaterlande,
 Dem treu du bleibst in Freuden und in Noth.

Du bleibest unser, schau'st als treuer Hüter,
 Zum Schwarzwald gern und zum Vogesenkranz,
 Begeistert flammt bei Deinem Anblick wieder
 Der freien Ahnen lichter Ruhmesglanz,
 Der freien Väter, die voll Muth gefochten
 Für Recht, für Freiheit, für den heim'schen Heerd,
 Die kühn des Sieges Lorbeerkränze flochten,
 Mit jeder Schlacht auch Straßburgs Ruhm vermehrt.

Erwin von Steinbach, dir, des Münsters Gründer,
 Sei dieses Glas nun dankesvoll geweiht!
 Das Bivat donnert, unsrer Lust Verkünder,
 Im Wiederhall thurmabwärts, weit und breit!
 Heil, Heil dir, Meister! Deinen Namen nennet
 Noch unsrer Kinder fernestes Geschlecht,
 Im Herzen stets des Dankes Flamme brennet,
 Im Herzen bleibt dein Bildniß eingepägt!

Außerdem hat der, in seinem Handwerk übrigens sehr fleißige und geschickte Mann, auch einige recht gute Jugenderzählungen in Prosa, der St. Jakobstag und: der Ddilienberg, geschrieben, die aber freilich wegen ihrer localen Beziehungen und Schilderungen mehr für die Jugend des Elsasses als anderer Länder geeignet sind.

Als ich auch einst mit Hirs spazieren ging, begegneten uns mehrere ländlich gekleidete Männer und Wei-

ber, deren Tracht sich merklich von der um Straßburg herrschenden unterschied. Die Mannspersonen nämlich trugen breitgerandete runde Hüte und starke, dem Gesicht ein altritterliches Ansehn verleihende Zwickelbärte am Kinn. Die Mädchen hatten ihren Haarzopf kranzförmig um eine schwarze Scheitellappe gelegt. Es war mir interessant von meinem Begleiter zu hören, daß dies etliche jener Wiedertäufer seien, von welchen ihrer viele um Straßburg wohnen. Friese, in seiner Geschichte der Stadt erzählt von ihnen: „Die schwärmerische Secte der himmlischen Propheten, von welchen Thomas Münzer das Haupt gewesen, breitete sich unter dem Namen der Wiedertäufer auch im Elsaß aus. Da diese fanatischen Leute im Bauernkriege viel Unheil angerichtet und manche von ihren Lehrsätzen für die öffentliche Ruhe sehr gefährlich waren, indem sie alle obrigkeitliche Gewalt für gottlos und sündlich erklärten, die Vielweiberei für erlaubt und die Gemeinschaft der Güter für nothwendig hielten, so wurden sie fast allenthalben grausam verfolgt. Zu Ensisheim ließ König Ferdinand über 600 derselben hinrichten. In Straßburg tödtete man sie zwar nicht, aber man verbot ihnen die Stadt bei Todesstrafe. Indes traf die schon oft gemachte Bemerkung, daß eine gedrückte und verfolgte Religionsparthei in dem Grade gestärkt und vermehrt werde, als man sie durch Verfolgung zu schwächen sucht, auch bei den Wiedertäufern ein. Je mehr man sie drückte, desto mehr Anhänger gewannen sie, besonders auf den Dörfern. Während der Verfolgung hielten sie nächtliche Zusammenkünfte, als aber die Obrigkeit, des Würgens müde, ihnen ein wenig Luft ließ, kamen sie in den Wäldern zusammen. In dem Eckolsheimer Walde versammelte sich gewöhnlich ein großes Volk aus allen umliegenden Dörfern. Sie ermahnnten sich unter einander, genossen das Mahl der Liebe unter beiderlei Gestalt, zum Schluß wurde die Zeit der nächsten Zusammenkunft öffentlich

„bekannt gemacht, und viele Straßburger Bürger wohnten
 „ihren gottesdienstlichen Versammlungen bei, ohne gestraft
 „zu werden. Nach und nach hat diese Parthei sich im-
 „mer mehr gereinigt und ihre fanatischen Grundsätze ab-
 „gelegt, so daß von unsern heutigen Wiedertäufern mit
 „Wahrheit gesagt werden kann, daß sie gute, arbeitsame,
 „ruhige und dem Staate nützliche Leute seien.“ — So
 haben diese Nachkömmlinge aus grauer Vorzeit durch alle
 politische Veränderungen, durch alle Stürme der Revo-
 lution, durch alle Umwandlungen des Zeitgeistes hin-
 durch nicht nur sich selbst als besondere Secte, sondern
 auch die Tracht und viele Gebräuche ihrer Vorfahren er-
 halten. Noch heute haben sie keine Gelehrten, sondern
 Älteste, welche in Scheunen oder im Freien Gottesdienst
 halten, und welche jährlich einmal zu einer Art General-
 Synode nach Walsertshausen in Bayern reisen, um dort
 mit ihren aus andern Gegenden hingekommenen Brü-
 dern die Angelegenheiten der Gemeinde zu berathen. Ihre
 Kinder werden erst getauft, nachdem sie im Christen-
 thume unterrichtet worden sind. Sie heirathen nur un-
 ter sich und vermeiden solchergestalt alle aus gemischten
 Ehen hervorgehenden Streitigkeiten und Inconvenienzen.
 Aber dennoch — wer sollte es glauben? — auch unter
 diesem kleinen, so eng verbrüdereten Häuflein finden Spal-
 tungen statt. Sie theilen sich nämlich in Hestler und
 Knöpfler, d. h. in solche, welche ihre altväterischen
 Röcke mit Hesteln, und in solche, welche sie mit Knöp-
 pfen zumachen. Jene, welche die Sitte der Vorfah-
 ren für sich haben, beschuldigen diese einer keßerischen
 Neuerung, diese werfen jenen ein Anhängen am Unwe-
 sentlichen vor. Die meisten treiben Gärtnerei.

Auch die Schläfer und Schläferinnen, die in
 Straßburg ihr Wesen treiben, kann man als eine beson-
 dere Erscheinung hier erwähnen. Auf Grund der un-
 läugbaren Thatsache nämlich, daß somnambule Personen oft
 nicht bloß sich selber, sondern auch anderen, wahrscheinlich

mit ihnen in einer Art physischer Verwandtschaft stehenden Menschen, dienliche Heilmittel in Krankheit verordnet und überhaupt ihnen Aufklärung über ihren Zustand gegeben haben, sind nämlich speculative Leute beiderlei Geschlechts auf den Einfall gekommen, eine Art Erwerb aus dem Schlafen zu machen. Sie kommen in die Häuser, wenn man sie bestellt, oder empfangen auch die Kunden bei sich, schlafen nach gewissen Manipulationen schnell genug ein, und geben dann, auf Befragen, ihre Drakelsprüche von sich. Selbst gebildete Personen glauben an diese Aussprüche, oder vielmehr an diesen Schlaf, obgleich man an mancherlei Symptomen bemerken kann, daß er ein verstellter sei, und die Erfahrung ihnen oft genug bewiesen, daß die Recepte der Schlafenden so wenig immer helfen als die Recepte der Wachenden. Einer der Hauptschlaffer dieser Art, früher blutarm, ist durch diese Gläubigkeit seiner Mitbürger jetzt ein Mann à son aise. Es würde übrigens, wie es das Zufließen zu der somnambülen Joh. Christ. Höhne, zum bunzlauer Schmidt u. s. w. bewiesen, in Dresden und andern Orten grade so sein, wenn die polizeilichen Maasregeln es nicht verhindernen. Die sogenannte aufgeklärte Welt, die Gottes Wort verwirft, wenn sie es nicht rationell findet, glaubt doch oft blind den Worten von Kartenschlägern, von Schläfern, von Wunderärzten u. s. w.

Achtzehntes Kapitel.

Wohlthätige Anstalten Straßburgs. — Das Hôpital civil. — Société pour l'extinction de la mendicité. (Maison de refuge. — Ecoles gratuites et Salles d'asyle. — Séjours à domicile.) — Soeurs de la providence — Geselschaft für Handwerker. — Der Reuhof.

Straßburg ist ausgezeichnet durch seine vielen Wohlthätigkeitsanstalten. Die in die Augen fallendste ist unstreitig das Hôpital civil oder städtisches Armen- und Krankenhaus, ein ungeheures, aber altes und durch viele Anbaue unsymmetrisches Gebäude dicht am Südrande der Stadt, so daß man aus den dieser Seite zugekehrten Fenstern eine freie Aussicht nach dem oberen Rheinthale hat. Ich besuchte acht Säle, theils von „Pfründnern“ (solchen Armen und Alten, die gegen eine kleine Entschädigung dort aufgenommen sind) theils von Kranken, theils von körperlich Verunglückten bewohnt und fand sie, wie gewöhnlich in französischen Spitalern, groß, rein, beinahe comfortable. Indem ich zwischen den langen zahlreichen Bettreihen hinschritt, bemerkte ich, in den Männer- wie in den Weiber-Sälen, manche zierliche Ausschmückung, manches nicht üble Kunstwerk, als bunte Papphäuschen, sog. Kripplein, Vasen mit künstlichen Blumensträußen u. d. gl., womit die Phantasie, die Ruhe und das Talent der bejahrten Bewohner die ihnen zugemessenen kleinen Räume zu verschönern gesuchte hatte. Gerade wurde in dem einen Krankensaale ein Todter aus seinem Bett in die hölzerne Lade gelegt, in welcher er

einſtweilen fortgetragen werden ſollte; wie conſtrahirte dies gegen die blühende Mailandschaft, die man aus den geöffneten Fenſtern erblickte! Der nach der Stadt zugewendete Hof des Gebäudes iſt mit ſchattigen Bäumen bepflanzt und zur Erholung im Freien beſtimmt, und die Gruppen die man dort an ſchönen Tagen ſieht, beſonders Sonntags, wo oft die Freunde und Angehörigen der Hospitaliten dieſe beſuchen, ſind buntscheckig, heiter und unterhaltend genug. Eine Merkwürdigkeit der Anſtalt iſt ein Weinfäß mit eſſaffer Wein vom J. 1472, alſo 45 Jahr älter als der Anfang der Reformation! Ich gelangte durch Connerion zu einem halben Spitzgläschen dieſes wahrſcheinlich älteſten trinkbaren Rebenſaftes in der Welt*). Seine Farbe war dunkelbraun und ſein Geſchmack ohngefähr wie der von ächtem Rum; goß man einen Tropfen in die hohle Hand und rieb ihn, ſo verbreitete ſich ringsumher ein kräftiger Baſamischer Geruch. Das Faß hält 100 Dhm, iſt aber jetzt, da nie zugegoſſen wird, ſchon ziemlich leer. Zu beſſerer Verwahrung liegt es ganz allein in einem beſonderen Keller. Ich brauchte wohl nicht erſt zu bemerken, daß ſein Inhalt eigentlich für Kranke beſtimmt iſt.

Sieht man aber auf die Nützlichkeit, ſo möchte doch das Bürgerhospital, ſo wohlthätig ſeine Beſtimmung auch ſein mag, von der Société pour l'extinction de la mendicité noch übertroffen werden. Dieſe Geſellſchaft, welche nun in's 10te Jahr tritt und an welcher alle Religionspartheien, auch Härter, Reck und andere Kapellenmitglieder, zum Theil leitend, theilnehmend, iſt eine der großartigſten, heilſamſten und gutorganisirteſten, welche man finden kann, und ich halte es für der Mühe werth, etwas umſtändlicher von ihr zu ſprechen. Es ſucht die

*) In Pompeji fand man vor mehreren Jahren ein Gefäß mit antikem Wein, aber er war zu einer conſiſtenten pechartigen Maſſe eingetrocknet.

société pour l'extinction de la mendicité den großen, wohl ziemlich in jeder volkreichen Stadt sich herausstellenden aber schwierigen Zweck: das Elend der ärmeren Volksklassen und das daraus entstehende Betteln zu heben, auf einem dreifachen, gut combinirten Wege zu erreichen, durch eine maison de refuge, (Aufnahmehaus für erwachsene Arme) durch écoles gratuites und salles d'asyle (Freischulen und Kleinkinderbewahranstalten) und durch secours à domicile (Hilfsspendung in den Häusern). An der Spitze steht ein Präsident, zunächst unter ihm ein, mit Einschluß des Präsidenten, aus 32 Mitgliedern bestehendes Central-Comité, welches unter sich 4 Commissionen ernennt: die Commission des Zufluchtshauses, die Schulcommission, die Commission für häusliche Hilfe und die Commission der Arbeiten. Dieses Comité bildet die beschließende, die dirigirende Behörde. Ihr Arm sind 120 in 40 gleiche Sectionen vertheilte Inspectoren, welche, da die Stadt, behufs der Communalverwaltung, in 4 Quartiere, nämlich das Nord- West- Süd- und Ost- Viertel getheilt ist, wiederum in 4 Viertels- Inspectionen sich sondern. Will nun das Comité, um eine richtige Basis seines Handelns (seiner Beschlüsse, seiner Spendenvertheilung) zu gewinnen, Einsicht in den Stand der Dinge haben, so wendet es sich an die Viertels- Inspectoren, diese an die Sections- Inspectoren, diese an ihre Adjutanten, gehen mit ihnen in die Häuser, und in Zeit von 10 Stunden hat das Comité seine Aufklärung oder die Bedürftigen ihre Hilfe, ihre Anweisung, ihre Benachrichtigung.

Die maison de refuge enthält einen gemeinschaftlichen Wärmungsaal und in seinen Schlafsälen an 130 Betten. Jener ist zugleich die Arbeitsstätte für die älteren und gebrechlicheren Männer und Weiber. Sie spinnen, flechten Körbe, flicken, schleifen Federn. Die rüstigeren Mannspersonen fegen die Straßen und Plätze der Stadt und spalten das Holz der Gesellschaft, welchem der

Hof des Zufluchtshauses zur Niederlage dient, und welches theils im Hause selbst und zur Heizung der Schulen und Kindersäle verwendet, theils an Hausarme vertheilt wird. Die Klostern kostete damals gegen 12 Thaler Preuß. und in kalten Wintern werden manchmal mehrere hundert Klöstern vertheilt. Die jüngeren Weiber versehen den Dienst in der Küche, gehen waschen u. d. gl. Was verdient wird, kommt meistens der Anstalt, nur Weniges den Arbeitenden zu Gute. Die Kost, welche ich selbst versuchte, ist nahrhaft und wohlschmeckend; kräftige Suppen, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Graupen, Roggenbrod und Bier sind das Gewöhnliche, nur selten kommt Fleisch vor. Der Hauptnutzen, welchen das Haus gewährt, besteht darin: daß die Armen, weil ihnen dort Arbeit gereicht wird, sich wieder an Arbeit gewöhnen, und ihren Verdienst nicht, wie sonst in der Regel geschieht, in Branntwein vertrinken. Dazu kommt, daß sie, bei der klugen Menage, dort ungleich wohlfeiler beköstigt werden, als wenn jeder einzeln begabt würde, aber sich selbst beköstigen müßte, daß sie mithin der Stadt weit weniger zur Last fallen; denn im Zufluchts Hause kostet einer nicht mehr als etwa 2 Sgl. täglich; bei eigener Beköstigung würde er wegen der Theuerung des Holzes und der Lebensmittel bei dem Detail-Einkauf, wenigstens 6 Sgl. brauchen.

Damit jedoch das Übel an der Wurzel angefaßt, d. h. die Kinder dem bösen Exempel und der Auffichtslosigkeit so viel als möglich entrisen und zur Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit von früh an gewöhnt werden, sind die salles d'asyle gestiftet. Sie wurden anfangs von den Eltern mit Mißtrauen betrachtet und nur schwach benutzt; jetzt aber, nachdem man gesehen hat, daß die Kinder dort wohl aufgehoben sind und etwas lernen, daß es ihnen dort sogar gefällt, sind sie wohl von 1400 drei- bis sechsjährigen Kleinen bevölkert. Man kann kaum etwas Dringelleres sehen, als das fröhliche Gewimmel

dieser Menschenlammherden in einem solchen Saale. Man glaubt sich unter die Lilliputaner versetzt und kommt sich groß vor wie ein Einwohner von Brobdignac. Die Freischulen, in welche die Kinder der salles d'asyles oft übergehen, werden ungefähr von 1200 Schülern und Schülerinnen besucht. Mehrere Geistliche beider Kirchen ertheilen unentgeltlich den Religionsunterricht; mehrere salarirte Lehrer, unter denen es recht Tüchtige, ihrem Fache mit Liebe und Eifer zugethane junge Männer giebt, unterrichten in den weltlichen Wissenschaften. In den Schulen sowohl als in den Kindersälen wird jährlich zweimal, an Ostern und an Michaelis, Examen gehalten, und um die Weihnachtszeit findet eine solenne öffentliche Preisvertheilung statt, in Folge deren von den ungefähr 2500 Kindern beiderlei Anstalten, an 300 zur Belohnung ihres Fleißes und ihrer guten Aufführung von Kopf bis Fuß bekleidet werden. Eine, durch die Umstände gebotene Abzweigung dieser Unterrichtsanstalten sind die Arbeitssäle für die Mädchen und die Abendschule für solche Handwerkslehrlinge, die entweder das in der Schule Erlernte nicht vergessen, oder Versäumtes nachlernen wollen. In jenen wird vorzüglich Nähen, in diesen praktisches Rechnen gelehrt, aber auch die heilige Schrift gelesen. Nach der Confirmation werden die Mädchen, mit einer kleinen Ausstattung versehen, als Dienstmädchen bei ordentlichen Leuten untergebracht, so wie andererseits ordentliche Leute gern ihre Dienstmädchen aus jenen Anstalten nehmen.

Die secours à domicile endlich, welche sich auch auf sog. pauvres honteux erstreckt, besteht in Zusendung von Speiseportionen, Brot, Fleischbrühen für Kranke, Holz, Kleidungsstücke, namentlich warmen Strümpfen im Winter, und in der Beschäftigung arbeitsloser Handwerker.

So sucht man in Straßburg mit Beihilfe des Bürgerhospitals zu erreichen, was der Abbé Gerber in seiner Rede bei der Preisvertheilung im J. 1835 bündig

mit folgenden Worten ausdrückte: „Ecarter de la ville
 „les mendiants d'origine étrangère *) faire entrer à l'hô-
 „pital les infirmes originaires de la ville ou ceux de
 „la France, ayant droit des résider en ville; reléguer
 „à la maison de refuge, créée à cet effet, ceux qui
 „sont en état de subvenir à leur existence par le pro-
 „duit de leur travail, faire tarir les sources de la men-
 „dicité pour l'avenir, par la création d'écoles supérieu-
 „res, et intermédiaires, d'ouvriers et de salles d'asyle;
 „prémunir les enfans pauvres, dès leur berceau, con-
 „tre ce fléau dévastateur, en formant leur esprit aux
 „connoissances, leur coeur à la vertu, et leur corps
 „au travail, poursuivre ainsi la mendicité jusque dans
 „ses derniers retranchemens.“ Und wirklich, wenn ich
 bedenke, daß ich nie in Straßburg angebettelt worden
 bin, so scheint es mir als wenn jener Zweck ziemlich voll-
 ständig erreicht worden sei, wenigstens, Dresden aus-
 genommen, vollständiger als in andern von mir gekann-
 ten großen Städten.

Und woher kommen die Mittel zu diesem allem?
 Hauptsächlich von den freiwilligen, durch die 120 In-
 spectoren in ihren Bezirken gesammelten Beiträgen der
 Einwohner; sodann von dem Erwerbe der Pensionairs
 des Zufluchtshauses, von Wohlthätigkeits-Lotterien u. s. w.
 Aber auch die Municipalität und die Militärverwaltung
 haben rühmlich beigetragen; Erstere durch eine Jahres-
 Beisteuer von 20000 Frks., letztere durch Ueberlassung
 der, nach stattgefundenener Verringerung der Garnison,
 überflüssig gewordenen Kasernen-Betten, so wie auch er-
 wähnt zu werden verdient, daß mehrere angesehenere Da-

*) Im Jahre 1830 wurden, um das Terrain zu der be-
 absichtigten Verbesserung des Zustandes der Armen rein zu fegen,
 alle ausländischen Bettler und Bagabonden aus der Stadt
 gewiesen und bis über die Gränze transportirt.

men nicht nur das Amt der Directricen und Aufseherinnen in den salles d'asyle und Arbeitsfälen der Mädchen übernommen, sondern auch ihres Theils Beiträge gesammelt haben. Die Total-Einnahme der Gesellschaft betrug im J. 1838 allein an baarem Gelde 74,984 Frks., die Ausgabe: 54,737 Frks.; doch sind die Beiträge an Naturalien ebenfalls ansehnlich.

Von geringerer Bedeutung, obgleich in ihrer Tendenz nicht weniger edel, sind der katholische Verband der soeurs de providence, welche sich's zur Aufgabe machen, gefallene Mädchen auf den Weg der Tugend zurückzuführen, und der, von Kapellenmitgliedern gestiftete Leseverein für Handwerker, der, um der Entweihung des Sonntags unter der arbeitenden Classe entgegenzuarbeiten, eine Leseanstalt eröffnet hat, in welcher Handwerksgefelln die langen Sonntagabende im Winter in einem geheizten Locale zübringen, und sich mit zweckmäßiger Lecture oder mit Schreiben still beschäftigen können. Ich war ebenfalls dort, und fand Local und Auswahl der Bücher, Journale und Zeitungen so ansprechend, daß ich selbst mich gern hingesezt und mitgelesen haben würde. Die Zahl derer, welche die Anstalt im Winter-Semester 1838—1839 benutzten, war 218, die Durchschnittszahl der jeden Sonntagabend Anwesenden 35.

Aber wiederum eine umfangreichere Bestimmung hat ein Etablissement, welches, obzwar 1 Stündchen außerhalb Straßburgs Wällen gelegen, doch wegen seines sträßburg'schen Ursprungs mit zu den Wohlthätigkeitsanstalten dieser Stadt gerechnet werden kann. Dies ist: die Anstalt zur Erziehung armer Kinder im Neuhof. Sie ward im J. 1825 gegründet und entstand aus sehr kleinem Anfange. Ein frommer bejahrter Tischler nämlich, Würz mit Namen, der von armen Eltern geboren und früh verwaisst, die traurige Lage hilfloser Kinder aus eigener Erfahrung hatte kennen lernen, kam der

Realisirung der von einigen christlichen Männern gefassten und ihm eröffneten Idee dadurch zu Hilfe, daß er 4000 Frks. zur Gründung der Anstalt versprach. „Dies irdische Gut“ so waren seine Worte „ist nicht mein Eigenthum, sondern ein Pfund, das mir der Herr geliehen hat und ich muß es ihm mit Zinsen zurückgeben. Meine Frau und ich wir haben lange nachgedacht, was wir damit anfangen sollen und haben niemals darüber mit uns selber einig werden können. Aber heute ist es mir klar, ich soll es zu Ihrer Unternehmung schenken.“ Diese Worte waren gleichsam die Geburt der Neuhofer Anstalt, und sind auch auf dem steinernen Denkmal des Gebers im Garten der Anstalt eingegraben. *) Es war zwar verhältnißmäßig nur wenig was man hatte, aber man fing das Werk in Gottes Namen an. Ein großes Haus ward angelegt, in dem Maaße als Unterstüzungen einliefen, mitunter auch mit Schulden, mehr und mehr ausgebaut und Acker dazu erworben, und jetzt enthält die Anstalt etliche 40 Knaben und Mädchen, welche dort behuset, ernährt, bekleidet und unterrichtet werden und ihre Lebensmittel zum Theil selber durch Feld- und Garten-Arbeit produziren. Ich wohnte dem sehr besuchten Jahresfest der Anstalt am 2. Juni 1839 bei, an welchem Härter, Cuvier und Bögner gehaltvolle Reden hielten (namentlich letztgenannter), Candidat Kreiß den Bericht vorlas und zum Schluß Härter an die Confirmanden der Anstalt Bibeln vertheilte. Schade, daß die vorhandenen Mittel immer noch nicht erlauben, das Haus seine Bestimmung ganz erfüllen zu machen. Noch ist

*) Dieser Tischler Bürß hatte eine solche Furcht — nun vor was? — vor unrechtem Gute, daß er, jedesmal wenn er eine Rechnung aufsetzen sollte, vorher auf die Kniee fiel und Gott bat, ihn nicht zu viel fordern zu lassen. Das werden ihm gewiß Wenige nachmachen. — Er zog hernach nach dem Neu-hof und starb daselbst 1828 im 84ten Jahre.

der obere Raum unausgebaut, noch könnten, wenn dies
geschehen und wenn ein Fonds oder wenigstens hinläng-
liche laufende Unterstützung da wäre, an sechzig Kinder
darin aufgenommen werden, und der Zudrang um Auf-
nahme ist groß.

Neunzehntes Kapitel.

Das Münster *) — Die Thomaskirche. — Die Neue Kirche. — Die Bibliothek. — Das Arsenal. — Der Paradeplatz. — Der Broglie. — Der Contades und andere Promenaden. — Cafés und Bierhäuser. — Salons de lecture und Casino's — Straßen. — Brücken. — Neueste Verschönerungen der Stadt.

Ich komme jetzt zu demjenigen Gegenstande, welcher Straßburg, nebst seinen Gänseleberpasteten, am berühmtesten macht, ohne welchen es in der Welt nicht halb so viel genannt, dem Auge des Beschauers nicht halb so schön erscheinen würde, dem Münster; aber ich bekenne vorweg, daß ich mich der Aufgabe, ihn nach Würden zu schildern, nicht gewachsen fühle, und will mich daher mehr auf Darstellung des Eindrucks beschränken, den er auf mich gemacht hat. Möge man dann rückwärts von der Wirkung auf die Ursach schließen. Es ist ein Wunderbau, die Zierde des ganzen Rheinthal, mir entschieden das herrlichste Gebäude der Welt, und ich stimme Hirt vollkommen bei, wenn er ihm den Vorzug vor der Peterskirche giebt. Nie bin ich an ihm vorübergegangen, ohne stehen zu bleiben, und bewundernd an ihm hinzuschauen, selbst des Nachts imponirt die hohe schwarze Riesengestalt, und bei der Wahl meiner Chambres garnies war die Bedingung: ihn vor Augen zu haben, eine der

*) Ich spreche: das Münster, wenn ich vom Ganzen, der Münster, wenn ich vom Thurme rede, weil in letzterem Falle das Wort elliptisch ist und Münsterthurm bedeuten soll.

ersten *). Da hatte ich denn besonders auf der Rue du chapon den herrlichen Anblick, da schauete ich so ganz in der Nähe, ob zwar von hinten, die himmelanstrebende, wie aus künstlichen schlanken Stengeln zusammengebundene, überall verzierte, überall durchbrochene obere Hälfte des Thurmes mit ihrer tausendstacheligen hohen Pyramide, ihrer Prachtkrone und ihrem nicht weniger zierlichen Steinkreuz auf der Spitze, während die breite, beide Thürme bis zur Platteform mit begreifende Façade, welche in ihrer Mitte das ungeheure Hauptportal und die kolossale Fensterrose enthält, hinter zahllosen, frei vom Gemäuer abstehenden Stäben, Gebilden und andern Verzierungen, wie leicht umschleiert erscheint. Wie sich ein Kind am Morgen nach dem Christabende freut, die Gaben von gestern wiederzusehen, so freute ich mich jeden Morgen den Prachtthurm wiederzusehen, und eilte, sobald ich mich nur in's Negligee geworfen, an's Fenster, um mich eine Zeit lang an dem Anblick zu weiden, und alle Abende von 10 bis 10¹/₄ Uhr horchte ich, zum Fenster hinausgelegt, dem feierlichen Nachtgeläut, welches, weil es die Bürger in ihre Wohnungen rufen soll, die Bürgerglocke genannt wird. Aber wer beschreibt mein Entzücken, als ich eines Morgens — es war der 1. Mai und Louis Philipp's Namensfest — von einer Harmonie erwachte, wie ich sie in meinem Leben nicht gehört hatte und welche durch das Zugleichtönen aller Münstererglocken, die große, nur selten geläutete, mitinbegriffen, und der Glocken einiger anderer, mit verdeckter Kirchen hervorgebracht wurde! Ich sprang sogleich aus dem Bett, warf mich in meinen Schlafrock und schaute zum Fenster hinaus; da wehten, nach

*) Sagte doch sogar mein Otto, damals ein siebenjähriger Knabe, als ich im J. 1833 mit ihm durch Straßburg kam u. ihn vor den Münster führte: „Man denkt gar nicht, daß das die Menschen können bauen, Vater!“ Bei keinem andern Gebäude hat er etwas Ähnliches geäußert.

den vier Weltgegenden ausgesteckt, bunte Tricolorfahnen vom Thurme, während seine gelbbraune durchbrochene Masse herrlich gegen den ihn umfließenden und durchblickenden Mai-Äther abstach, und fort und fort tönte, die Seele gleichsam aufwühlend, die prächtige, majestätische, die Lüfte durchwogende Glockenmusik, welche zu hören ein Liebhaber wundervoller Klänge eine Reise von vielen Meilen gemacht hätte *).

Man kann sich denken, daß ich den Thurm bestiegen habe. Ich war sogar sechsmal oben. Bis zur Plattenform führt eine helle geräumige Wendeltreppe. Von dort, wo der südliche Thurm unvollendet aufhört und gleichsam als Dach das niedrige Wächterhäuschen trägt, gelangt man auf 4 lustigen, aber immer noch gefahrlosen Wendeln, die an den 4 Ecken des nördlichen Thurmes hinanlaufen und „die Schnecken“ heißen, auf einen höheren Kranz. Dann beginnt die Pyramide, zwischen deren merkwürdigen, das Auge fast verwirrenden Steinzacken man sich noch ungefähr 100 Fuß hoch auf acht schon sehr engen, und wegen des freien Hinabblicks nach unten nicht Jedem rathsamen Treppen bis an den Hals der Krone hinanwindet. Bis hieher bin ich gekommen. Wer aber ganz schwindelfrei ist, kann noch bis in die Krone, ja aus der Krone wieder heraus und bis auf das Kreuz steigen. Doch der Lohn solchen Bagstücks ist in Bezug auf die Aussicht nur unbedeutend. Schon auf der Platte, auf welcher, zwischen Wächterhaus und Thurm, mehrer Hundert Menschen Platz haben und von welcher aus man

*) Der am meisten durchtönende Accord bestand aus den Roten



, wobei die große Baßglocke das g, und einige

entferntere Glocken eine unbestimmtere, aber doch harmonische Grundlage bildeten. Auf der Guitarre kann man eine schwache Nachahmung hervorbringen.

sowohl jenes als diesen umgehen kann, ist die Aussicht fast dieselbe, wie von der Höhe der Pyramide, und eine der schönsten die man haben kann; denn im Westen zieht sich die blaue nahe Vogesenkette, mit den konischen Spitzen des Steinhals, dem Odtlien- und Ungers-Berge bei Barr, dem hohen kammartigen Champ du feu, und den noch höheren Balons, ihr gegenüber auf der deutschen Seite die blaue Schwarzwaldkette mit den Bergen von Baden-Baden, der hohen Hornsgründe, dem Kniebis, dem Blauen und dem Feldberge wohl 30 Meilen lang hin, so daß beide Gebirgsreihen an ihrem Anfange wie an ihrem Ende in der Ferne verschwinden, und zwischen ihnen breitet sich in unabsehbarer Länge die herrliche Rheinebene, vom blauen Strome durchschlängelt, aus, ja an ganz günstigen Abenden, an Abenden, an welchen auch entfernte Berge dunkelblau und nahgerückt erscheinen und auf welche gewöhnlich Regen folgt, soll man sogar die Schneespitzen des Berner Oberlandes erblicken. Und wie unterhaltend ist die Hinabschau auf die zu Füßen liegende große alterthümliche Stadt, auf das Menschengekriech in ihren Straßen, auf die unter Leinwandschirmen und Bäumen in den Höfen der Brauhäuser sitzenden Gesellschaften, auf die mit klingendem Spiele oder rollender Trommel dahinziehenden Militärmassen, auf die nach allen Richtungen streichenden gradlinigten Alleen der Heerstraßen. Da sitzen denn an schönen Tagen hier oben die Straßburger, und ergößen sich bei Bier und Cigarren, die man bei den Wächtern zu kaufen bekommt, an der herrlichen Fernsicht oder beobachten das Gehen und Kommen des schon von weitem durch seinen Rauchstreifen sich verkündenden Dampfsschiffes. Aber schwindelerregend ist's, über die durchbrochene steinerne Brustwehr an den mit entgegenstarrenden Spitzen und Knöpfen besetzten Wänden senkrecht hinabzuschauen, und dennoch — es ergreift einen Entsetzen bei der bloßen Vorstellung — gibt es in Straßburg einen jungen begüterten Mann, Frank mit

Namen, welcher nicht nur auf dem Geländer geht, sondern — man denke! — von der Platteform mit gleichen Füßen hinauffpringt und fest stehen bleibt. Ein kleines Zubiel im Ansat, ein einziges Vorwärtsneigen, eine einzige Unsicherheit, und er stürzte hinab in die gräuliche Tiefe! — Es haben aber auch schon lebensmüde Personen absichtlich den Sprung hinab gethan, u. a. zwei Frauenzimmer, eine im J. 1818, die andere im J. 1820, so wie auch einst ein treuer Pudel seinem selbstmörderischen Herrn nachgesprungen sein soll. Interessant sind die Tausende und abermal Tausende von Namen aus allen Welttheilen, welche dort oben — für die Vergütung von 1 Sou pro Buchstaben — in die Steinwände des Thurmes, der Gallerie, des Wachthäuschen u. s. w. eingemeißelt sind, da war Klopstock da (im J. 1777), Herder, Lavater, Häflin, Göthe, Schloffer, Leop. v. Stollberg, Kaufmann, Biegler, Lenz, Uminsky, Joseph Dwernicki („General Polonais 9. Juin 1832“) u. s. w.; da liest man Namen aus Amerika, Neu-Holland und Ostindien. Steht man dicht unten am Thurm oder auch überhaupt innerhalb der Stadt, so glaubt man nimmermehr, daß er so hoch sei als er sein soll; ist man aber eine halbe Stunde und weiter von ihm, z. B. bei Königshofen, so gewahrt man seine gigantische Größe, da verschlingt er gleichsam die ganze übrige Stadt, da steht er wie ein Kolos unter Spielhäuschen der Kinder. Doch um mich mit mathematischer Gewißheit von seiner Höhe zu überzeugen und um gelegentlich andere Thürme mit ihm vergleichen zu können, maas ich einst die Höhe der Platteform mit Hilfe eines mit einem Steine beschwerten und an das Ende einer horizontal hinausgehaltenen Stange befestigten Bindfadens, und fand sie 123 sträßb. Ellen. Dies gäbe, da die Platteform die halbe Höhe ist, für's Ganze 492 sträßb. Fuß, was fast auf's Haar mit der gewöhnlichen Angabe (490 sträßb. Fuß) übereinstimmt. Einen magischen Anblick gewährte

es, als der Thurm am 1. Mai Abends in der zehnten Stunde mit bengalischem Feuer, abwechselnd in Weiß, Roth und Blau, von innen (transparent) erleuchtet wurde, wo er in diesen Farben zu glühen schien. Eben so prangte er außergewöhnlich an seinem 400jährigen Zubelfeste, wo er mit gewöhnlichen, an seinen Umrissen angebrachten Lampen illuminirt war. Aber auch wenn der Vollmond grade hinter ihm steht, und mit seinem silbernen Feuer das durchbrochene Steinwerk gleichsam verzehrt, ist der Anblick magisch. Der ganze Thurm steckt voller Bauwunder und Bauräthsel, und Tausende von Reisenden sehen ihn, ohne ihn eigentlich kennen zu lernen. Er ist z. B. in seiner oberen Hälfte überall offen, überall kann man von außen hinein und von innen heraus sehen, und doch dringt kein Regen hinein, weil alle Theile einander decken. Vom Centrum seiner Spitze an bis auf seinen Grund kann man, wenn alle Klappen geöffnet sind, mitten durch ihn hindurch ein Senkblei lassen. Von einer gewissen Seite scheint er, mit kaum merklicher Unterbrechung der Linie, fein gespalten; von einer andern, nämlich der nordöstlichen, gesehen, scheint sein oberer Theil von einem kolossalen dunklen Kreuz erfüllt, welches von der Platteform bis an die Pyramide und mit dem Querbalken links und rechts bis an's Gemäuer stößt, und doch ist grade dieser Theil völlig hohl wie ein Cylinder. Ja es ist ein Prachtbau ohne Gleichen, und man könnte, wenn man das Geld dazu hätte und seinen Anblick nicht anders haben könnte, hundert Thaler geben, um ihn nur eine Minute gesehen zu haben. Keine Abbildung erreicht ihn, alle sind ärmlich und nur andeutend. Man müßte eine Bild machen von ungeheuren Dimensionen, um alle die Verzierungen wiederzugeben, welche die Wirklichkeit bietet, denn da ist kein Knopf auf der Spitze eines Zackens, der nicht künstlich geformt und künstlich durchbrochen wäre, und kein Zacken der nicht von unten bis oben verziert

wäre, da verdiente jedes der zahllosen Steinbilder, die am Ganzen angebracht sind, jede der biblischen Gruppen, welche an- und hinter-einander gereiht die immer mehr sich vertiefenden und verengenden Spitzbögen des Hauptportals bilden, ein besonderes Blatt. Und wenn man auch alles genau kopirte, so würde dennoch die ungemaine Schärfe und Nettigkeit aller Umrisse, besonders aber das Durchsichtige des Steinschleiers, der das eigentliche Gemäuer umwebt und die dadurch an letzterem entstehenden schönen Schlagschatten nicht wiedergegeben werden können. Sebaldus- und Lorenzer-Kirche sind Dorfkirchen dagegen, Frauenkirche und Schloßkapelle in Dresden sind verschöndert und verniedlicht dagegen, selbst sein mächtigster Nebenbuhler, der Stephansthurm in Wien, ist plump dagegen *).

Die Kirche ist, was das Äußere betrifft, des Thurmes ganz würdig, im Innern aber wird sie, so schön sie ist, doch von den Kathedralen in Freiburg (im Breisgau) und Metz übertroffen. Ihre größten Merkwürdigkeiten sind: die glühendbunten, über und über gemalten Riesenfenster, (namentlich die Rosette) ferner die prächtige Kanzel, die berühmte astronomische Uhr (welche jetzt wieder in Stand gesetzt wird) und Erwin von Steinbach's von ihm selbst gefertigtes buntgemaltes Halbbild in Stein. Es legt sich, zur Seite der Uhr, mit charaktervollem Angesicht, altdeutscher Flügelkappe und zugeknöpftem Wamms aus der Wand hervor, als wenn es von einer Gallerie herabschaute, und wird leicht übersehen, wenn man nicht darauf aufmerksam gemacht wird. Bekannt ist, daß Erwin's talentvolle Tochter, Sabina, den Bau nach ihres Vaters Tode fortgesetzt; weniger be-

*) Tieck hat gegen den Candidaten B. aus Straßburg, als dieser ihn in Dresden besuchte und die Schönheit der Stadt lobte, geäußert: er gebe dennoch alle Gebäude Dresdens für den straßburger Münster.

kannt, daß einer ihrer geschicktesten Gehilfen, Bernhard v. Sunder, ein Schlesier war.

Nach dem Münster kommt, dem Bauwerthe nach, die Thomaskirche, die schönste protestantische der Stadt; aber doch, welcher Abstand! In ihrem Inneren ist das berühmte weißmarmorne Denkmal des Marschalls von Sachsen, von Pigalli. Es nimmt fast die ganze Hinterwand ein und bildet eine pyramidalische Gruppe, deren Spitze den vom Todes skelett nach dem offenen Sarge hinabgewiesenen Helden in voller Rüstung darstellt. Ich weiß nicht, ob Canova, wenigstens in Abbildung, es gesehen; aber sein berühmtes Denkmal in der Augustinerkirche zu Wien hat in der Idee viel Ähnlichkeit damit. In einem Seitengewölbe der Thomaskirche befinden sich unverweste, schon mehre hundert Jahr alte Leichen, in gläsernen Särgen und in der Tracht ihrer Zeit.

Von den andern protestantischen Kirchen ist die Neue-Kirche die merkwürdigste, von der man aber nicht denken darf, daß sie ihren Namen mit der That führe. Im Gegentheil, sie gehört zu den älteren Straßburgs, und auch ihr ganzes Aussehen, besonders das an byzantinische Bauart erinnernde Schiff, beweist ihren früheren Ursprung. In ihr hat schon Tauler gepredigt, dessen Grabstein mit der Figur des Mönches, senkrecht an der Wand steht. Unter den neueren Denkmälern ist Bles sig's, mit der Büste des Verstorbenen, das berühmteste. Ein rechter Contrast! Dort der tiefe Mystiker, hier der helle Verstandesmann! Übrigens wäre Bles sig in früheren Jahrhunderten vielleicht unter die Heiligen gerechnet und zu seinem Grabe, wie einst zum Grabe des h. Paris, gewallfahrtet worden, denn es hat sich eine Art Wunder mit seiner Leiche ereignet. Als nämlich 12 Jahr nach seinem Tode, bei Gelegenheit der Beerdigung seiner Frau, die neben ihn in das Doppelgrab gelegt ward, sein Sarg wieder geöffnet wurde, siehe da war der Leichnam noch so frisch, und das Sterbehemd und

der Lorbeerkrantz, mit welchem man ihn geschmückt, noch so weiß und so grün, als wenn er eben erst zur Erde bestattet worden wäre. Viele sind hingeeilt, um das Wunder zu schauen, und einige Professoren, seine Freunde, sollen den Kranz an sich genommen haben. Das Grabmahl Haffner's ist in der Nicolauskirche.

An die Neue-Kirche angebaut ist das ebenfalls alterthümliche Gebäude der Bibliothek. Parterre, im Atrium, sind, theils aufgestellt, theils in die Wände eingemauert, römische, nach der Form des menschlichen Körpers ausgehöhlte, Steinsärge, Opferaltäre, Meilensteine, Inschriften u. dergl., so wie alte deutsche Denkmäler, Sculpturen und Steinfiguren in gothischem Geschmack; u. a. auch die Bildsäule Walter's v. Geroldseck, jenes kriegerischen Bischofs, der, in Verbindung mit dem elsassischen Adel, die Straßburger viele Jahre lang ängstete, von diesen aber endlich in der denkwürdigen Schlacht bei Hausbergen — zwei Stunden von Straßburg — eine solche Niederlage erlitt, daß 1300 der Seinigen, worunter sechzig der vornehmsten Ritter, todt auf dem Plage blieben, während die Städter nicht einen Todten hatten. Die vier heldenmüthigen Anführer der Straßburger, Liebenzeller, Zorn, Küchenmeister und Eiche bekamen dafür von ihren dankbaren Mitbürgern jeder eine steinerne Ehrensäule, einen König mit Krone und Szepter darstellend, vor ihre Häuser gesetzt, von denen ebenfalls noch eine im Vorflur der Bibliothek aufbewahrt wird. Auch ein medaillonförmiger Stein mit dem roh eingegrabenen Portrait Ludwig XVI. ist hier eingemauert, mit der Überschrift: „Ex unitate libertas, anno primo 1789“ und der Unterschrift: „Cette pierre vient d'un des cachots de la Bastille.“ Die eigentliche Bibliothek befindet sich im ersten Stock. Sie besteht aus drei Abtheilungen, der Stadtbibliothek, der Bibliothek des protestantischen Seminars und der Schöpflin'schen Bibliothek, und enthält im Ganzen 130,000 bis

140,000 in mehrern Sälen aufgestellte Bände. Es interessirte mich, hier unseres Goethe und Schiller sämmtliche Werke (Stuttgart und Tübingen, bei Cotta, 1833) zu erblicken. Von älteren literariis war mir besonders ein Horaz im Manuscript aus dem 8. Jahrhundert merkwürdig, welcher wirklich noch eingebunden, d. h. in weiches Leder eingeschlagen, zusammengerollt und mit Schnüren umwickelt war; ferner ein Manuscript des Seneca aus dem 9. Jahrhundert, ein Codex biblicus aus dem 10. Jahrhundert mit den bunten Bildern der Evangelisten und andern Gemälden, ferner ein altes, 300 Folioseiten langes Gedicht aus dem 14. Jahrhundert über das Schachspiel, betitelt: *Jacobi de Thessous, ord. praedicatorum liber de ludo latrunculorum, Schachzabel dictus*; endlich eine voluminöse Sammlung autographischer Briefe von Zeitgenossen und Theilnehmern der Reformation, worunter auch ein Brief Luthers an eine Straßburgerin, dessen Schluß lautet: „Grüßet mir Euren lieben Herrn. 24. Jan. 1531.“ Von den andern dort aufbewahrten Gegenständen nenne ich: das prächtige Kupferwerk „*les galleries de Versailles*“, die Folterwerkzeuge aus dem, jetzt abgebrochenen, Däumlingsthurme, in welchem auch der sogenannte „Jungfernkuß“, eine Maschine, die den Verurtheilten in ihren ehernen Armen zermalmt, befindlich war; ferner des blinden Dichters Pfeffel (aus Colmar gebürtig) sprechendes meisterhaft gemaltes Porträt, den künstlichen und kostbaren, aber natürlich sehr altmodischen Toilettenkasten der Frau v. Maintenon, römische Amphoren, Schleudersteine von der Balliste (von Eisen, hinten und vorn keilförmig, und 30 bis 40 Pfund schwer), alte Schwerdtklingen, die man im Bette der Breusch gefunden, römische Aschennäpfe mit Knochen darinnen, alte gothische Todtenurnen, alte Cuirasse, Schlachthörner, römische Bronzen (besonders viele kleine Statuen), das Modell eines römischen Ofens und Herdes, etruskische Gefäße, Kleber's Säbel (eine

ächte Damaszenerklinge), zwei Schwalbenschwänze (subscudes, Zapfen von Eichenholz, womit die alten Celten ihre riesenhaften Mauerquadern zusammengeklammert und wahrscheinlich über 2000 Jahr alt) von der sogenannten Heidenmauer auf dem Dillienberge, und das sogenannte Kräuselhorn, bei welchem, auf einer Tafel geschrieben, folgende Erklärung zu lesen ist: „Ao. 1349 hatten die „Juden alhier zu Straßburg einen Anschlag, daß sie „wollten die Stadt verrathen, ließen deswegen ein Horn „machen, dem Feind dadurch die Losung zu geben, wann „sie den Angriff thun sollten. Sie hatten auch in ob- „genanntem Jahre die Brunnen vergiftet, wovon viele „Menschen gestorben. Es wurde aber solches offenbar, „und wurden theils von den Juden verbrannt, theils „aber des Landes verwiesen. Darauf ließ man ein Horn „machen, und befahl dem Rath dieser Stadt, man sollte „solches Horn alle Nacht auf dem Münsterthurm zwei- „mal blasen, den Juden zu einer Schmach und Schande.“ In einem andern Zimmer sind noch viele Gemälde der Meistersänger zu sehen, wie diese sie öffentlich in den Straßen aushängten, um zu ihren Versammlungen und Wettgesängen einzuladen. Da ist z. B. auf dem einen eine Lillie auf dunklem Grunde und links und rechts von ihr zwei Schwäne; auf einem andern ein kreisförmiger eingezäunter Raum, in welchem ringsherum an den Schranken die Meistersänger in ihren schwarzen Mänteln, weißen Kragen, Zwickelbärten und platten Hüten stehen. Auf mehrern Gemälden sind Verse dazu geschrieben, welche altdeutschen Wig enthalten, als:

Du sagst hier was mir fehlt,
 Ich glaub' es Meister Klügel,
 Ich weiß was dir gefällt,
 Du selbst in deinem Spiegel.
 Die Einfalt ist bei mir,
 Wiltu viel Falten haben,
 So nimm ein' Weiberrock,
 Der wird dich wohl begaben!

Diese alterthümliche Genossenschaft und ihre Versammlungen haben erst im J. 1789, durch die Revolution aufgehört, und es leben noch Leute in Straßburg, welche sich erinnern, dergleichen Bilder ausgehängt gesehen zu haben.

In der zweiten Etage sind ebenfalls Bücher, aber meistens Kirchenväter, Scholastiker und alte juristische Werke. Auf einem großen Tische steht ein Grundriß von Straßburg en relief, auf welchem die Kirchen in richtigen Verhältnissen ganz ausgeführt sind. Ferner sieht man dort eine genaue Nachbildung des lateranensischen Obe-
 liskens mit allen seinen Hieroglyphen, alte Glasmalerei, ein Marienbild mit der Überschrift: „venite ad puerum Christum omnes qui onerati estis“, die Stadtfahne, welche ehemals bei feierlichen Gelegenheiten in der Stadt herumgetragen wurde, und den ganz neuen Glaszschrank, von herrlicher Arbeit und dem edelsten gothischen Geschmack, in welchem sie jetzt verwahrt wird.

Aber man kehre um und folge mir noch in das Entresols zwischen der ersten und zweiten Etage, gleichsam die Kumpelkammer, wo in weitem aber niedrigem Raume der Ausschuß noch ziemlich ungeordnet liegt, denn dort befinden sich unter vielem Wuste noch höchst interessante Reliquien. Da steht z. B. der berühmte große eiserne Topf, in welchem einst die Züricher Schützen einen in ihrer Stadt gekochten Hirsebrei von Nachts 12 Uhr bis Abends 8 Uhr den Rhein hinab nach Straßburg ruderten, so daß er noch ganz heiß anlangte. Sie wollten ihren Brüdern, den Straßburgern, zu deren Schützenfest sie kamen, dadurch sagen, daß sie, erforderlichen Falles, trotz der großen Entfernung, ihnen eher zu Hilfe kommen würden, als ein Hirsebrei auskühle. Sie hatten aber den Topf in heißen Sand gesetzt und mit einem eisernen Deckel gut verschlossen. Desgleichen sieht man dort merkwürdige alte Blasinstrumente, von jetzt ganz unbekanntem Formen und mitunter riesenhaft groß, auf

welchen wahrscheinlich seit Jahrhunderten Niemand mehr geblasen hatte, die aber doch noch, als einige von der Gesellschaft sie probirten, einen rauhen Ton von sich gaben; ferner abermals schreckliche Folterwerkzeuge, besonders für die Füße; ein Lutherbild, ein lebensgroßes Portrait Leopold I., kunstreich, gleich kräftigem Kupferstich, mit der Feder vollführt u. s. w. Dort auch steht eins der Modelle der Bastille, aus Stein der Bastille, wie sie nach der Zerstörung dieses Gefängnisses in alle Departementer versendet wurden; dort lehnen an der Wand mehrere Revolutions-Fasces vom Bundesfest, nach Art der Victoren-Fasces aus Ärten, dreifarbigen Stangen, Lanzen u. dergl. gebündelt und auf der hervorragenden Mittelstange die rothe Jacobinermütze tragend, dort auch endlich existirt noch jene scheußliche kolossale Jakobinermütze von Blech, welche der Münster, weil seine Höhe den Gleichheitsmännern zu aristokratisch schien, das Abtragen aber zu schwierig war, als symbolisches Zeichen der Gleichheit elf Jahre lang, nämlich vom 25. Nov. 1793 bis 1804 statt des Kreuzes tragen mußte. — Man wird zugeben, daß die strassburger Bibliothek des Merkwürdigen viel enthält, und doch habe ich bei weitem nicht alles Merkwürdige angeführt. — Der Beamte, der uns dies alles erklärte und mit außerordentlicher Gefälligkeit uns mehrere Stunden lang begleitete, hieß Piton.

Wir wenden uns nun zu einer Sammlung anderer Art, dem Arsenal, welches, weit von der Bibliothek entfernt, am östlichen Ende der Stadt liegt, und an welchem ich, ohne es zu kennen, am Abende meiner Ankunft vorbei gewandert war. Es besitzt vielleicht die größten Waffenvorräthe unter allen Zeughäusern der Welt, denn es soll den Bedarf eines Heeres von 500,000 Mann enthalten. *) Zwei ungeheure Säle sind mit symmetrisch

*) Mir scheint dies weit übertrieben. Nach meiner, gewiß

geordneten Musketen, Flinten, Karabinern, Schwertern, Säbeln, Bajonetten, Cuirassen, Spontons (aus Ludwig XVI. Zeit), Dolchen (sabres à poignard), Lanzen und Pistolen gefüllt. Das Schönste ist die aus lauter Waffen gebildete und mit Tricolorfahnen drappirte tempelartige Halle im Hintergrunde des einen Saales mit Ludwig Philipps Büste und mehreren, ebenfalls aus Waffentheilen zusammengesetzten französischen Ordenssternen in vergrößertem Maasstabe zur Seite. In der Nähe befinden sich auch Alterthümer, Ritterrüstungen, schwarze Cuirasse aus Heinrichs II. Zeit, alte Schärpen, Hellebarden, hohe dünne Schwerter u. dergl. Sehr merkwürdig waren mir die neuerfundnen Festungsbüchsen à bal forcé à percussion, deren man sich in Algérien auch zu Pferde gegen die Araber bedient. Man ladet sie nicht von vorn, sondern, mittelst einer sich leicht und fest wieder schließenden Klappe, von hinten, was in einer Minute 5 bis 6 mal geschehen kann, und sie sollen, was ich nach ihrer Länge und Stärke recht gern glaube, über eine Viertelmeile weit tragen. Ueberhaupt sind die neueren Veränderungen an den verschiedenen Waffen interessant. So z. B. sind die Uhlantenlanzen aus Napoleon's Zeit nur 7 Fuß lang, und zweischneidig, die jezigen, 8 Fuß, und dreischneidig. Desgleichen haben die Cuirasse gegen damals eine Verbesserung erhalten, nämlich durch zurückgeschlagene Ränder an der Armhöhlung, wodurch die Bewegung des Armes bequemer und die Gefahr beim Stürzen geringer wird. Was wird man in abermals 25 Jahren für Waffen haben? wahrscheinlich lauter complicirte Dampfgeschütze, Maschinen, die statt der Soldaten den Feind vernichten. Aber wirklich zum Erstau-

nur wenig darüber oder darunter treffenden Schätzung, waren in den beiden Gewehrfälen nicht mehr als 100,000 Gewehre, das übrige nach Verhältniß. Zwar liegen noch Gewehre in der Citadelle, jedoch höchstens halb so viel.

nen ist die Menge der funkelnd-neuen Kanonenröhre, Mörser und Haubizen, welche hochaufgeschichtet in langen Reihen im Hofe liegen. Der Aufseher erzählte mir, daß einige Wochen früher der persische Gesandte, einer der schönsten Männer die er je gesehen, das Arsenal besucht, und bei dem Anblick der alten Hellebarden geäußert habe, grade solcher bediene man sich jetzt noch in Persien.

Der schönste Platz der Stadt ist der Paradeplatz (Place d'armes), ein großes fast gleichseitiges Viereck, dessen Nordseite von einem einzigen palastartigen Gebäude gebildet wird. Glänzend ist das Schauspiel bei der Parade an schönen Sonntagen, wo der ganze weite Raum von buntem Militär wie bedeckt ist. Die roth-leuchtenden-Beinkleider, welche beim Einzelnen geschmacklos erscheinen, machen in der Linie und von der Sonne bestrahlt einen prächtigen Effekt. Die Mitte des Platzes ist gegenwärtig von einer hölzernen Baracke eingenommen, in welcher, ungesehen von der Menge, die Statue Kleber's, welche hier aufgestellt werden soll, oder vielmehr ihr Piedestal, gearbeitet wird. Gewiß wird diese Statue besser ausfallen, als die Figur en relief, welche auf dem sogenannten Polygon (dem Schießplatze der Artillerie) zu sehen ist. Man wird selten etwas Mißratheneres finden als dieses, an dem Postament eines Obeliskens angebrachte Nachwerk. Der Held steht da in der damaligen Uniform der Republikaner, mit breiter Schärpe, Rabatten und Federhut, aber kuhbeinig, die Kniee gegen einander und dann wieder auswärts, der eine Arm ist viel zu lang, die rechte Seite wie geschwollen und der linke Schenkel wie gebrochen. Auf der einen Seite ist ein Palmbaum, auf der andern schnappt ein Krokodill nach dem General, im Hintergrund zeigt sich eine Pyramide. Rings an dem Sims des Postaments sind Trophäen angebracht. Der Künstler hat Malade geheißen, und Hirs, der mich begleitete, bemerkte: derselbe sei bei Fertig-

gung des Denkmals wahrscheinlich auch malade gewesen. Das Haus, in welchem der General geboren, gehört jetzt einem Gerber und hat die einfache Aufschrift: „Ici naquit Kleber 1753.“

Nach der Place d'armes ist der Broglie der bedeutendste Platz und viel anmuthiger als jener. An der einen der längeren Seiten von dem großartigen Palais der Mairie und dem glänzenden Café Adam, im Hintergrunde von der Säulenhalle des in Form eines griechischen Tempels gebauten Theaters begrenzt, ist sein oblonger und mit Sand bestreuter Mittelraum mit schattigen Alleen besetzt, in welchen an schönen Abenden eine wahre Fluth von Gesellschaft auf- und abwogt. Es ist dies die einzige Promenade innerhalb der Wälle, aber sie wird, wenn wir uns vor das nahe Jüdenthor begeben, weit von dem sog. Contades übertroffen. Hier glaubt man in den elysäischen Feldern von Paris zu sein, so groß, so regulär ist der Alleewald hoher Linden, in welchem die Gruppen der Spazierenden wie in grüner Dämmerung wallen, während in den am südlichen Rande gereihten Restaurationen und Kaffeegärten, Harmonieen tönen, Equilibristen ihre Künste zeigen u. s. w. Ueberhaupt hat Straßburg liebliche Umgebungen. Wie reizend ist die Robertsau (zwischen Stadt und Rhein) mit ihren dunklen langen Alleen, ihrem weitläufigen Park mit dem von allen Seiten frei zu schauenden Drangeriepalais in seiner Mitte, mit ihren Wiesenteppichen, mit ihren Villen und kleineren, gewöhnlich von niedlichen Blumengärtchen umgebenen Wohnungen! wie idyllisch ist die Flur zwischen den Chaussees nach Kehl und nach dem Neuhof, wo die üppigsten Gemüesfelder, eingehegt von mannigfachen Hecken und durchschnitten von frischberaseten Wassergräben mit einladenden Gebüschgruppen, ländlichen blüthenumrankten Hütten und fruchtbaren Obstgärten wechseln! Oft fühlte ich mich dort in die Kräutertfluren von Liegnitz zwischen der sog. Fauergasse und der

Kasbach erinnert, nur daß die hier bald blau durch die Bäume schimmernden, bald frei in ihrer ganzen Herrlichkeit sich zeigenden Ketten des Schwarzwalds und der Vogesen, so wie der über die Gebüsche ragende, durch die Ferne blaugraue Prachtthurm der Landschaft eine Zierde mehr gaben. Nicht weniger anmuthig sind, auf der südlichen Seite, die Ufer der Ill, des Breuschkanals und des, unter dem Namen des Krummhins bekannten schmalen Rheinarmes, welcher Rhein und Ill verbindet. Dort, wo der sog. Entenfang — ein schönes Landhaus — der Jardin Bourdon und andere Gärten liegen, habe ich Wiesen gefunden so tief und blumenreich wie sie nur unsere Gebirgsthäler bieten, und Baumparthieen so malerisch, daß eine allein ein hübsches Landschafts-Sujet gegeben hätte. Selbst die Promenade auf dem mit alten Linden besetzten Walle und auf dem Glacis, wo ich am 31. März die ersten Beilchen des Jahres pflückte, ist wegen der entzückenden Gebirgsansichten unterhaltender als sonst bei Festungen, nur daß im späteren Sommer die hier frei wirkende Sonne das lachende Grün verbrennt. An der West- und Nordseite ist die Gegend offener.

Wie in allen französischen Städten, so auch in Straßburg spielen die Kaffeehäuser unter den Erholungsorten eine Hauptrolle. Das vornehmste ist der schon erwähnte Café Adam mit großen Salons im Parterre und in der ersten Etage, einer Art Terrasse auf einem Vorsprunge des Gebäudes und blühenden Papfgwächsen und Mansfarbenzelten am Eingange. Auch der Café Baur mit einem Eck-Altan auf der Rue du Dôme und der Café Kleber mit dem Abbild des Generals auf galloppirendem Rosse über der Thür auf der Place d'armes sind stark besucht, und reich mit Journalen, sogar mit dem Frankfurter Journal und der Didaskalia, versehen. Auf dem Café Baur wird auch Schach gespielt, doch minder gut als im Café National zu Dresden und in der Stadt Berlin zu Breslau. Das Billard fehlt natürlich in kei-

nem. Das Getränk, von welchem diese Häuser ihren Namen entlehnen, ist stark und gut, aber die ohnehin nicht großen Porzellantassen haben so viel Fleisch und einen so erhöhten Boden, daß man, obgleich sie übervoll geschenkt werden, doch für seine 6 Sous nur wenig zu trinken bekommt und die Zuckerblöcke nicht alle hineinthun kann, ohne den Kaffee in einen dicken Honig zu verwandeln. Es werden, auch wenn man es nicht verlangt, ein paar Bouteillen mit Spirituosis, gewöhnlich Kirschwasser und Rum, dazugesetzt, deren Benutzung aber die Sache vertheuert.

Viele aber halten sich an die ebenfalls zahlreichen und mitunter recht ansehnlichen und schöneingerichteten Bierhäuser, unter welchen die Brasserie au Dauphin, die 3 Könige, und das Bierhaus zum Cambrinus mit die ersten Stellen einnehmen. Das Bier ist in allen gut, wie denn überhaupt das strassburger Bier nach dem bayerschen das beste ist, welches ich auf meiner Reise gefunden habe. Es herrscht an diesen Orten ein jovialeres Leben als in den Kaffeehäusern, in denen sich die meisten mit Zeitungslesen beschäftigen, und oft endet der Abend mit lautem, weithin auf die Straße schallenden, Luttigesang.

Wer eine wissenschaftlichere Unterhaltung will, der findet sie in den Salons de lecture, deren es mehrere giebt und wo man für einmaliges Entree, mag man nun eine Viertelstunde oder den ganzen Tag dort bleiben, 4 Sous bezahlt. Außer den gangbarsten französischen Zeitungen und den strassburger Blättern: l'indicateur, Courrier du bas-Rhin, und Courrier du haut-et bas-Rhin, findet man hier auch die Augsburger Allgemeine Zeitung. In einem dieser Lesesäle, am 19. April, war es, wo mir die Ueberraschung widerfuhr, daß, als ich die letztgenannte Zeitung vornahm, mit mein eigener Name an der Spitze einer langen, durch zwei Nummern

gehenden Beurtheilung meiner „Suspendirung, Einkerkelung und Auswanderung“ in die Augen fiel.

Eine noch größere Auswahl, besonders was deutsche Lectüre betrifft, hat man auf den beiden Casino's, dem theologischen auf der Rue des Hallebardes, und dem allgemeineren im Hotel der Börse auf dem marché aux herbes (Gärtnermarkt), wovon besonders das letztere kaum etwas zu wünschen übrig läßt. In erstere werden u. a. die Allg. Kirchenz., die Hengstenberg'sche Kirchenz., die Rheinwald'sche Kirchenz., das Röhre'sche Predigermagazin, die Hallische Literaturz., der Bergedorfer Bote, das Beuggener Monatsblatt, die Archives du Christianisme, le Sémateur und die Espérance, so wie die neuesten französischen und deutschen theologischen Flugschriften, unter denen damals Straussiana pro et contra eine Hauptrolle spielten, gelesen. In dem andern findet man, außer theologischen Sachen und den besten französischen und deutschen Zeitungen, die übrigens auch in jenem nicht fehlen, das vorzüglichste Neue aus fast allen Fächern der Literatur, besonders interessante Reisebeschreibungen, Memoiren und medicinische Werke. In beiden Casino's muß man eingeführt werden, was mir in dem theologischen durch Hrn. Cand. Kreiß, in dem Börsen-Casino durch seinen Bruder, Hrn. Prof. Kreiß zu Theil ward.

Strasburg, trotz dem daß es nun schon über anderthalb Jahrhunderte lang zu Frankreich gehört und daher manche Eigenthümlichkeiten französischer Städte, als: die glänzenden Läden und Cafe's mit ihren französischen Schildern, die vielen Dilligencen, die Decrotteurs, die Crieurs, die bunten großen Placate an den Straßenecken, eine bei uns polizeiwidrige Freiheit des Volkslebens auf den Gassen u. s. w. angenommen hat, ist dennoch seinem Hauptcharakter nach noch eine deutsche Stadt, deutscher als manche Residenzstädte unseres Vaterlandes mit ihren heiteren regulären Straßen, ihren modernen, grä-

cisirten oder italiänisirten Tempeln, und ihrem übertriebenen bis in die untersten Stände gedrungenen Kleiderluxus. Man findet hier wie in Nürnberg, obgleich seltener, ächtalteutsche Häuser, deren besonders eins an der Ecke des Münsterplatzes gar trefflich zum ehrwürdigen Dome paßt. Selbst die deutsche Sprache ist noch die herrschende unter dem Volke, und wenn nicht das zahlreiche, aus andern Theilen Frankreichs hieher verpflanzte Militär existirte, so würde man nur wenig französische Klänge auf der Straße hören.

Die älteste und belebteste Straße ist die Langstraße (Grand' rue), von welcher das frühere Argentoratum schon im 6. Jahrhundert seinen jetzigen Namen angenommen hat, weil nämlich dies die Straße war, welche von Gallien her zur alten römischen Burg führte. Finster und geschlängelt, aber reich, zieht sie sich vom Gärtnermarkte (in der Nähe des Münsters) nach dem Weißenthurmthore am westlichen Ende der Stadt. Die links und rechts einmündenden Nebengassen sind aber noch viel finsterner und enger, mitunter wahre Spalten, in welche nie ein Sonnenstrahl bringt und durch welche man sich, des dort herrschenden Schmutzes und Gestankes wegen, fast zu gehen fürchtet. In den jüngeren Theilen ist die Stadt weiträumiger gebaut und freundlicher, besonders längs den sog. Staden (Quai's), aber doch überall irregulär, und man würde sich in den 300 Gassen und Gäßchen oft verirren, wenn nicht von Zeit zu Zeit die hohe Münsterspitze sich zeigte.

Ueber die Ill, welche zusammen mit ihrem Kanale die Stadt hufeisenförmig durchfließt und dadurch den inneren Theil fast ganz umgiebt, führen viele Brücken, von denen der Pont du corbeau (vulgo Schindbrücke) die frequenteste Passage hat, und eine der bedeutendsten, aber dennoch weder schön noch ansehnlich ist. Man thut jedoch alles Mögliche, um, so weit es die schwierige Localität zuläßt, die Stadt zu verschönern. Schon während

meiner Anwesenheit, mit unglaublicher Schnelle, verwandelten sich die abschüssigen schmalen Bürgersteige an den Häusern in netteingefasste völlig ebene Asphalt-Trottoirs, und überall dampften, mit ihrem kräftigen Harzgeruch die Luft parfümirend, jene eisernen heizbaren Cylinder, in welchen das Erdpech (Bitume) in Fluß gebracht und erhalten wird, um hernach, mit Sand vermisch, über die Unterlage von Backsteinen gestrichen und festgewalzt zu werden. Die Langstraße, welche in der Mitte ihrer Länge allmählig aufstieg und wieder ab sich senkte, ward durch Abtragung jenes Buckels nivellirt, wodurch freilich viele Hausthüren mehr denn eine Elle hoch über das neue Pflaster zu stehen kamen und durch angelegte Stufen zugänglich gemacht werden mußten. Jene Schindbrücke, so wie auch die Thomas- und die Magdalenenbrücke werden jetzt durch Eisenbrücken ersetzt. Die Staden, welche noch hier und da durch hart am Fluß stehende Gebäude unterbrochen sind, werden durchgeführt, wobei auch Kleber's Haus wird niedergerissen werden müssen. Die jetzt in verschiedenen Localen befindlichen Salles d'asyle werden in einem großen, zu diesem Zweck eigends aufgeführten Gebäude vereinigt werden, und am Nordende der Stadt baute man zu künftiger besserer Straßenbeleuchtung eine Gasbereitungsanstalt, deren ungeheures cirkelrundes Bassin und schlanker, alle Häuser hoch überragender Schornstein wirklich einen merkwürdigen Anblick gewähren. Kurz, ich habe selten eine Stadt gefunden, zu deren Verschönerung man zu gleicher Zeit so Vieles, so Großartiges und so Kostspieliges unternommen und so energisch in's Werk zu setzen begonnen hat.

Zwanzigstes Kapitel.

über das Elfaß im Allgemeinen. — Industrie. — Ackerbau. — Die Bogesen. — Wölfe. — Römische Alterthümer. — Dialekt. — Physiognomie der Bewohner. — Tracht. — Moralität. — Erinnerungen an Eulogius Schneider und die Revolution.

Strasburg übertrifft in dieser Hinsicht nicht das Land. Das ganze Elfaß enthält eine betriebsame, thätige und unternehmende Bevölkerung. Mühlhausen z. B. ist ein zweites Chemnitz, voller Fabriken und schwunghaft betriebener Industriezweige. Hier residiren die berühmten Röschlin's, die größten Fabrikherren vielleicht des ganzen Frankreichs, welche mit die Hauptunternehmer der großartigen Eisenbahn von Strasburg nach Basel sind, welche mehrere prächtige Dampfschiffe zwischen Mainz und Basel gehen lassen, welche neben den Mathusius und Cockerill's genannt zu werden verdienen, wahre monstra industriae, die Alles in weitem Kreise an sich reißen, Alles beschäftigen, Alles durch die Gewalt des Geldes sich unterthänig machen. Am allgemeinsten herrscht das Fabrikwesen im Gebirge.. Hier, wo der Boden weniger den Schweiß des Bebauers lohnt, ist beinahe die ganze ärmere Bevölkerung den Fabriken dienstbar geworden, dienstbarer als sonst die Leibeigenen ihren Herren; erheben sich jetzt in allen Thälern Maschinengebäude, welche an Größe und Fenstermenge alle Schlösser der Edelleute zur Zeit des Feudalsystems übertreffen und an die Paläste von Caserta und S. Idefonso erinnern, wäh-

rend in der fruchtbaren Ebene der Ackerbau blüht, der Weizen seine goldenen Ähren hebt, der Haas, weit höher als manns hoch, seinen Wanzengeruch verbreitet, die Zwergbohne grünt, der Klee duftet, der Zuckerrunkel fette Blätter neben Kohl und Krautköpfen glänzen, die nährende Kartoffel mehr und mehr Terrain erobert und stattliche große Dörfer — nach den Badenschen die ansehnlichsten die ich gesehen — überall ihre Kirchtürme heben. Am reizendsten ist der Strich am Fuße des Gebirges, gleichsam der Übergang von letzterem zum flachen Lande. Hier dominirt die edle Rebe, hier grünen Kastanienwälder, in deren frischen Schatten liebliche Maiblümchen zu Tausenden ihre weißen Glöckchen zeigen und aromatische Erdbeeren gleich Feuerfunken glühen, selbst der Mandelbaum bringt reife süße Frucht, und Burgen, rothbraun von Gemäuer (weil der ganze Fels der Vogesen rothbraun ist) thronen auf den vorderen Höhen, während hinter ihnen das höhere Gebirge theils mit prächtigen Buchen, theils mit dunklen Fichten bewaldet, sich hinzieht. Zu den reizendsten Punkten in diesem Striche gehört Barr — eine offene Stadt von 6000 Einwohnern, 5 Stunden von Straßburg — am Eingange des Thales, welches, von der Kirneck durchrieselt, zwischen dem Dillienberge und dem Ungersberge hervorkommt. Nie werde ich jenes Maimorgens vergessen, wo mir, der ich Abends vorher in der Dunkelheit angekommen war, die Jalousieenläden meines Zimmers aufgethan wurden, und ich nun plötzlich mir gegenüber das ganze hohe Gelände mit terrassenförmig aufsteigenden und mit blinkenden Winzerhäuschen geschmückten Weinbergen bedeckt erblickte, deren junges Grün der sonnige Morgenduft seladonfarben erscheinen ließ, während darüber der tiefblaue Äther sich wölbte und zu meinen Füßen die rothen und grauen Dächer des freundlichen Ortes das Thal erfüllten! Ich ward hier wieder an Merano erinnert, aber nicht durch den Namen, sondern durch die südlich-prächtige Natur, denn wahrlich,

ich habe nach Merano kaum ein ähnliches Paradies gesehen. Und wie entzückend wird erst die Aussicht, wenn man, in immer enger und romantischer werdender Bergschlucht an der Kirneck bis zur Sägemühle hingehend und dann links hinauf sich wendend, auf den Sattel der Bergzunge zwischen die Burgen Hoh-Andlau, welches mit seinen Doppelthürmen auf der Spitze der Zunge steht, und Speßburg gelangt, und nun, nach dem Lande gekehrt, ein weites duftiges Dreieck des Elsasses mit dem fernen Münster und im Hintergrunde vom blauen Schwarzwald begränzt, vor sich; die wilde Tiefe, welche vom dunkelbewaldeten Ungersberg trennt, zur Rechten, und die vom Kirneckthal hochaufsteigende Waldwand des rundgewölbten Männelsteins — höchsten Gipfel des Odsilienbergs — mit der phantastischen Ruine Landsberg an ihrem Anhub, zur Linken erblickt! Ich bestieg von Barr aus am Nachmittage des Pfingstmontages in zahlreicher Gesellschaft den Odsilienberg*), welcher, wie der Grädizberg in Schlessien, an diesem Tage der Sammelplatz von Tausenden aus der Nähe und Ferne ist, um sein berühmtes, schon im 9. Jahrhunderte gestiftetes Kloster und die merkwürdige, grade über den Gipfel des Männelsteins laufende Heidenmauer zu sehen, und verlebte dort einen der genussreichsten Tage; was aber die Aussicht anbelangt, so ist sie, obgleich weiter, nicht so malerisch als an jenem Punkte, weil sie keinen so schönen Rahmen hat.

Dringt man aber tiefer in die Vogesen ein, so werden sie wild, und mein Vater, der im Winter 1793 in diesen Gegenden cantonnirte, nennt sie mit Recht „ein Gebirge, das wunderbare Felsenmassen in seinen Wüsteneien verwahrt und dessen Grauen stark mit dem lustigen Boden des flachen Elsasses contrastirt.“ Na-

*) Er ist 2400 Fuß hoch. Der Ungersberg scheint noch etwas höher zu sein.

mentlich ist dies in dem nördlichen, schon zur Pfalz gehörenden Theile zwischen Bergzabern, Annweiler und Thann der Fall. Dort erblickte ich Felsenmassen um mich her, daß ich oft nicht wußte, ob ich nicht Festungen sehe? dort schienen Thürme, Bastionen und Wälle sich zu erheben, welche um so mehr die Einbildungskraft täuschten, da es zwischen ihnen von wirklichen, oft sehr phantastischen Burgruinen wimmelt. Höchst originell ist in dieser Beziehung die Aussicht von der Wegelburg dicht an der Gränze von Frankreich und Rheinbayern, doch schon auf deutschen Gebiete gelegen. Man denke sich Heuscheunen, Königssteine und Silberberge in der buntesten Färbung durch einander geworfen, und man hat eine ungefähre Idee von dem pittoresken Chaos, welches man, gen Norden gerichtet, sieht. Auf der entgegengesetzten Seite entdeckt man in duftiger Ferne den Straßburger Münster, so wie man umgekehrt auch von Straßburg aus die konische Spitze, welche die Wegelburg trägt, zwischen zwei Bergen hervorblicken sieht. Weiter gen Süden werden die Vogesen immer höher, aber zusammenhängender. Einen wahren Kamm bilden sie in dem sog. champ du feu (Hochfeld), an Höhe ungefähr dem Isferkamme gleich, das sich grade hinter dem Obilienberge hinzieht und hinter welchem wiederum das berühmte Steinthal liegt, bis sie endlich ganz im Süden, da wo sich von der einen Seite die Schweizer-Alpen, von der andern die Alpen der Franche-Comté heranziehen und wo die uneinnehmbare Bergfestung Belfort gleichsam den Schlüssel dreier Thäler bildet, in den Bälons zur größten Höhe aufsteigen.

Im Schooße dieser Wildnisse giebt es noch ziemlich viel Wölfe, von denen im Winter 1838 noch 7 bei Bolchingen (in der Gegend von Saarlouis) und 2 bei Molsen geschossen wurden. Ein starker Fleischerbursche ward, ebenfalls in neueren Zeiten, von einer Heerde dieser Raubthiere auf dem Fußsteige, welcher von Elsaß-

bern nach der Höhe des Gebirges durch eine romantische Eichenwaldung neben der Straße hinaufführt, angefallen. Er hatte nichts als einen starken Knotenstock zur Vertheidigung, tödtete vier der Wölfe mit demselben, ward aber doch zuletzt überwältigt und nichts von ihm gefunden als die Füße in den Schuhen und der Knotenstock neben ihm. Man nimmt in den Vogesen allgemein an, daß die Wölfe sich im Sommer von einer Art lettiger Erde nähren, und nur dann erst Menschen anfallen, wenn zu starker Frost sie verhindert, in den Boden einzudringen. Auch halten die dortigen Landleute sich manchmal junge, den Nestern entnommene Wölfe, welche dann, an eine Kette geschlossen, dieselben Dienste thun, als ein guter Wachthund, und sich gleich diesen von ihren Herren streicheln und cajoliren lassen. Wenn sie aber von ihren Banden sich los machen können, so thun sie es und laufen wieder in die Wälder. Ein solcher Wolf war zwei Jahre lang an einen mannsdicken in den Boden gerammelten Pfahl des Hofes angeschlossen; dennoch gelang es ihm eines Nachts den starken Halter herauszureißen und mit demselben und der Kette über eine 5 Ellen hohe Mauer zu klettern. Er kam jedoch nicht weit. Er verwickelte sich mit der Kette in einem nahen Weinberge, ward von einem Jäger entdeckt und getödtet. In recht strengen Wintern kommen diese Thiere zuweilen bis an die Thore von Straßburg.

Merkwürdig ist auch die Menge römischer Alterthümer, welche das Elsaß enthält, und deren noch immer welche gefunden werden. Während meiner Anwesenheit in Straßburg, in der Mitte des Juli, legte man Gasröhren in der Krämergasse. Längs der Gasse bis an die Spielmann'sche Apotheke fand man Überreste einer Mauer von Backsteinen, die offenbar aus den Römerzeiten herrührt. Es war eine Reihe von Bögen. Ungefähr alle 12 Schritt standen Pfeiler, und an verschiedenen Stellen sah man noch die ziemlich flachen Ge-

wölbe, denen sie einst zur Stütze dienten. Dieser Bau war ungewöhnlich stark. Die Theile, die man wegreißen mußte, leisteten dem Meißel des Maurers Widerstand, und die Arbeiter waren drei Tage lang beschäftigt, um ein nicht sehr beträchtliches Stück Mauer wegzubrechen. Dieser Bau, der ohne Zweifel noch einer der Überreste des alten Argentorats ist, war an zwei Stellen durch die Mauer des alten Schneidergrabens durchschnitten, der ehemals die Ringmauer von Straßburg bildete. Noch merkwürdiger war mir eine noch wohlconservirte Inschrift an der senkrechten Felsenmauer der alten, in einer herrlichen Gegend bei Niederbronn aus dem hellgrünbewaldeten Gebirge rothbraun hervorragenden Wasenburg, zu welcher mich Freund Weyermüller führte. Sie ist in ein vertieftes Viereck eingegraben und lautet:

DEO. MERCVRIO. ATTEG
AM TEGVLICIAM CONP
OSITAM. SEVERINVS.
SATVLLINVS. C. F. EX. VO
TO. POSSVIT. LLS. M. *)

Daß sie noch so wohl erhalten ist, kommt daher, daß sie jahrhundertlang unter erst im J. 1583 hinweggeräumtem Schutte verborgen gelegen hat. Auch in mehreren Lo-

*) „Dem Gott Mercurius errichtete dieses backsteinerne „Obdach Severinus Satullinus, Cajus Sohn, als Erfüllung eines Gelübdes, für 1000 Sestertien“ (31 Thlr. 6 gr.) Es erhellt hieraus, daß zur Römerzeit eine dem Mercur geweihte Kapelle auf diesem Felsen gestanden, welche aber im 11. oder 12. Jahrhundert durch die heutige Burg ersetzt worden ist. Der Name Wasenburg ist auch wichtig; denn er bedeutet so viel als Vogesenburg, Wasgauburg, und es ist wohl möglich, daß von ihr das ganze Gebirge den Namen erhalten hat. Uebrigens gab es auch einen Gott Vosegus oder Vosegus, welcher selbst von den Römern verehrt wurde. Bei Bergzabern stand noch vor ungefähr hundert Jahren ein Altar mit der Aufschrift: Vosego.

cal-Namen finden sich noch Spuren des Römerthums. Die verschiedenen Zabern (Bergzabern, Rheinzabern und Elßazabern) sind die alten Tabernae der Römer; das Dorf Domfessel ist das alte Domus Vasallorum der kahle Hügel Mönkalb bei Barr, am Fuße des Dillienberges, ist der Mons calvus der Römer, u. s. w.

In der Sprache der Elßasser habe ich jedoch keine römischen Anklänge gefunden. Sie ist durch und durch deutsch, ja besitzt manche deutsche Ausdrücke, wo wir uns ausländischer bedienen. Ihren Charakter kann man im Allgemeinen dadurch bezeichnen, daß sie den Uebergang zum Schweizer-Deutsch mache. Alle ei und eu werden in i und ü, alle au in u verwandelt, z. B. nün st. neun, Krißle st. Kreuzlein u. s. w. Das st wird — wie auch in Schwaben — ausgesprochen wie scht, z. B. „Wenn kommst du wieder?“ Das n am Ende der Infinitiven, wie auch das e am Ende der Worte werden weggelassen, z. B. gebe st. geben, Bub st. Bube u. s. w. Eine besondere Eigenthümlichkeit ist, daß, auch wenn vom Besizthum weiblicher Personen die Rede ist, gesagt wird sin und sine st. ihr, ihre, z. B. sin Sohn, sine Mutter, sin Hus u. s. w. und daß man bei Mädchen-Namen den Artikel st. im Feminino im Neutro nimmt, z. B. das Sophie, das Paulin, das Theres u. s. w. Außerdem aber giebt es eine Menge ganz eigenthümlicher Wörter, welche eine Sachse oder Preuze anfangs gar nicht versteht und von welchen ich nur einige der gangbarsten anführen will. Grine st. weinen, lüpfe st. heben, stopfe st. sticheln, Hochziter st. Bräutigam, Hochziterin st. Braut, als st. immer, Kasten st. Schrank (Schrein), Lade st. Schachtel, Kugelhopf st. Bube, sell st. jener, Grassblumen st. Nelken, Feljotten st. Weilschen, Maas st. Mohn, strehlen st. kämmen, lugen st. sehen, rahn st. schlank, räs st. scharf schmeckend, wirklich st. jetzt, hauen st. schneiden, wüßt st. häßlich, spöttisch st. schlecht, blöb st. kränklich, Tascht st. Wallungen, gsin

st. gewesen, wunderfelig st. neugierig und Wunderfelig
 st. Neugier, Pelte st. Pappel, Psetter st. Pathe und
 Götzel st. Pathin, debern st. lärmen, pappeln st. plau-
 dern, Gere st. Schooß, Knöpfe st. Klöße, Schlupf st.
 Schleife, rüst st. früh, Pfiffholder st. Schmetterling, ketsche
 st. schleppen, Schlenzer st. Riß, schaffen st. arbeiten,
 Jemandem zünden, st. Jemandem leuchten, rappen st.
 schaben, gaukeln st. wanken, Schmutz st. Fett, Flädel
 st. Bemme (Butterschnitte, Stollen) u. s. w. Im Gan-
 zen aber klingt die Sprache nicht unangenehm und sie
 kommt einem schlesischen Ohre verwandter vor als die
 berlinische. Aber freilich, je mehr man sich der Schweiz
 und der Franche-Comté nähert, desto schlechter wird sie,
 und um Befort ist sie so ausgeartet, daß man kaum
 noch weiß, ob man Deutsch hört oder nicht.

Die Physiognomie der Bewohner ist ebenfalls noch
 entschieden deutsch. Ich habe unter dem weiblichen Ge-
 schlechte, besonders auf dem Lande, wahre lebende Mu-
 ster zu manchen unsrer altdeutschen Gemälde gesehen,
 Mädchen mit blondem Haar, feingebogener Nase, blauen
 Augen, einem Teint von Karmin und Lilien, und, bei
 aller Schönheit, von strengkeusehem Ausdruck des Ge-
 sichts und jenem schwächtigen Buchse, wie man ihn an
 vielen Gestalten Dürers, Holbeins und Cranach's findet.
 Die Tracht der Landleute unterscheidet sich merklich von
 der diffeltigen, obschon sie ebenfalls deutschen Charakters
 ist. Eine entstellende Sonderbarkeit des weiblichen An-
 zuges besteht in einem großen, lose und wulstförmig um
 den Hals geschlungenen und hinten mit herabhängenden
 Zipfeln geknüpften Tuche. Im Sonntagsputze unter-
 scheidet man die Katholikinnen dadurch daß sie scharlach-
 rothe Röcke tragen, während die Protestantinnen gewöhn-
 lich grüne haben. Im Ganzen ist die Kleidung der
 Bäuerinnen bunt, prunkend und steif; um Kochersberg
 nähert sie sich sehr manchen Schweizertrachten im Ber-
 ner Oberlande. Die Bauern tragen, wie in Baden, des

Sonntags schwarze altväterische Ueberröcke, mit großen Knöpfen, die Knechte und jungen Burschen gewöhnlich blaue Tuchhosen und Tuchjacken. Es herrscht weniger Modesucht in den Dörfern des Elsasses, als bei uns, wo manche wohlhabende Bauermädchen bei festlichen Gelegenheiten in Schleier-Aermeln, mit Diademen im Haar, und im Winter mit Pelz und Boa erscheinen, und die Volkstracht hat sich weit treuer erhalten. Ueberhaupt scheint der moralische Zustand des Volkes noch ein ziemlich günstiger zu sein. Ich habe in Straßburg nirgends 2 bis 3 Schlösser an den Thüren gefunden, wie dies z. B. in Breslau häufig der Fall ist, um sich gegen Diebereien und Einbrüche zu schützen, habe auch während meines sechsmonatlichen Aufenthaltes in jener Stadt nichts von einem dort vorgefallenen Einbruche oder Aufsehn erregenden Diebstahle gehört oder gelesen. Die Dienstmädchen sind, so weit ich in Familien sie zu beobachten Gelegenheit gehabt, bescheiden, folgsam, reinlich und fleißig, und erhalten, trotz des geringeren Werthes des Geldes im Elsaß, nicht höheren Lohn als in Schlesien. Im ganzen Lande, selbst in den wilden Vogesen, herrscht große persönliche Sicherheit; die Zeit, wo sie einst, wie Speffart und Albanergebirge, der Schauplatz gefährlicher Räuberbanden waren, ist längst vorüber. Der Trunk aber ist stark verbreitet, wie denn überhaupt der Deutsche mehr zu diesem Laster geneigt ist als der Franzose. Ein Schlesier, G. . . mit Namen, aus einem Dorfe in der Gegend von Jauer, welcher schon seit zwanzig Jahren zu Barr als Schmidt in wohlhabenden Umständen lebt und eine außerordentliche Freude hatte, wieder einmal einen Landsmann zu sehen und eine schlesische Predigt zu hören — ich predigte nämlich am Trinitatissonntage, nach eingeholter Erlaubniß vom Inspector Böckel, in der Kirche zu Barr — schien zwar dem Charakter der Schlesier den Vorzug zu geben; jedoch ich glaube, daß er in späteren Jahren nur mehr Erfah-

rungen gemacht, als er bei seiner damaligen Jugend in Schlessien hat machen können, wenigstens war ein Brief seines Vaters, eines Garnhändlers, worin ihm dieser u. a. schrieb, daß er auf der Rückkehr vom Garnmarkte auf der Landstraße angefallen, gemißhandelt und ausgeplündert worden sei, ein Beweis ad hominem, daß es auch in seiner Heimath an Schattenseiten nicht fehle. Ich war, seit seiner Entfernung aus Schlessien, erst der dritte Landsmann, den er zu sehen bekam. Einer der beiden andern, den G. einst unterwegs auf einer Reise nach Schlettstadt zufällig getroffen hatte, war im letzten Kriege zu den Franzosen desertirt, zum katholischen Glauben übergetreten, und lebte seitdem in Lothringen als Messner an einer Kapelle. Jetzt war er auf einer Wallfahrt nach Einsiedeln in der Schweiz begriffen, klagte aber G. . . n unter heißen Thränen seine Sehnsucht nach der Heimath — ich glaube Prinsnig bei Neumarkt — seine elende Lage in Frankreich und den entsetzlichen Bigottismus des Pfarrers und der Einwohner seines Dorfes.

Wie hätte ich können in Straßburg sein, ohne mich an Eulogius Schneider und an die auch hier aufgepflanzte Blutfahne der Revolution zu erinnern? Ich fand in der gütig mir erlaubten Bibliothek des Herrn Buchhändler Heiß, welche 6000 bis 7000 revolutionsgeschichtliche Bände und außerdem eine Menge höchst interessanter Original-Manuscripte enthält, eine reiche Fundgrube von Nachrichten über jene merkwürdige Zeit, bei deren nur flüchtiger Benutzung ich sah, wie unendlich viel für die Geschichte noch verborgen liegt und wie falsch durch einmal aufgebrachte und hernach von Tausenden nachgesprochene Ansichten das historische Urtheil über manche Personen gestellt ist*). So war denn auch u. A. Eulo-

*) Herr Heiß will eine umfassende und gründliche Revolutionsgeschichte in Chronikform herausgeben. Eine Riesena rbeit bei solchem Apparat! jedoch das Werk ist schon bedeutend vorgeschritten.

gius Schneider oder, wie er vom Volke genannt wurde, Heilosius Schneider, dieser bedeutendste aller Revolutionsmänner des Elsasses, keinesweges so ganz schwarz und schlecht, als man ihn gewöhnlich darstellt. Er ward, nachdem er einmal den kleinen Finger gereicht, von dem Mühlrade der Ereignisse und Verhältnisse ergriffen, mußte mitmachen, wenn er nicht mitguillotiniert werden wollte und ward guillotiniert, als er nur einmal es wagte, sich den Machthabern entgegenzustellen. Die wahre Ursache, die ihm den Tod brachte, war folgender von ihm an die Volksrepräsentanten gerichteter Aussatz:

„Ihr seid hieher geschickt, um die großen Mittel der Revolution gegen jede politische Wunde anzuwenden; ihr sollt mit dem Gesetze in der einen Hand, mit dem Schwerdt in der andern, zerschmettern jeden Verräther, belohnen jeden Rechtschaffenen. Was konntet ihr thun? was habt ihr gethan? der Feind umzingelt die Besatzung Landau, das Volk stand auf, und ihr sahet ruhig zu, wie die Schlafmütze Laudremont unsre müthigen Krieger vom Kampf abhielt, wie Unthätigkeit alles lähmte, wie die Gefahr durch ungeheure Verschanzungen der Feinde immer fürchterlicher heranwuchs. Warum säumtet ihr? Ein Wink von Euch hätte den Republikaner angeflammt, er wäre kühn vorgedrungen, hätte die Bollwerke der Oesterreicher siegend erstiegen, und Landau wäre frei.

„Ferner, die Assignaten gelten nichts bei uns; die Armee stirbt vor Hunger, der Soldat wird mißmuthig, weil er zu seinem Brodte auch nicht einmal eine Zwiebel kaufen kann; das Gesetz ist da; ihr habt es bekannt machen lassen, aber euer Schwerdt blieb in der Scheide. Mit Worten ist bei dem zähen Elsasser nichts ausgerichtet, er will Thaten sehen, will mächtig erschüttert werden. Warum habt ihr dem feigen Bösewicht, dem listigen Wucherer Zeit gelassen, seinen Plan zu spinnen? Wolltet ihr ihn etwa aufmuntern durch euer Zögern?

„wolltet ihr etwa das Vaterland in den Abgrund stürzen
 „ohne Hilfe der Kanonen Oesterreichs? —

„Schon lange haben die Jakobiner von Straßburg
 „euch gesagt, daß Nemmen und Bösewichter in dem Ver-
 „waltungs-Corps hausen; sie haben euch Männer an-
 „gezeigt tüchtig im Tribunal ein scharfes Blutgericht zu
 „halten über alle Verräther; und ihr regtet euch nicht.
 „Ein Monat nach dem ändern verging; und ihr regtet
 „euch nicht. Himmel und Erde! und ihr wagt es, euch
 „Repräsentanten des Frankenvolkes zu nennen? Wäret
 „ihr Commissarien des Maskönigs von Preußen oder
 „der magern Seele von Oesterreich, so ließe sich euer
 „Betragen leicht erklären und müßte vortrefflich heißen.

„Ferner, es sind Männer aufgetreten, die euch be-
 „schuldigt haben der Despotenhärte gegen leichte Berge-
 „hungen, der Gelindigkeit gegen Laster und Verbrechen!
 „Der Schwäzer Beauharnois ward gestürzt, aber zu spät;
 „die Schlafmütze Laudremont fiel, aber zu spät. Ihr
 „habt die 1. Classe unsrer jungen Mannschaft aufgeboten,
 „warum habt ihr nicht vorher die 1. Classe unsrer Feinde,
 „die Aristokraten, Feuillans und Bucherer mit Feuer
 „und Schwerdt getilgt? Und dich, Ruamps, trifft
 „der Fluch, daß Patrioten im Kerker schmachten, weil
 „dein blinder Zorn sie hineinstürzte. Die armen ver-
 „wundeten kranken Soldaten zu Mainz hätten in Elend
 „und Jammer vermodern müssen, wenn nicht Jakobiner-
 „stimmen, Donnerstimmen, euch zu ihrer Hilfe ange-
 „rufen hätten; und ihr nennt euch Repräsentanten eines
 „Volkes, das in seiner Constitution verspricht, den Un-
 „glücklichen zu schützen? das geschworen hat, seine Ge-
 „setze mit aller Kraft der Tugend wie mit einer feurigen
 „Mauer zu umschließen? —

„Die hiesigen Freunde der Freiheit und Gleichheit
 „haben von euch eine Summe Geldes verlangt, bestimmt,
 „das Wohl der Republik zu befördern; ihr habt es selbst
 „gehört, aber doch nicht gethan, mit der kahlen Ent-

„schulldigung, man sei deswegen nicht offiziell bei euch
 „eingekommen. Die Entschuldigung ist falsch, wir haben
 „geschrieben; allein ihr habt es für gut gehalten zu zögern,
 „bis die beste Gelegenheit, das Geld zu nützen,
 „vorbei war.

„Hättet ihr euch überall als thätige und unerschrockene
 „Männer gezeigt, so wären die Drachen der Aristokratie
 „und des Feuillantismus unter euch erstickt, so wehten
 „die Nationalfahnen wieder auf den Wällen von Mainz,
 „und der Feind hätte mit Schimpf und Schande abziehen
 „müssen. Aber es verflog ein Monat nach dem
 „andern, und ihr regtet euch nicht. Doch ich hoffe,
 „die ächten Jakobiner werden nicht schweigen, bis ihr
 „entweder unschuldig und weiß wie der Schnee dasteht,
 „oder bis die Larve des schändlichen Moderatismus, des
 „Meuchelmords unsrer Freiheit, von eurer Stirn gerissen
 „ist. Bis dahin wird der Argos doppelte Patrouillen
 „machen, und Gott Gnade dem, welchen er ohne Laterne
 „antrifft.

Straßburg d. 1. Octob. 1793.

Man wird zugeben, daß dieser Aufsatz republikanisch und jakobinisch genug ist, und doch kostete er dem Verfasser das Leben. Schneider fühlte sich übrigens hinsichtlich der gegen ihn erhobenen Anklage so rein, daß er, in der Ueberzeugung, er könne nicht anders als freigesprochen werden in einem von mir selbst gelesenen Originalbriefe einem Freunde schreibt: „Presse mon jugement.“ Wie sehr mußte er daher erschrecken, als auch ihm die Todesbotschaft in seinen Kerker gebracht wurde. Zu derselben Zeit saß ein, später wieder freigewordener, Bekannter von ihm im Gefängniß, aber in einer andern Zelle, welchem, auf seine Bitte, der Kerkermeister erlaubte, durch die etwas geöffnete Thür auf den Corridor zu schauen, wenn Schneider zur Hinrichtung werde vorbeigeführt werden. Als letzterer nun kam, kannte ihn jener fast nicht mehr, weil Schneider, der sonst pechschwarzes

Haar gehabt, während der kurzen Zeit seiner Einkerkelung schneeweißes Haar bekommen hatte. Er rief ihm zu: „Gute Nacht, Schneider!“ worauf dieser sich nach ihm umwandte und mit gefalteten Händen und mit gen Himmel gerichtetem Blicke ausrief: „Ist noch ein Sterblicher, der sich meiner erinnert, der lebe wohl!“ In den Tagen seiner Nacht war Schneider einst mit der ambulanten Guillotine, mit der er, in seiner Eigenschaft als öffentlicher Ankläger, das ganze Elsaß durchzog, und seinen Helfershelfern in Schlettstadt, als ein anderer Bekannter, M . . . aus Colmar, in seinem Cabriolet dorthin kam, und erst auf dem Marktplatz bemerkte, in welche Gesellschaft er gerathen sei. Da er aber, vom Pöbel angehalten, recht patriotische Reden führte, recht auf die Aristokraten schimpfte, u. s. w., so trat auch Schneider an ihn heran, begrüßte ihn als Bekannten, und sagte, als grade keine Zeugen zugegen waren, mit einem Fuß auf dem Wagentritte, „Bürger, ich bin in einer seltsamen Lage; sie haben mich in Straßburg so weit getrieben, daß ich nicht mehr zurück kann.“ Dies hat mir Ehrmann erzählt, der es unmittelbar aus dem Munde jenes M. hatte. Schneider ward in Barr arretirt, wo er so eben seine Hochzeit mit einer dortigen Bürgerstochter vollzogen hatte, und dann in einem escortirten Wagen nach Straßburg, von da nach Paris gebracht.

Schauderhaft sind die Greuel, die Abscheulichkeiten, die Thorheiten, die auch in Straßburg während der Schreckenszeit vorkamen. Nicht bloß daß der ehrwürdige Münsterthurm die Jakobinermütze tragen mußte, es ward auch das ganze Gebäude zum „Tempel der Vernunft“ erklärt und, wie in Paris, das schönste Mädchen der Stadt als Göttin der Vernunft dort eingeführt. Die Geistlichen, mit Ausnahme eines einzigen, schwuren, um ihre Köpfe zu retten, in besonders zu diesem Zweck abgegebenen schriftlichen Erklärungen dem Christenthum

ab *). Der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten, Christen und Juden war verschwunden, es war Alles Bürger. Am Bundesfeste — 16. Juny 1790 — welches auf der sogenannten Metzger-Aue bei Straßburg gefeiert ward und wo die Nationalgarde das bekannte: „Nous jurons de vivre libre ou de mourir!“ an den dazu errichteten Altären schwur, ward ein katholisches Kind von dem Feldprediger der Nationalgarde von Metz, und ein protestantisches Kind von einem protestantischen Geistlichen auf der Wiese getauft. Ersteres erhielt die Namen? „Karl, Vaterland, Bundesgenos, Erster, Wiedergeborener von der Aue, Glücklicher;“ das andere: „Frank, Friedrich, Glücklicher, Bürger**). Ein eifriger junger Atheist, Delâtre von Metz, hatte in einer öffentlich auf der Rednerbühne der Propaganda zu Straßburg gehaltenen Rede Christum einen großen Charlatan genannt, worauf ein Schuhmacher, Jung, den Muth hatte, in einem öffentlichen Blatte zu erklären: „Ich Endesunterschriebener bekenne hiermit, daß ich von dem großen Charlatan Jesus Christus unendlich mehr gelernt habe, als von dem unverschämten jungen Menschen, der ihn zu höhnen wagte. „Ja, es muß eine kleine, niederträchtige Seele sein, die über den besten, den ehrwürdigsten aller Menschen spotten kann, und den Buben hätte man in der Wiege ersticken sollen; denn er ist zu allem, was gut, schön und edel ist, schlechterdings verdorben.“

Jung, Schuhmacher und ehrlicher Mann.

*) Diese Erklärungen sammt den Unterschriften sind gesammelt und gedruckt worden. Ich habe sie selbst gelesen die merkwürdigen Aeußerungen. Das Buch ist jedoch schon sehr selten geworden.

***) Jener Schwur steht heute noch an der großen Metzsig (Schlachthause) von Straßburg geschrieben, und es giebt einen lustigen Sinn, wenn man bedenkt, wer dort zum Tode geführt wird.

Dafür ward Jung nach Paris geführt und guillotiniert. Ein wahrer Märtyrer! — In einem unter dem Titel: „der heilige Decadi“, in das von Schneider redigirte Journal Argos inserirten Auffage kommt u. a. folgende Stelle vor: „Wenn einst ein deutscher Reisender nach Straßburg kommt und fragt: wo ist das Münster? so wird jedermann lächelnd sagen: Wir kennen kein Münster, kein Thomastift, kennen nichts als den Tempel der Vernunft und die Volksgesellschaft. Wenn er fragt: wo wohnt der Herr Bischof? wo der Herr Pfarrer? so wird's heißen: die Thiere kennen wir nicht; habt ihr aber Lust unsre Volkslehrer zu sehen, so kommt, wir wollen euch ein paar brave Sansculotten zeigen. Und ich wette, wenn der Reisende Christus oder Martin Luther wäre, er würde Freudenthränen weinen und ausrufen: So habe ich's gewünscht, so muß es sein!“ Man sieht, die heutigen Untrer, welche immer sagen: Luther würde sich freuen, wenn er wieder aufstände und sähe wie schön wir mit den Reformirten stimmen, verstehen nicht allein die Kunst, ihre Wünsche und Ansichten dem großen Todten, der nicht mehr antworten kann, in den Mund zu schieben. — Am 18. Jan. 1793 wurden, ohne irgend eine Untersuchung, alle, den 21. Aug. vorher suspendirten Glieder der Municipalität und des Gemeinderathes, 27 an der Zahl, abermals ihrer Aemter entsezt, und zwar in Kraft der den Commissarien (Couturier, Rühl und Denzel) ertheilten Vollmacht und „aus Ursachen die nur ihnen (den Commissarien) bekannt seien.“ Kurz, fast unglaublich sind die Dinge, welche damals stattfanden, und aus deren ungeheurer Masse ich hier nur einige wenige Probbchen gegeben habe.

Natürlich existiren noch manche Einwohner in Straßburg, welche die damalige Zeit mit durchlebt haben, und davon interessante Specialia zu erzählen wissen. Von Einem derselben habe ich u. a. Folgendes: Die Guillo-

tine stand auf dem Paradeplatze. Ein protestantischer Pfarrer, Fischer, von Dorlisheim, war der Erste, der ihr geliefert wurde. Sein Dorf war nämlich schon überfüllt mit Einquartierung. Als nun eines Abends noch neue Republikaner hinzukamen, hatte er gegen seinen Schulmeister, Strahl, mit dem in Gemeinschaft er die Einquartierungsangelegenheiten besorgte, geäußert: „Wo sollen wir sie hinthun? wir müssen sie am Ende noch in die Ställe thun.“ Dies hatte der Schullehrer, in der Hoffnung, nach Beseitigung Fischer's vielleicht Pfarrer werden zu können, dem Tribunale, und zwar entstellt, hinterbracht, als habe Fischer gesagt: die Vaterlandsvertheidiger seien nicht mehr werth, als man thue sie in die Ställe zu den Kühen und zu den Säuen. Hierauf ward Fischer, und mit ihm noch 7 Männer aus Gaispitz, geköpft. Bei der Sitzung, in welcher er verurtheilt wurde, hatten die Revolutionrichter jeder eine Hure auf dem Schooße. Dennoch wäre er, da nach dem Vorgange des ersten Stimmabgebers, auch die Andern der Reihe nach nur für Gefängniß stimmten, beinahe mit dem Leben davon gekommen, wenn nicht ein gewisser Clavelle, ein sehr gefürchteter Mann, dem es zur Gewohnheit geworden zum Tode zu verurtheilen und der bis dahin auf seinem Stuhle geschlafen, als die Reihe an ihn kam, gesagt hätte: „Ja, ich sage auch zum Tode“, worauf es nun rückwärts ging: „ich auch, ich auch.“ Dies hat selbst einige jener Freudenmädchen empört und sie haben den feigen Nachbetern zugerufen: „Seid ihr auch Männer? L... buben seid ihr! kann man einen Mann in einer Minute zum Tode verurtheilen? schämt ihr euch nicht?“ worauf jene gleichgültig erwiederten: „Nun was da? es ist ein Pfarrer weniger.“ Fischer aber sprach: „Ihr richtet mich; Gott wird euch richten!“ Er hatte auch seine 7 Leidensgefährten so schön zum Tode vorbereitet, daß sie zum Blutgerüste gingen wie zu einem Feste, und daß einer der Männer, da seine Frau weh-

klagend von ihm Abschied nahm, ihr sagte: „Bedaure mich nicht! in ein paar Minuten bin ich im Himmel; ich bedaure dich, daß du hier bleiben mußt.“ *) Ein anderer Pfarrer hatte bloß über den Text gepredigt: „Schicket euch in die Zeit; denn es ist böse Zeit“ und ward dafür hingerichtet. Der Maire von Obenheim, bei welchem Schneider auf seinen Henkerzügen einst zu Gast war und welcher, aus Spaß, zu ihm sagte: „Ich habe noch guten Wein im Keller; aber was meinst du? den wolle mer ufhebe, wenn Dütsche kommen?“ ward nach Straßburg geführt und geköpft. Schneider selbst hatte ihn angezeigt, aus Furcht, die Domestiken, welche jene Worte gehört hatten, möchten sonst ihn anzeigen. Früher hatte er so schön und christlich gepredigt — er war bekanntlich katholischer Geistlicher — daß der Vater meines Referenten, obgleich ein eifriger Protestant, öfters in den Münster ging um ihn zu hören. Später verkündete er: „Wer an Gott glaubt, wird geköpft!“ — „So“ setzte der Erzähler gegen mich hinzu, „kann ein Mensch fallen.“ — Bevor Schneider nach Paris abgeführt wurde, ward er auf dem Paradeplatze, an die Gallerie des Guillotinerüstes angeschlossen, ausgestellt. Ein Haufen Kothmist und faule Eier, womit man ihn fortwährend warf, lag um ihn her. Er aber, immer noch nicht glaubend, daß es Ernst sei, trank unterdeß ein Glas Burgunder nach dem andern und erwiderte zuweilen den Spott mit Spott. Als jedoch nach 6 Stunden die Gensd'armen kamen, ihm Hände und Füße fesselten und in eine Reisekutsche brachten, traten ihm die Thrä-

*) Der Anzug der Revolutionsrichter war abschreckend. Schwarze Unterkleider mit rothen Aufschlägen; ein langer blutrother Talar mit schwarzem Futter, Aufschlägen und Kragen. Ein schwarzer runder Hut mit blutrothem Federbusch und Band. Auf der Brust an einem schwarz und rothen Bande eine Medaille mit einer Devise, welche die Mordsucht dictirt und geprägt hat: „La mort aux aristocrates et aux égoistes!“

nen in die Augen. — Die Guillotine war eine geraume Zeit lang so im Gange, daß einst eine zum Tode verurtheilte Frau fünf Stunden auf der Blutbühne warten mußte, weil es dem Henker nicht der Mühe verlohnte, wegen einer einzigen Person erst zu beginnen, und er, den Erfahrungen der vorhergehenden Tage zu Folge, nicht zweifelte, es würden bald noch mehrere Schlachtopfer hinzukommen. Da es aber unterdeß doch Nacht wurde, so ward die Frau wieder in das Gefängniß zurückgeführt; allein was half es ihr? den andern Tag wurde sie doch wieder hervorgeholt und — hingerichtet. Ihre Qual war bloß verlängert worden. Jener Clavelle, welcher durch ein im Halbschlafe ausgesprochenes Wort den Tod Fischers verursachte, war Gassen-Commissair, und ritt Tag für Tag auf einem Klepper durch die Straßen, um zu sehen, ob auch Alle die Nationalkokerde trügen. Wer dagegen fehlte, wurde das erste Mal mit 5 Fr's., das zweite Mal mit 10 Fr's., das dritte Mal mit 15 Fr's. und Ausstellung auf der Guillotine gestraft. Selbst Weiber und Kinder mußten die Kokerde tragen. — Am Haupt-Portale des Münster's stand: „Temple de la raison.“ In den Predigten wurden zuvörderst die Siege der Republikaner verkündet, dann gewöhnlich auf das Christenthum gelästert. Einst fuhr ein Prediger nach der Verlesung der Kriegsberichte folgendermaßen fort: „Aber was ist das gegen unsere Bataillen, wenn wir in der Schenke mit Flaschen und Gläsern fechten!“ worauf ein unbändiger Applaus erfolgte. — Jener brave Pfarrer, welcher seiner Religion nicht abschwor, hieß Baberer und war ein bejahrter, ungelehrter, simpler Mann. Als man ihm die Liste der Abtrünnigen brachte, der er seinen Namen beifügen sollte, jedoch ohne eigentliches Abschwörungsmular, erwiderte er ganz trocken: „Ich hab' in meinem Leben noch nichts unterschrieben als ich hab's gelesen.“ — „Du mußt aber unterschreiben.“ — „Nein, ich unterschreibe nicht, ich habe keine Lügen gepredigt, ich habe

die reine Wahrheit gepredigt, ich habe nur einen Kopf und nur einen Gott; macht mit meinem Kopfe was ihr wollt, meinen Gott könnt ihr mir nicht nehmen." Hierauf ward er in's Gefängniß gesetzt, aber nach ein paar Wochen wieder freigelassen. Man sagte: „Es ist ein dummer Kopf, er weiß nicht was er thut; lassen wir den alten Mann laufen." Wäre er gelehrt, angesehen, einflußreich gewesen, so hätte man ihn schwerlich verschont. — Der Triumphwagen, welcher am Feste der Blessirten durch die Straßen gefahren wurde, war so hoch, daß er dem zweiten Stockwerk der Häuser gleichkam, und von pyramidalischer Form. Oben saßen drei der schönsten Mädchen der Stadt, welche die Gerechtigkeit, die Freiheit und die Gleichheit repräsentirten. Sie waren nach antik-griechischer Art in weiße, bloß auf der einen Schulter gehetzte Gewänder gekleidet, so daß die Brust bis auf den Gürtel bloß war. Die Mittelste, die Freiheit, hatte dabei eine rothe Jakobinerkappe auf, die beiden andern Titusköpfe. An den vier Seiten des Wagens (oder eigentlich fahrenden Gerüsts) herab, waren mit Blumen verzierte Bänke angebracht, auf welchen die gefeierten Krüpel saßen. — Damals waren die sog. Joujou's (gespaltene Röllscheiben zum Auf- und Niederziehen an einer Schnur) an der Tagesordnung. Auf den Spaziergängen, auf den Gassen, aus den Fenstern heraus spielten die Damen damit, und trällerten dazu mit heiterer Stimme und reizender Leichtfertigkeit: „Ça ira, ça ira! Paristocrate à la lanterne!“ Sie benutzten selbst die Schreckenszeit zur Koketterie. Eine schreckliche Plage waren die Assignaten, welche nichts galten und doch für voll genommen werden sollten. Die härtesten Zwangsmittel wurden daher angewendet und halfen doch nichts. Wer einen Unterschied machte zwischen dem Papier und baarem Gelde, dem ward das erste Mal eine schwere, bei Reicheren oft das halbe Vermögen wegnehmende Geldbuße auferlegt, das zweite Mal das Haus demolirt, das

dritte Mal der Kopf abgeschlagen. Als nun die Landleute nicht mehr zu Markte kamen aus Furcht vor den Assignaten, wurden Commissaire in die Dörfer gesandt, welche die Schüttböden, Scheunen und Keller visitirten und den größten Theil der vorhandenen Vorräthe in Beschlag nahmen. Diese, mit Assignaten bezahlten Lebensmittel wurden in die Stadt geschafft, der Preis festgestellt, und täglich rationsweise gegen Assignaten vertheilt. Bei Lichte betrachtet war es eine allgemeine gewaltsame Requisition, wobei die Assignaten nur pro forma die Stelle des Geldes vertraten; man hätte sie eben so gut weglassen können. Das baare Geld war theils mit den Emigrirten aus dem Lande gewandert, theils in den Händen weniger Gewalthaber, theils versteckt. Um aber doch wirkliche Münze zu schaffen, wurden am 24. Aug. 1791 die Glocken aus allen aufgehobenen Klöstern genommen und umgeschmolzen. Daher kommen jene plumphen weißlichen Sou's und Doppel-Sou's, wie sie heute noch zahlreich in Frankreich circuliren. Sie sind von Glockenmetall; die rötheren Sou's von gewöhnlichem Münzkupfer. Die damaligen Fünffrankenstücke aber enthielten statt des Bildes des Königs einen nackenden Herkules, welcher zwei halbbentblöste weibliche Figuren umfaßt, mit der Umschrift: Union et force. *)

*) Das franz. Silbergeld ist sehr gut. Es enthält nur $\frac{1}{10}$ Kupfer, während die Löffel $\frac{2}{10}$ enthalten, daher die Goldschmiede oft Fünffrankenstücke kaufen um sie zu verarbeiten, wobei sie das gewinnen, daß sie noch $\frac{1}{10}$ Kupfer zusetzen können. Mehr aber dürfen sie nicht zusetzen; denn sie müssen alle Löffel auf die Mairie tragen, wo diese geprüft werden, zu welchem Zweck sie ein Stückchen Silber am Ende des Stieles lassen, welches hernach abgebrochen u. analysirt wird.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ausflug nach Lothringen. — Der Zaberner Steig. — Die Franzosen. — Lüneville. — Nancy. — Pfarrer Dürr. — Der Schlossplatz. — Denkmal Stanislaus Leszynsky's. — Das Moselthal. — Pont-à-Mousson. — Die zertretenen Sabots. — Metz.

Den 8. März früh um 3 Uhr fuhr ich mit der Diligence von Straßburg weg, um Dster in Metz zu besuchen. Als der Tag anbrach, waren wir schon in Waslenheim, aus dessen Steinbrüchen das Münster erbaut ist und wo die Ebene ein Ende hat. Der Eintritt in die Vogesen von dieser Seite ähnelt dem Eingange in den Plauenschen Grund bei Dresden, nur mit dem Unterschiede, daß die Felsen nicht grau, sondern roth sind. Bald zeigte sich auch das ansehnliche Elsaß-Zabern mit den drei uralten merkwürdigen Burgen Geroldseck, Dohsenstein und Hohbarr auf dem Gebirge hinter ihm, und wir begannen nun, jene Burgen links lassend, den berühmten Zaberner-Steig hinauf zu fahren. Es ist dies eine im breiten bequemen Zickzack bis auf den Rücken der Vogesen geführte Straße, eben diejenige, in deren Nähe jener Fleischerbursche von Wölfen zerrissen worden war, und von deren Höhe man eines entzückenden Rückblicks über das ganze Elsaß genießt. Alle Reisende stiegen hier aus und gingen zu Fuß. Oben angekommen senkt sich die Straße nicht sobald wieder hinab, sondern man sieht vor sich ein weites kahles Plateau, auf welchem man nach der kleinen aber starken Festung Pfalzburg gelangt,

deren mit Bäumen bepflanzter Marktplatz mich ganz in die Citabelle von Straßburg versetzte und wo die Gränze des Deutschthums und Franzosenthums ist. Schon das erste Dorf hinter Pfalzburg, Quatrevent, ist ganz französisch gebaut, d. h. steinern, roh, die Häuser eins an das andere geklebt, und die sehr flachen und mit Hohlkehlen gedeckten Dächer ohne Giebelfelder, wie bei uns in neuern Städten. Die Karren, die einem begegnen, gleichen offenen Hühnerkörben auf zwei Rädern, der Bauer in seiner blauen Blouse, seinen plumpen Holzschuhen und seiner weißen Schlafmütze sitzt queer auf seinem dicht an das Fuhrwerk gespannten Pferde, und die deutsche Sprache hat völlig aufgehört! Hu! wie eifig piff der Wind auf dieser traurigen Hochebene um das nackende ärmliche Dorf! Während um Straßburg längst aller Schnee verschwunden war, bedeckte er hier noch weit und breit das Gefilde und flog zuweilen in kleinen dünnen Flocken um uns her. Ich konnte nicht umhin, die Abhärtung der Franzosen zu bewundern, welche ohne Defen, ja fast ohne Holz, und statt unsrer wärmenden Pelze und Tuchmäntel nur mit dem Ueberhemd von Leinwand versehen, in solchem Klima in steinernen Hütten ausbauern. Wahrlich, der russische Bauer, welcher Holz die Fülle, wohlverwahrte Balkenhäuser und riesige Defen besitzt, wohnt zehmal wärmer und comfortabler!

Vor Saarbouurg senkt sich die Straße wieder hinab, die Temperatur wird milder, und wir machten hier Mittag. Ich erinnere mich jedoch nicht mehr der zahlreichen Schüsseln, welche, fast zu gleicher Zeit, servirt wurden. Die in Papierdüten eingepackten und nur mit einem Knochen hervorragenden Cötelets und ein ungeheurer, Kalt aufgetragener Hecht fielen mir auf. Da das „Allons Messieurs! en route!“ des Conducteurs schon ertönte, bevor das Desert an die Reihe gekommen, so steckten sich die Passagiere in aller Eil noch Birnen, Nüsse, Makronen u. s. w. in die Taschen, um ihre 50

Sous (16 Gr.) noch besser abzuverdienen, und fort rollten wir wieder. Ich saß mit einem jungen lebhaften Herrn aus Epernay allein im Coupé — dem besten Plaze, aus welchem man durch die Fenster die Aussicht so wohl nach vorn als nach der Seite hat, — und gelangte in der Unterhaltung mit ihm ohne Langweile durch Blamont nach dem nettgebauten ansehnlichen Lüneville. Dort wimmelte es von französischem Cavallerie-Militair, und ich erinnerte mich des Friedensschlusses von 1801 und des, zu Ehren jenes Friedensschlusses so genannten Gartens „Lüneville“ — jetzigen Rufferschen Gartens — in Liegnitz. Dann fuhren wir, bald im schärfsten Trabe, bald im Gallopp, immer im weiten freien Moselthale hin, erreichten noch bei Tageshelle S. Nicolas, dessen gothische doppelthürmige Kathedrale sich schon von weitem gar stattlich präsentirt, und rollten um 6 Uhr Abends in die von zahlreichen Kaufläden hellerleuchteten Straßen von Nancy ein. Wir hatten volle 18 deutsche Meilen, zum Theil über hohe Gebirge, in 15 Stunden gemacht, und ich, oder vielmehr Herr Keck, 13 Fres. (3 Thlr. 14 Sgr.) dafür bezahlt.

Ich fand, nachdem ich einen kleinen, sich mir am Posthause offerirenden Buben zum Führer und Träger meines Gepäckes genommen, nur schwer die am südlichen Ende der langen Vorstadt S. Pierre befindliche Wohnung des Pfarrer Dürr, an welchen ich empfohlen war, ward aber von dem lieben Manne, der einst eine Landpfarre im Elsaß hatte und, wegen des damals herrschenden Rationalismus aus Gewissensgründen bewogen wurde, sie aufzugeben, um nach einigen Jahren der Quiescenz in die von den Engländern besoldete Gesellschaft zur Verbreitung von Bibeln und Tractaten einzutreten, aufs freundlichste aufgenommen, und wäre längere Zeit bei ihm geblieben, wenn nicht meine, schon von Straßburg aus an Oster geschehene Meldung: spätestens morgen bei ihm einzutreffen und der, hernach jedoch durch Umstände

veränderte Vorsatz, meinen Rückweg wieder über Nancy zu nehmen, mich bewogen hätten, schon den andern Nachmittag wieder abzureisen. Ich benutzte den andern Morgen, mir die Stadt etwas anzusehen. Sie hat so viel Einwohner als Stuttgart, ist aber größer und schöner, und wird mit Recht die schönste Frankreichs genannt. Ihre Straßen sind meist lang, breit, grade und glänzend, und die mit Willen bedeckten Hügel der Umgegend, welche überall hereinschauen, reizend. Die schönste Parthie ist der Schloßplatz mit seinem berühmten eisernen, goldverzierten Gitter. Es ist weit prächtiger und künstlicher als das Gitter am Carousselplatz in Paris. Man wird durch die umstehenden Gebäude an Versailles und an den Zwinger in Dresden erinnert, und bedauert, wie in Baireuth, daß so schöne Paläste jetzt leer stehen. Die Bildsäule des ehemaligen Beherrschers, Stanislaus Leszynsky, ist außerhalb des Schloßhofes vor dem Gitter aufgestellt, und hat an ihrem hohen Postamente die Inschriften: „Stanislas Leszynsky, Roi de la Pologne, duc de Lorraine et de Bar 1737 — 1766“ und: „A Stanislas le bienfaisant la Lorraine reconnoissante 1831.“ Der edle Fürst, der noch heute in gutem Andenken unter den Lothringern lebt, verlegte sich tödtlich, indem er, in seinem Schlosse zu Luneville am Ramine stehend, mit dem Schlafrocke Feuer fing.

Um 2 Uhr bestieg ich wieder die Diligence und fuhr nun, immer am linken Ufer der Mosel, dem Ziele meines Ausfluges zu. Unbeschreiblich idyllisch wird hinter Nancy das Moselthal. Links dicht am Wege, eine Reihe lieblicher Hügel, welche bis zur Hälfte ihrer Höhe in Weingärten verwandelt und mit Willen geschmückt, oben mit malerischer Eichenwaldung bedeckt sind, durch deren damals noch laublose Aeste wilde Felsenparthieen schimmerten. Zur Rechten, jenseit der Mosel, ein freierer Hügelzug mit zahlreichen einladenden Zwischenthälern, in deren Schooße, wie eingebuchtet, freundliche rothgedeckte

Dörfer ruhen, in der Mitte des Thales der durch Wiesen sich schlängelnde Fluß, und auf dem Wege, welchen man fährt, die lothringischen Bauern und Bäuerinnen, auf Karren, zu Fuß, auf Pferden, auf Eseln vorbeiziehend, in ihrer, nur in dieser Gegend Frankreichs vorkommenden, zeisiggrünen Kleidung; dabei ein lebhaftes Dorf nach dem andern, unter denen mit Marbache wegen seines französisirten deutschen Namens, Dieu-Louard wegen seines alterthümlichen Schlosses, und Belleville, weil ich dort das erste Frühlingszeichen des Jahres, einen mit sogenannten Käzchen behängten Baum, erblickte, besonders erinnerlich sind. So, indem bei der schnellen Fahrt sich die Scenen unaufhörlich veränderten, kam denn bald der Berg zum Vorschein, welchen die weitläufigen Ruinen des alten Schlosses Rousson krönen und welcher schon von fern den Punkt verräth, wo das an seinem Fuße liegende Pont à Mousson zu suchen sei. Hier, wo die Diligence auf dem Marktplatz etwas hielt, stieg ich, wie alle Andern, einmal aus, jene, um eine Erfrischung im nächsten Gasthose zu nehmen, ich, um Herrn Bannesson, den Abergisten zum großen Cometen, bei welchem ich 6 Jahre früher mit meinen Söhnen logirt hatte, einen Augenblick zu besuchen; aber er hatte seine Wirthschaft in eine entfernte Straße verlegt, in welcher ich ihn bei der Eile mit welcher wir reisten nicht auffuchen konnte. Als ich nun zuerst von Allen wieder in den Wagen stieg, zertrat ich einen der beiden neuen schwarzlackirten hölzernen Uberschuhe, welche ein Passagier unter dem Stroh auf dem Boden des Wagens verborgen hatte. Ich bemerkte es sogleich, berühmte mich aber nicht damit, da Niemand es gesehen hatte und ich den Eigenthümer ohnehin nicht wußte. Als wir jedoch bei anbrechendem Abende nach Jouy aux Arches kamen, wo die alte, unter dem Namen „le pont du diable“ bekannte römische Wasserleitung mit kolossalen Bogenpfeilern über die Dächer des Fleckens hinweg und über

den Fluß von einer Thalseite zur andern, gleich einer riesenhaften dickfüßigen Raupe läuft, und nun wegen Annäherung an Mey die Gesellschaft ihre Effecten zusammenzufuchen begann, entdeckte der Besitzer den ihm zugefügten Schaden und äußerte sich darüber. Was sollte ich thun? wenn ich mich nicht selbst meldete, so blieb es zweifelhaft, wer von uns es gewesen, und jener — ein junger Herr in einem blauen Tuchmantel — schien einer Entschädigung gerade nicht bedürftig zu sein. Doch siegte das bessere Princip in mir, und ich fragte, mit einiger Schaam, dies nicht früher gethan zu haben, „Les sabots, sont ils le vôtres?“ — „Oui Monsieur.“ — „Combien content-ils?“ — „Oh, laissez ça, n'est pas grande chose.“ — „Eh bien“ erwiderte ich, Artigkeit mit Artigkeit vergeltend „je vous en prie pardon,“ und von nun an waren wir die besten Freunde. Während war mir auf dieser Strecke die lebhafteste Erinnerung an meine Söhne, mit denen ich zu Fuße hier gewandert war. Ich wußte noch recht gut, was sie an jener langen Gartenmauer, an jenem Bosquet, an jenem Hause mit mir geredet hatten, ich sah mich im Geiste mit ihnen gehen, und in der Wirklichkeit waren sie so weit von mir! —

Um 7 Uhr ungefähr, nachdem wir das vorstädtische Dorf Montigny hinangefahren, donnerte der Wagen über die Zugbrücken und durch die Thorwege der großen starken Festung. Gewühlvoll waren die Gassen, überall verbreiteten glänzende Läden durch die großen Glaswände ein helles Licht, Soldatentrupps zogen trommelnd vorbei, es ging bald rechts, bald links, bis wir endlich auf der Place des chambres am Fuße der Kathedrale hielten, von wo ich mich unter langem Umherirren in Oster's Wohnung fragte.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Oster. — Die Kathedrale. — Das Arsenal und der Vogel Greif. — Anekdote. — Die Bibliothek. — Brunenhild. — Das Templerzeichen. — Bahlen und die Trépassés de la chambre. — Der französische Offizier im Verhältniß zum Gemeinen. — Der Missionär und der Soldat. — Bauart. — Mejer Deutsch. — Umgegend und Weinberge von 1814. — Kinderschule sub divo. — Rückkehr.

Oster — Missionar für die Juden und ordinirter Candidat des Directoriums — ist der zweite entschieden lutherische Prediger Frankreichs, den ich kennen lernte, und es wird für Viele meiner Leser gewiß von Interesse sein, wenn ich zwischen ihm und Diemer, diesen beiden Werkzeugen des Herrn für die lutherische Kirche Frankreichs, eine kurze Parallele ziehe. Sie sind, bis auf den Glauben, in welchem beide vollkommen übereinstimmen, einander ganz unähnlich, im Innern und im Außern. Diemer ist schwerblütig und zum Inselfekehrte sein geneigt, Oster äußerst lebendig und sich mittheilend. Jener deutet an und ist vorsichtig; dieser spricht gerade heraus und schont nicht. Jener läßt, was Verbreitung der Lehre betrifft, es an sich kommen und öfnet nur auf Befragen oder sonstige Veranlassung die Schätze seines Wissens; dieser geht darauf aus, das Evangelium zu verkündigen und führt jedes Gespräch auf diesen Gegenstand. Bei jenem prädominirt das Gefühl, bei diesem ein heller Verstand. Dies bekundet sich auch in ihren Schriften. Diemer's sind voll Leidenschaft,

Oster's voll dialektischer Schärfe; jener hat durch die seinigen mehr zur Erweckung des Rechts- und Mitgeföhls in Bezug auf die Lutheraner in Preußen, dieser mehr zur Berichtigung und Befestigung der Lehre beigetragen*). Und was endlich das Aeußere betrifft, so hat Diemer ein breites, von übersteigender Hitze oft dunkelroth gefärbtes Gesicht, Oster ein blaßes vorspringendes, mit scharfer gebogener Nase. Man kann sich denken, daß ich von Oster, der als Lutheraner mit seiner Gattin in Metz fast isolirt steht, auf das freundschaftlichste empfangen wurde; ich verlebte acht, beinahe in immerwährendem Gespräch mit ihm verbrachte Tage, während welcher er mich auch fast immer auf den Ausgängen begleitete, die ich, um Stadt und Umgegend kennen zu lernen, machte und deren Resultat ich hier mit kurzen Worten wiedergebe.

Die größte Merkwürdigkeit und das schönste Gebäude von Metz ist offenbar die Kathedrale. Sie ist ebenfalls eines jener gothischen halbdurchsichtigen Prachtgebäude, wie man sie nur selten findet. Obzwar nicht mit so hohem herrlichen Thurme geziert als der Straßburger Münster, übertrifft ihr ungeheures Innere das Schiff des letzteren merklich an Höhe, an schönen edlen Verhältnissen und an Größe und Farbenpracht der Fenster. Ich habe nie einen Raum betreten, selbst die Kirchen Italiens nicht ausgenommen, welcher so meinen Blick gefesselt, mein Gemüth so feierlich gestimmt hätte. Ein Pilger mit schneeweißem, bis auf die Brust herabwallendem Barte, einer Kürbisflasche an der Seite, einen Rosenkranz und einen langen Stab in den gefalteten Händen, in einem braunen mit dem Muschelkragen besetzten

*) Die vorzüglichsten Schriften Oster's sind: „La saine doctrine des Saints Sacréments“. „Bruderworte, in sechs Reden“. „La foy catholique“. „Was lehrt das N. T. von der Kirche?“ u. s. w.

Gewande, welcher zitternden Trittes durch die stehenden und Knieenden Gruppen wandelte, paßte ganz in diese Umgebungen, wohingegen ein kolossales in einer Ecke stehendes antikes Porphyrbecken — in der Gegend gefunden — besser in die Bibliothek als in eine christliche Kirche gehören würde. Der Grundplan des Gebäudes ist ein Kreuz, dessen kürzere Arme links und rechts von den Thürmen gebildet werden, so daß die lange von Fern einer ungeheuren Scheune ähnelnde Kirche, gleichsam zwischen sie eingeklemmt ist. Der eine Thurm ist längst vollendet und gewährt von seinem Kranze eine lachende Aussicht über Metz und einen Theil des Moselthales; der andere wird, nach Jahrhunderte langer Pause, erst jetzt zu gleicher Höhe aufgeführt. Wird man dem Münster auch noch den andern Thurm geben? Mich hat es immer gewundert, daß Napoleon es nicht gethan hat. — Entstellend, und mit dem altersschwarzen gothischen Gebäude dissonirend ist das helle griechische Säulenportal der Fassade. Es hat dasselbe sein Dasein einer Krankheit Ludwig XV. zu verdanken, welcher, da er im J. 1744 von Flandern her dem Elsaß gegen die Oesterreicher unter Karl von Lothringen zu Hülfe eilte, in Metz von einem lebensgefährlichen Faulfieber niedergeworfen wurde. Zum Dank für seine Genesung ließ er jenes Portal errichten. Im Ganzen hat, so schön die Metzser Kathedrale ist, der Münster von Straßburg doch den Vorzug.

Eine zweite Sehenswürdigkeit ist das Arsenal. Nicht so waffenreich wie das straßburger, ist es interessanter. Hier liegt u. a. der berühmte, mir schon seit früher Jugend par renommée bekannte Vogel Greif, (von den Franzosen le griffon genannt) jene, vom Ehrenbreitstein entführte Riesenkanone, welche 17 Fuß lang ist und deren Umfang am Knopfe den Vorderrädern einer Kutsche gleichkommt*). Sie hat ihren Namen von

*) Das Rohr eines Vierundzwanzigpfünders ist 11 Fuß lang.

der metallenen Figur eines Greifes, die auf ihrem Rücken angebracht ist, und die beigegefügte Inschrift lautet:

„Simon goß mich 1529. Der Greif heiß ich. Meinem gnädigen Herrn von Drir (Trier) bin ich. Wo er mich heißt gewalden, do wil ich Dorn (Thurm) und Mauer spalten.“

Noch merkwürdiger ist die, erst unter Napoleon gemachte Laffette zu diesem Canon-monstre. Man sieht an ihr hinan wie an einem Gebäude und die andern Kanonen auf ihren Gestellen lassen wie Kinderkanonen dagegen. — Der Gewehrssaal enthält 30000 Flinten und eine verhältnißmäßige Anzahl von Säbeln, Cuirassen, Picken, Pistolen u. s. w., welche, wie gewöhnlich in solchen Sälen, in Form von Pilastern, Kronleuchtern u. s. w. zusammengesetzt sind. Noch eine Anekdote muß ich erzählen. Als nämlich Napoleon einst das Arsenal besuchte, ergriff ein starker Elsasser eine sechspfündige Kanone und präsentierte damit vor dem Kaiser. Dieser, frappirt von einer so außerordentlichen Ehrenbezeugung, stellte dem neuen Simson frei, sich eine Gnade auszubitten. „Sire“, antwortete derselbe „eine doppelte Ration!“ Gewiß war nichts billiger als dieses Verlangen.

Die Bibliothek, welche sich in einem uralten Gebäude befindet, dessen Inneres aber recht geräumig und in neuerer Zeit schön eingerichtet ist, enthält nicht so viel Interessantes als ihre Schwester in Straßburg. Alte Manuscripte, römische Antiquitäten (Altäre, Meilensteine, Statuen, Basreliefs), eine Münzsammlung (worunter auch 1400jährige, noch von den Söhnen Clodewigs geprägte Stücke), ein kolossales Schlachtgemälde (die Schlacht von Hohenlinden, von Choppin) und Louis XVIII. lebensgroß im Krönungsornate, treten für das Auge des flüchtigen Besuchers am meisten hervor. Merkwürdig war mir auch eine jener Urpostillen, welche den Pfarrern zu lesen befohlen waren, mit dem Titel: *Homiliae per anni decursum legendae*, und ein erklärender Index al-

ler in der heiligen Schrift vorkommenden hebräischen und griechischen Namen, von Hieronymus, worin hinter der Apokalypse noch der Brief des Barnabas kommt; ein Beweis, daß Hieronymus diesen Brief für kanonisch gehalten.

Wo jetzt das Bibliotheksgebäude steht — ziemlich auf dem höchsten Punkte der, einen flachgerundeten Hügel bedeckenden Stadt — hat sonst der Palast der austrasischen Könige gestanden, von welchem nur vielleicht noch Bruchstücke übrig sind. Ich erinnerte mich auf diesem klassischen Boden der berühmten Königin Brunehild und ihres schrecklichen Endes, indem sie nämlich, von der fürchterlichen Fredegunde in einer der blutigsten Schlachten, die je gekämpft worden sind, besiegt, zuerst nackt und rückwärts auf ein Kameel gesetzt, drei Tage lang durch das Lager geführt, dann mit den Haaren an den Schweif eines wilden Rosses geknüpft und von diesem zu Tode geschleift ward. Sie liegt zu Autun in einer Seitenkapelle der Kirche des S. Martinsklosters, wo im J. 1462 der Abt des Klosters, Rollin, ihr Grab mit einem gothischen Bogen hat überwölben und folgende Inschrift setzen lassen:

Brunecheul fut jadis royne de France,
Fonderateresse du Saint lieu de céans.
Cy inhumée en six cent quatorze ans
En attendant de dieu vraie indulgence.

Anno 1632 ließ der damalige Abt den steinernen Sarkophag öffnen. Man fand darin eine bleierne Kiste mit Asche, Kohlen, Knochen und einem Spornsterne. Der Pater Daniel, welcher dies berichtet, glaubt, daß dieser Stern von einem der Sporen sei, welche man dem Rosse, um es noch wilder zu machen, an die Seiten geheftet hatte, und daß er vielleicht, losgebrochen und herabgefallen, in das Fleisch der Hin- und Her-Geschleuderten sich eingedrückt habe. Andere meinen, mit mehr Wahrscheinlichkeit, daß dieser Spornstern Brunehilden als

Symbol ihrer tragischen Hinrichtung mit ins Grab gegeben worden sei.

Ich besuchte einst mit Ofter einen Freund des letzteren, welcher ebenfalls in einem alten klosterartigen Gebäude wohnt, als ich in dem ringsumschlossenen engen Hofe über einer steinernen Thür das en relief gearbeitete Bild des Halbmondes mit einem Menschenkopfe in seiner inneren Krümmung bemerkte. Ich wußte, daß dies eins der Zeichen des Templerordens gewesen, den man, mit auf Grund dieses Symbols, und wohl überhaupt nicht mit Unrecht, der geheimen Absicht beschuldigt, den Halbmond statt des Kreuzes, den Mohamedanismus statt des Christenthums haben einführen zu wollen, und äußerte dies gegen meinen Begleiter. Und richtig, dieß Gebäude war das ehemalige Templerhaus von Metz, welches durch jenes merkwürdige, von mir sonst nirgends mehr gefundene Zeichen, noch heute seine frühere Bestimmung verräth.

Doch zurück aus der dunklen Vorzeit, an welche noch so manche alterthümliche Denkmäler in Metz erinnern, zur Gegenwart. Alles war damals in Frankreich bewegt, durch die neuen Wahlen zu der, vom Könige aufgelösten Deputirtenkammer. Man kann sich, wenn man nicht dort war, kaum denken, welches Interesse, vom Höchsten bis zum Niedrigsten in allen Städten, in allen Dörfern, in allen Häusern, die Franzosen daran nahmen, und welche Hebel in Bewegung gesetzt wurden, von der einen Parthei, um ihre constitutionellen, von der andern um ihre republikanischen Candidaten, an welche sich diesmal auch die legitimistischen angeschlossen hatten, zur Wahl zu bringen. Alle Journale beschäftigten sich mit diesem Gegenstande, das Privatleben der Bewerber wurde aufgedeckt, und das Ministerium sowohl als die Opposition ließen ihre Blätter, damit auch die Gegner zum Lesen bewogen und vielleicht gewonnen werden möchten, unentgeltlich und unverlangt den

Leuten zusenden, wovon denn gewöhnlich das die Folge war, daß die Blätter verächtlich bei Seite geworfen wurden. Eins der geistreichsten antiministeriellen Journale, das Charivari, lieferte damals u. a. folgendes witzige Gedicht auf die mit der vorigen Kammer geschiedenen und nicht wiedererwählten Deputirten, wobei man die beißenden Wortspiele mit den Namen nicht umhin kann, wenigstens unterhaltend zu finden:

Complainte sur les trépassés de la chambre.

Oyez, électeurs de France
 Le lamentable destin
 Des ventrus dont le scrutin
 A terminé l'existence.
 Aux élections qu'on fit
 Cinquante sont déconfits.

Pleurons leur perte fatale
 Ils sont tombés tristement,
 Non en blancs, sur le champ
 De bataille électorale,
 Qui n'est en ce tems floueur
 Fichtre pas le champ d'honneur.

En tête Locquet figure,
 Il est tout interloqué
 De voir ainsi disloquer
 Sa pauvre candidature.
 Pourtant on dut colloquer
 A la porte ce Locquet.

Contre Edmond Blanc, ô cabale!
 Tous les siens le laissant choir,
 On passé du Blanc au noir!
 Pourtant l'urne électorale
 Aurait bien dû, c'est certain,
 Mieux traiter le pot de vin.

De sa loi sur le costume
 Pour récompenser Jobard,
 On lui a, sans un retard,
 Fait perdre avec amertume

Le caractère d' élu
Dont il était revêtu.

Je dirai sans autre forme
Qu'ils sont de fameux lapins
Tous ceux qui ont mis Lapins-
onnière à la réforme.
Casé au contre, c'est Joli,
A perdu sa case aussi.

Nous sommes privés de Baude,
De Janet et de Josson
Clogenton Et Lami donc
Contre qui tant l'on clabaude!
Du Roi Lami est l'ami;
Mais hors la chambre on l'a mis.

De cette grande d'ébâcle
Sauveur n'a pu se sauver;
Quoique saint, Marc-Girardin est
Expulsé du tabernacle.
Du Palais-Bourbon Bonpart
Parcequ'il n'est pas bon, part.

On a dégomme Marcombe;
Même le savant Gay-Lussac,
C'est triste, a reçu son sac.
Izaru à son tour succombe
Comme si n'était pas assez,
Défougère est ratissé.

Lejeune, en son printemps même
Se voit mourir avec eux.
Ce qui est le plus facheux
C'est que ce soit en carême
Qu'on ait, o impiété!
Mis Lejeune de côté!

Ils n'auront plus de Chapelle;
Carpentier et Charreyron,
Curmes, Bidault et Aignon
Sont joints à la ribambelle;
Conte est à bas ... Oui c'est clair,
Ce n'est pas un conte en l'air.

Dubois (d'Angers) aussi saute
 Lui qui brave cent dangers
 En quittant Dubois (d'Angers)
 Le pays fait une faute,
 Pour le public intérêt
 On voyoit Dubois brûler.

Lorsqu'on à conté l'affaire :
 „Ils ont abattu Dubois“
 On a dit tout d'une voix :
 „C'est un fagot qu'on veut faire“
 Mais c'était la vérité
 On a vu Dubois flambé.

Pour moi j'ai peine à comprendre
 Cet étrange étonnement,
 A ce résultat vraiment
 On devait, ma foi, s'attendre.
 Car Dubois finit souvent
 Par descendre, c'est constant.

On voit enfin disparaître
 Mayet et de Jouvencel,
 Lavieille et Masmorel
 Surtout Jollivet le traître.
 En n'ayant plus Jollivet
 La chambre est en olivée.

Celui dont le Ministère
 Portera le plus grand deuil
 C'est son Fumeron d'Ardeuil,
 Pour eux ô douleur amère !
 En perdant leur Fumeron
 Les ministres fumeront.

Versons sur des nobles cendres
 Des plus surtout de la chaux.
 C'est un soin prudent qu'il faut
 Pour la santé publique prendre.
 Ils étaient si corrompus
 Qu'ils seront bientôt en pu —

M o r a l e .

tréfaction, ça explique,
 Par un exemple frappant
 Et pour vôtre enseignement,
 Un principe de physique:
 C'est qu' à force de tourner
 On peut quelque fois tomber.

In Metz, welches außer der Besatzung nur 40000 Einwohner enthält und noch gedrängter gebaut ist als Straßburg, bringt die 10000 Mann starke Garnison ein noch weit merklicheres Uniformengewimmel hervor, als in jener Stadt, besonders in der Gegend der großen schönen Caserne Coislin, welche nach einem Bischofe Coislin, unter der Regierung Ludwig XIV., so genannt ist. Aber neu, unsern Begriffen von militairischer Unterordnung widerstreitend, ist die Brüderlichkeit, mit welcher der französische Offizier selbst im Dienste mit dem Gemeinen umgeht. Ich sah einen Capitain, während das Bataillon an mir vorbei marschirte, vertraulich mit der hinter ihm herkommenden Section plaudern. Ein anderer Offizier, den ein „simple soldat“ nach einer Straße fragte, verließ auf einige Augenblicke die Dame, die er am Arme führte, um jenem den Weg zu zeigen. Ich freute mich, zu bemerken, daß auch religiöse Gesinnung unter den Soldaten lebe. Es kamen, während ich bei Oster logirte, mehrmals Gemeine von der Garnison zu ihm, die von ihm belehrt zu sein, oder sich mit ihm über christliche Gegenstände zu unterhalten wünschten. Die meisten jedoch sind freilich sehr weltlichen Sinnes. So antwortete einer, welcher mit mehreren Kameraden auf einem Spaziergange uns überholte und dem, weil er laut genug grade vom Sterben sprach, Oster schnell die Frage zurief: „Est-ce-que vous vouliez mourir?“ — „Oh, il ne faut pas craindre de mourir!“ Und als Oster fortfuhr: „Et après, le jugement? est-ce-que vous-y-avez

déjà réfléchi?“ erwiderte er fort tänzelnd: „Quand on est mort, on est mort.“

Was die Bauart der Stadt betrifft, so habe ich selten eine so labyrinthische Stadt gefunden als Metz. Treppen, Durchgänge, Anstiege, schöne und häßliche Straßen wechseln nach allen Richtungen mit einander ab, und man kann wochenlang dort wohnen und sich doch noch verirren. Eine der belebtesten und unterhaltendsten Parthien sind die Victualien-Hallen, lange geräumige Säle, par terre und im ersten Stock, in welchen man im Quarré herumgehen kann, und in welchen links und rechts die Vorräthe an Wildpret, Geflügel u. s. w. ausgelegt sind oder die Bauerweiber mit ihren Körben voll Eier, Käse, Butter u. s. w. hocken. Eine ähnliche Parthie ist der Gemüsemarkt, wo unter einem weiten vier-eckigen Säulenschuppen, dichtgedrängt, und zahlreich besucht von bürgerlichen und dienenden Einkäuferinnen, die Erzeugnisse der Gärten aufgehäuft sind. Welche Menge von Radieschen, Rapunze, Endivien und junger Blätterfalsat gab es damals schon! —

Die ehemalige Deutschheit von Metz hat noch Spuren in den Namen mancher Straßen zurückgelassen. Da nämlich bei den Franzosen das Wort rue vorangestellt wird, z. B. rue St. Honoré, rue Nötre-Dame u. s. f., bei den Deutschen aber hintenangehängt, z. B. Frauengasse, Martinsgasse u. s. f., so enthalten manche Straßennamen, weil das spätere Volk die deutsche Benennung in seine Sprache übersezte und dann nach seiner Gewohnheit das Wort „Straße“ noch vorsezte, die Bezeichnung „rue“ zweimal, z. B. „Rue Nexirue“. Auch existirt noch eine rue des Allemands in Metz, in welcher man, um die von dieser Seite her aus Deutschland kommenden Reisenden sogleich anzuziehen, deutsche Gasthofsschilder und mit deutschen Fracturbuchstaben geschrieben, deren Orthographie wohl außer Metz nicht wieder gefunden werden möchte; als: „Godfroy, gastge-

ber logiert zu Fuß und zu Pferd.“ „Hier logiert Man zu Pferd und zu Fuß.“ u. s. w.

Herrlich ist die Umgegend, mit ihren Weinbergen, ihren schroffen das Auge oft überraschenden Schluchten, ihren rothgedeckten, bald im Schooße der Thäler ruhenden, bald festungsartig die Gipfel krönenden Dörfern, und der blau dazwischen sich hinschlängelnden Mosel. Nur Waldung fehlt, wie gewöhnlich in französischer Natur, und man muß sich mit Perspective, Beleuchtung und Umrissen begnügen. Es war am 15. März, als ich mit Oster's auch jene Weinberge vor dem Thore von Thionville besuchte, an deren Fuße hin ich einst im Kriege mit meinem Regimente gezogen war, während in Metz die Allarm-Trommel ertönte und von dort abgefeuerte Kanonenkugeln, aber ohne uns Schaden zu thun, über unsre Häupter sausten. Wie friedlich war jetzt die Landschaft gegen damals! Während damals alle diese Gartenhäuser und Gehöfte verwüstet standen und kein Bewohner sich blicken ließ, hütete jetzt eine alte Magd, an der sonnigen Mauer des Landgutes stehend, ruhig eine Heerde Truthühner und in den Weinbergen begannen schon die Winzer zu arbeiten. Ein zweites Frühlingszeichen zeigte sich mir hier. Ein Zug wilder Gänse kam in hoher Luft von Pont a Mousson her mit Geschrei gezogen, schwenkte dann nach Osten, Deutschland zu, wendete sich dann über unsere Häupter hinweg wieder nördlich, England zu.

Sehr malerisch sind auch manche Stadtansichten, besonders von den Moselbrücken und von dem Walle aus. Bei einem Spaziergange auf diesem letzteren, lenkte einst eine Frau von ärmlichem Außern und offenbar niederen Standes unsere Aufmerksamkeit auf sich, welche eine Reihe kleiner armer Kinder mit A. B. C. Büchern am sonnigen Fußsteige sitzen hatte, denen sie Unterricht im Lesen und in der Religion ertheilte.

Am 19. März, Mittags um 12 Uhr begab ich

mich, von Ofter und dessen Gattin begleitet, wieder auf die Place des chambres, um mit einer andern Diligence und auf einem andern Wege zurückzureisen. Gegen Abend kamen wir, unter der Begleitung von Bettelkindern, welche unter unermüdblicher Wiederholung der Worte: „Monsieur! — Monsieur! — donnez moi un sou, pour ach' pain!“ neben dem Wagen hersprangen, in das in höchst malerischem Thale gelegene S. Auld. In der Nacht passirten wir Saargmünd, wo ich der preussischen Gränze näher war, als ich ihr seit meinem Weggange aus Schlesien gewesen. Eben so durchfuhren wir noch während Nacht die Festung Bitsch und das wilde mehrere Stunden lange Bärenthal zwischen Bitsch und Niederbronn, wo ich damals Weyermüller noch nicht kannte. Vormittags hielten wir in Hagenau, wo wir von einem possirlich in eine abgetragene Soldaten-Uniform, mit rothen Hosen und Bonnet de police gekleideten Bettelungen angesprochen wurden, und ich, während der Conducteur mehrere schwere, zu einer Maschine gehörende, Eisenröhren abladen ließ, mir flüchtig die Kirche St. Georg und die Kanzel betrachtete, auf welcher Melancthon einst gepredigt hat. Nachmittags um 2 Uhr puzten, mich beim Absteigen gleich in Empfang nehmend, mir wieder die Decrotteurs auf dem Paradeplatze von Straßburg die Stiefeln.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ausflug ins Steinthal. — Müzig. — Scene aus dem Leben eines Tabakrauchers. — Der katholische Pfarrer. — Schirmeck. — Rothau. — Pfarrer Jundt. — Der Kirchgang nach Neuwiller. — Le pont de charité.

Ich blieb nicht lange in Straßburg. Schon Sonnabend, den 23. März, reiste ich mit der Diligence von S. Die wieder ab, um das durch Oberlin's Namen in der ganzen christlichen Welt bekannte Steinthal zu besuchen. Es liegt westlich von Straßburg, hinter dem Dillienberge und Hochfelde, wird aber, da man nicht über jene Bergketten fahren kann, auf einem Umwege erreicht, indem man zuerst halbwegs nach dem 10 Stunden entfernten Schirmeck, wo das Thal der Breusch die Vogesenkette spaltet, und dann hinter den genannten Bergen — welche auf diese Art umgangen werden — hinweg nach dem Steinthal reist, welches dann jenseits noch von einer dritten Kette begrenzt wird.

Der Weg dorthin ist sehr abwechselnd. Anfangs führt eine schöne breite Chaussee, an beiden Rändern mit riesenhaften Nußbäumen besetzt, über ebenes Feld. Immer näher rücken die dunkelblauen Gebirge, unter denen besonders der Dillienberg mit der scharf in den freien Aether sich abzeichnenden Ruine Landsberg an seinem linken Ende und die hohen Spitzen hinter Schirmeck sich schön präsentiren, und immer kleiner wird beim Rückblicke die Spitzsäule des Münsters. So geht es bis zum Städtchen Müzig, wo wir einmal einkehrten, und ich,

da es in Frankreich noch strenger als in Deutschland verboten ist, in den Dilligencen zu rauchen, die Viertelstunde Freiheit benutzen wollte, um einige Züge aus meiner Pfeife zu thun. Aber ich hatte hierbei Mißgeschick über Mißgeschick. Erstens fand es sich bei Untersuchung des Beutels, daß mein Vorrath an Kraut erschöpft war, und ich mußte mir daher in einem ziemlich entfernten Laden Tabak holen. Dann hatte der Wirth kein Feuer; dann wollte, als ich mit Hülfe der 3 S — Stahl, Stein und Schwamm, deren erstes Paar einer meiner Begleiter, ein Franzose aus S. Dié, mit sich führte — mir Feuer zu verschaffen suchte, der harte Schwamm nicht fangen, und als er endlich in Gluth war und nun auf den Tabak wirken sollte, gings fort. Doch bot man mir an, im Wagen zu rauchen, und da der Franzose keinen Schwamm hatte, so gab ich ihm, zum Danke für seine Gefälligkeit, ein Stück von dem meinigen. Er wollte ihn anfangs nicht annehmen; er habe, sagte er, dessen genug zu Hause und unterwegs rauche er nicht. „So können Sie doch“ entgegnete ich „vielleicht Andern damit dienen, so wie Sie mir mit Ihrem Briquet gedient haben“, und er nahm ihn. Bald nachher griff ich in meine Westentasche, um von neuem anzuzünden; siehe, da war mein Schwamm weg! Wahrscheinlich hatte ich ihn zugleich mit andern Sachen herausgezogen und verloren. Wie gut war es nun, daß ich Jenem ein Stück aufgedrungen hatte. Nun konnte er mir selber damit dienen.

Hinter Muzig begannen die Gebirge. Ein junger katholischer Pfarrer, von sanftem gefälligen Wesen, in seiner schwarzen Soutane mit dem schwarzen Gurt um den Leib und dem dreieckigen niedrigen Hute, nannte mir, als wir u. a. aus einem Thale heraus in ein weites amphitheatralisches Becken kamen, alle die Berge und interessanten Punkte, die sich hier ringsum dem Auge zeigten. „Dort jene hohen konischen Spizen vor uns sind die hohe Tonne und die kleine Tonne, an deren

Fuße Framont mit seinen Eisenwerken liegt. Dort jener Rücken rechts ist der Schneeberg; dort liegt Gründelbruch; dort ist der Berg mit dem Wasserfalle; dort Haslach, der berühmte Wallfahrtsort, dort der große Steinbruch u. s. w.“ So orientirte er mich bis wir in dem Dorfe Urmatt, am jenseitigen Ende des Thalbeckens, vor seinem Pfarrhause hielten und er sich empfahl.

Wild und malerisch liegt Schirmeck. Die Gegend erinnert an Wartha, wenn man von Frankenstein her sich nähert. Den Winkel des Thales füllt die Stadt mit ihrem schlanken spitzigen Thurme und mehreren stattlichen Fabrikgebäuden. Von ihr her, im breiten steinigen Bette, kommt die Breusch gerauscht, in deren klaren Wässern ein langer Steg, am Eingange des Ortes, sich spiegelt. Am Ende der linken Thalseite, hart über der Stadt, ragt auf schroffer Felsenecke die uralte gespaltene Ruine Schirmeck, und aus dem Hintergrunde blickten, noch mit Schnee bedeckt, die Spizen der beiden Tonneaus herüber, während ein helles Abendroth unter dunklem scharfabgeschnittenem Gewölke, die stille, noch winterkühle Landschaft melancholisch-freundlich beleuchtete.

Ich verließ in Schirmeck den Wagen, und wendete mich nun zu Fuß, um jene burggekrönte Felsenstirn herum, ins Thal hinein. Schon begann es Abend zu werden, und ganze Schaaren von Fabrikmädchen, von der Arbeit heimkehrend, begegneten mir. Aber sie waren nicht so zum Grüßen gewöhnt, als unsre schlesische Gebirgsjugend. Nur wenn ich grüßte, dankte mir die eine und die andere mit einem „bon soir!“ In einem halben Stündchen hatte ich Rothau, am Anfange des Steinthals gelegen und das Ziel meines heutigen Tages, erreicht. Obgleich nur ein Dorf, paradirt es doch mit Fabrikgebäuden erster Größe, deren lange, 4 bis 5 Mal übereinander wiederholte Fensterreihen, erleuchtet wie sie waren, in der wilden, schon von Dunkelheit umflorten Gegend, einen feenhaften, an Zauberschlöffer erinnernden Anblick gewährten.

Bergebens fragte ich im Orte nach der Wohnung des „Pasteur Jundt“, bei welchem ich zu logiren gedachte. Kein Kind, kein Erwachsener verstand mich, bis ich endlich, mich des gebräuchlichen Ausdrucks bedienend, nach dem „Mrs. le Ministre“ fragte, worauf mich sogleich ein gefälliger Knabe zu einem schönen massiven Hause in der Nähe geleitete. Ich trat hier in eine liebenswürdige Familie, bestehend aus dem noch jungen Pfarrer, seiner Frau — einer Nichte Herrn Kaufmanns Keck — seinen beiden Schwestern Sophie und Louise und seinem schon siebenzigjährigen, aber noch fast blühend aussehendem Vater, einem in allen Welttheilen gewesenen Seemann. Ich ward aufs freundschaftlichste aufgenommen, nahm noch Theil am Abendtische, bei welchem der Pfarrer das Gebet französisch sprach, und der Rest des Tages war unter Gesprächen bald entschwunden.

Den andern Morgen — Sonntags — bereitete sich Alles zum Kirchgange nach Neuwiller, einem Filialdorfe Herrn Jundts, wo er heute predigte, vor. Ehe aber dies geschah, hielt Herr Jundt in der Rothauer Kirche einen Morgengottesdienst in französischer Sprache, dem ich beizwohnte; dann setzte sich der Zug, welcher aus den Obengenannten, mit Ausnahme des zu Roß nachfolgenden Pfarrers bestand, in Bewegung. Neuwiller liegt hoch im Hintergrunde einer wilden, sich nach Osten erstreckenden Seitenschlucht des Hauptthales, deren steile, nur dünn mit Fichten besetzte Wiesenlehnen unten in einen engen, von der Rothaine durchschossenen Spalt zusammenlaufen. Unser Fußpfad zog sich, in ziemlicher Höhe, an der rechten Seite der Thalwand hin, von deren oberen Regionen, über unsern Weg hinweg, so wie auch von der entgegengesetzten Lehne, zahllose, vom schmelzenden Schnee genährte Bächlein mit munterem Geplätscher der Rothaine in der Tiefe zu unserer Linken zueilten. Drehte man sich um, siehe, da standen in naher Größe die beiden schönen, noch mit blendendem Schnee bedeckten Ke-

gelspigen der Tonneau's, und unten im Grunde blickte noch ein Theil von Rothau mit freundlichen Dächern hervor. Und dabei war der Aether so blau, der Morgen so sonnig, als wenn heute erst der Frühling beginne, und diese wilde, romantische Natur, welche fast den Charakter der hohen inneren Thäler der Sudeten hat, war festlich belebt durch die bunten Gruppen, der sowohl auf unsrem Pfade, als auch links unten, hart am jenseitigen Rande der Rothaine ziehenden Kirchgänger. Dort unten kam auch nach einiger Zeit der Pfarrer, klein wie ein Pygmäe, auf dem von den Neuwiller Bauern zur Abholung ihm gesendeten Rosse getrabt. Wir erkannten uns gegenseitig und nickten uns zu. Ich dachte mir Oberlin dabei, wie er auch so in seinem weitläufigen Kirchspiele patriarchalisch umher geritten sei.

Endlich, bei der Wendung um eine Ecke, zeigte sich Neuwiller, an der rechten Seite des Thales, d. h. derjenigen, an welcher wir gingen, mit steinernen, sehr französisch aussehenden Gebäuden, welche von dem schwärzlichen Aftgeäder kahler Obstbäume halb verschleiert waren, und mit einem recht netten Kirchlein gleichsam hängend. Aber hier war das Jahr noch 2 bis 3 Wochen zurück. Wir schritten über einzelne Flecke morschen Schnees, und noch größere Flecken lagen an den kahlen, moorigen Hinterwänden des Thales, an welchen die Rothaine ihren Ursprung nimmt, und deren Rücken schon zum Kamme des Hochfeldes gehört. In der Wohnung des alten Schullehrers fanden wir uns mit dem Pastor, den Kirchvorstehern und anderen Honoratioren der Pfarochie zusammen. Die Lieder wurden hier gegeben und Amtliches besprochen, während vor den geöffneten Pforten der Kirche schon ein dichter Haufen von Landleuten versammelt stand. Erst als die hellen Glocken schwiegen, begab sich Alles ins Innere, und alle Bänke wurden gefüllt. Die Predigt war glaubensrichtig und erbaulich, und so einfach und natürlich, daß gewiß jeder

ohne Mühe sie faßte; aber auch französisch, was, bei der, im Ganzen noch deutschen ländlichen Tracht der Versammlung, einen seltsamen Eindruck auf mich machte. Ich merkte, daß ich mir das Steinthal und Oberlin's Namen, Predigen, Wirken, Gemeinde, aus einem deutschen Bilde in ein französisches verwandeln müsse.

Gegen Mittag war der Gottesdienst beendigt. Der Pastor, so wie ihm die Bauern, wenn er in Neuwiller predigt, der Reihe nach das Pferd schicken, speiset auch der Reihe nach am Predigt-Sonntage bei den Bauern, und blieb also noch im Dorfe. Wir andern gingen, nachdem wir die Rothaine überschritten, auf der andern Seite des Baches zurück, um unser Mittagsmahl in Rothau einzunehmen. Der Tag war jedoch zu einladend, um ihn im Zimmer zuzubringen. Wir besuchten nach Tische den netten Garten, auf dessen Rabatten zu beiden Seiten der reinen Sandgänge schon Primeln, Tausend-schön und Leberblümchen blühten und Páonien und Kaiserkronen ihre braunrothen und hellgrünen Blätterspitzen aus dem Erdreiche hervorstießen, während in einer andern, mit Obstbäumen besetzten Abtheilung desselben, schon ein neugrüner Rasenteppich das Auge erfreute. Dann machten wir einen Spaziergang tiefer ins Steinthal hinein — in der Richtung fort, in welcher ich gestern gekommen war — und hier erblickte ich das erste Denkmal der Oberlin'schen Energie, nämlich eine recht hübsche gewölbte Steinbrücke über die Breusch, welche der thätige Mann in Gemeinschaft mit seiner, von ihm dazu angelegten Gemeinde, zum Theil mit eigenen Händen, gebaut, und, weil sie von seinen Kirchkindern unentgeltlich aufgeführt ward, Pont de charité (Liebesgabenbrücke) genannt worden ist. Als wir nach einem Umwege über einen Berg, von welchem wir einen äußerst pittoresken Hinabblick auf das senkrecht unter uns liegende Rothau mit seinen stattlichen Gebäuden, seinen Gärten und seinem Welher gehabt hatten, in 18 Dorf wieder eintra-

ten, kam man uns mit der frohen Nachricht entgegen, daß Herr Friedrich Legrand — aus Fouday — so eben angelangt sei und unsrer im Pfarrhause warte. So lernte ich denn schon hier einen der beiden Männer kennen, deren Ruf, nebst Oberlin's Namen mich vorzüglich zur Reise ins Steinthal bewogen hatte. Ich ward, da ich es ablehnte, schon heute mit ihm nach Fouday zu fahren, auf morgen zu ihm eingeladen.

Bierundzwanzigstes Kapitel.

Fouday. — Oberlin's Grab. — Waldbach. — Pfar-
rer Kauscher und seine Frau. — Oberlin's Studirzimmer.
— Beiträge zu Oberlin's Charakteristik. — Eine Pre-
digt Oberlin's. — Das Steinthal und die Fabriken. —
Daniel Legrand und Friedrich Legrand. — Patois. —
Bergverklärung. — Froschfänger. — „Nous voila
arrivés!“

Der Himmel war mit einer grauen regendrohenden Wol-
fendecke überzogen, als ich mich den andern Vormittag,
von Fundt ein Stück begleitet, nach Fouday begab. Links
von der Straße, mir entgegen, floss rauschend und schäu-
mend die Breusch, und zu beiden Seiten erhoben sich
kahle, mit Binsen, Ginster und Gras bewachsene und
mit zahllosen Steinen übersäete Lehnen, von denen hier
und da ein Bächlein zwischen sumpfigen Rändern rieselte.
Nur im Hintergrunde einiger Buchten zeigte sich Fich-
tenwald. Aber man denke nicht, daß das Steinthal von
dieser Steinigkeit seinen Namen habe. Nein, es hat
ihn von dem alten, hinter Waldbach gelegenen „Chateau
de la Roche“, auf welchem einst die Herren dieser Ge-
gend hausten. Es wird auch das Thal an Ort und
Stelle selten „Steinthal“, sondern „Ban de la Roche“
genannt, und müßte eigentlich übersetzt werden: „Felsen-
burg-Gau“. In einer andern Gegend des Gebirges,
tiefer nach Frankreich hinein, liegt noch ein anderes altes
Schloß, Salm, und soll es einen ungeheuren, 2000
Fuß hohen Felsen geben, le chat pendu genannt; ich aber
habe, außer einer unbedeutenden Steinwand am Wege

von Neuwiller nach Rothau, mit meinen Augen keinen Felsen im Steinthale gesehen. Dies für Solche, die etwa, wie früher ich, sich das Steinthal als ein wildes Felsen-
thal vorgestellt haben. Es hat eher einen wüsten, trau-
rigen, als einen wilden, pittoresken Charakter.

Als ich um eine Ecke trat, lag Fouday, mit
seinem steinernen Kirchlein, am Fuße eines, den Hinter-
grund sperrenden, Höhenzuges vor mir, und links und
rechts öffneten sich zwei Thäler. Ein Char à banc be-
gegnete mir, als ich ans Dorf kam. Er war von Herrn
Friedrich Legrand, den meine verzögerte Ankunft auf den
Gedanken gebracht, ich warte in Rothau auf einen Wa-
gen, abgesandt worden um mich zu holen, und kehrte nun,
mir zum Wegweiser dienend, um. Doch nicht zu Herrn
Friedrich Legrand, sondern zu seinem älteren Bruder
Daniel ward ich geführt, und von diesem, nach herz-
lichem Empfange, sogleich in ein niedliches, mich schon
erwartendes, Stübchen, mit allen Bequemlichkeiten, sogar
mit Büchern versehen, einlogirt.

So war ich denn im Mittelpunkte dieses berühmten
Steinthals, von welchem ich in früheren Jahren so viel
gelesen hatte. Hier, in dem Hause, in welchem ich
mich befand, war Oberlin fast heimisch gewesen, in der
Kirche von Fouday — eins seiner Filialdörfer — hatte
er unzählige Male gepredigt, hier liegt er auch begraben;
und da der Regen loszubrechen drohte, so begab ich mich
gleich nach dem Mittagessen auf den kleinen, die Kirche
eng umschließenden und mit einer Mauer eingefassten
Friedhof, um die Ruhestätte des berühmtesten aller evan-
gelischen Pfarrer neuerer Zeit zu besuchen. Oberlin's
Leichenstein liegt in der Mitte dreier ähnlichen Steine,
von denen der eine die irdischen Ueberreste Louise Schep-
pler's *), wie die Ueberschrift sagt: „Fidèle servante et

*) Diese Louise Scheppler, ein Bauermädchen aus Oberlin's
Gemeinde, die ihm nach dem Tode seiner Frau die Wirthschaft

collaboratrice de Papa Oberlin“, der andere seinen Sohn „Henri Geofroi Oberlin, né 1778, † 1817“, der dritte den Vater der beiden Herrn Legrand, in seinem Leben der intimste Freund des großen Verstorbenen, decket. Auf der schräganlaufenden, röthlichen Fläche ist oben Oberlin's Portrait en médaillon gearbeitet, darunter die Inschrift: „Ici reposent les dépouilles mortelles de Jean Frédéric Oberlin, Pasteur de la Paroisse de Waldbach, né le 31. Août 1740, décédé le 1. Juin 1826. Il fut pendant 59 ans le père du Ban de la Roche“. Dicht hinter dem Steine, am Kopfsende, steht ein durchbrochenes Kreuz, in dessen Querstreifen die Worte: „Papa Oberlin“ angebracht sind.

Schon fing es an zu tröpfeln, und ich erhob mich von dem Steine, auf welchem ich, in Betrachtungen vertieft, gesessen hatte, um nach dem eine Stunde entfernten Waldbach, dem eigentlichen Wohnorte Oberlin's und jetzt Sitz seines Nachfolgers und Schwiegersohnes, Pfarrers Rauscher, zu eilen, als mich ein junger, fashionable gekleideter Mann, von blühender Gesichtsfarbe, antrat, und mir, in fremd-accentuirtem Deutsch, und mit einer Zutraulichkeit, als hätten wir einander schon gesehen, verschiedene Erläuterungen gab, und, da ich ihm sagte, daß ich nach Waldbach wolle und den Weg nicht wisse, sich erbot, mich ein Stück zu geleiten. Erst als wir nun zusammen gingen, erfuhr ich, er sei Albert Legrand, der Sohn Herrn Friedrich's Legrand, und habe von meiner Anwesenheit gewußt.

Waldbach liegt in dem Thale, welches, wenn man von Rothau kommt, sich links von Fouday zeigt und mit dem Thale von Neuwiller parallel läuft, und da mich mein freundlicher Gesellschafter erst verließ, als

führte und Mutterstelle bei seinen Kindern vertrat, war die Erfinderin der jetzt so allgemein verbreiteten Kleinkinderbewahranstalten. — Oberlin's Frau liegt in Waldbach begraben.

ich nicht mehr fehlen konnte, und ich, wegen des immer stärker fallenden Regens, flüchtige Füße nahm, so hatte ich bald den roh-steinernen, schmutzigen, einem Haufen schwarzer savoyischer Alpenhütten gleichenden Weiler Troughy, bald auch Waldbach am Ende des, von der Girgoutte durchheilten Thales erreicht. Es liegt an einer mächtigen, zum Theil mit Wald bewachsenen Lehne; über ihm, in beträchtlicher Höhe und ganz kahl, Belmont, hinter welchem dann noch moorige, an die Seiten des Arkonosch und des Brunnenberges erinnernde Wiesenwände emporsteigen, über welche man auf den Rücken des hohen, 3600 Fuß über die Meeresfläche erhabene Champ du feu gelangt, und ist größer und stattlicher als Troughy, hat auch viel Obstbäume in seiner näheren Umgebung; aber doch gewährt es mit seinen steinernen, eng aneinander gerückten Hütten einen unländlichen Anblick im Vergleich mit unseren freundlichen, buntgemalten und mit zierlichen Spallergärtchen geschmückten Gebirgsdörfern. Wie rannte, in getheilten Armen, mir das gelbe Lehmwasser entgegen, als ich den steilen zerrissenen Dorfweg hinanstieg, während links und rechts in den Häusern, zu deren hochangebrachten Eingängen steinerne, an die Mauer gelegte Treppen führen, Weiber- und Kinderköpfe an den Fenster neugierig auf den fremden Wanderer mit dem schwarzen Regenschirm blickten. Jetzt hatte ich das Pfarrhaus erreicht, und trat auf den Flur, und von diesem in ein kleines unmodisch meublirtes Stübchen zur Linken, in welchem eine 45—50jährige Dame, von schlankem, angenehmen Wuchse, und einfach gekleidet, am Fenster saß und arbeitete. Soll ich erst sagen, daß ich Oberlin's Tochter, Friederike, vor mir hatte? — Ich nannte ihr, nach der ersten Begrüßung, offen mein Interesse für ihren Vater und den Wunsch, seine Angehörigen und das Haus, in welchem er gewohnt habe, zu sehen, als den Grund meines Kommens, worauf sie mir entgegnete, daß wohl die Entfer-

nung manchen Ruf vergrößere, sich aber ohne Ziererei, und doch mit einer Art, die alles Auffallende eines so schnellen Eingehens auf meinen Wunsch gewandt besichtigte, erbot, mich in ihres Vaters Studirzimmer zu führen. Bevor aber dies geschah, erschien ihr, eben mit dem Confirmanden-Unterrichte beschäftigter Ehegatte, ein bejahrter, kaum mittelgroßer Mann, in dessen Aeufferem Freundlichkeit und Würde mit einander verschmolzen waren, um mich wenigstens zu bewillkommen. Nach seiner Wiederentfernung geleitete sie mich die Treppe hinauf, und trat mit mir in ein geräumiges, sowohl altväterisch als sonderlingisch ausgestattetes Zimmer. Meine Augen faßten nicht sogleich alles was da zu sehen war. Die verschiedenartigsten Gegenstände, Bücher-Repositoryen, Meublen aus dem vorigen Jahrhundert, Naturaliensammlungen, großgeschriebene Bibelsprüche, Todtenköpfe mit gall'scher Eintheilung, Hohlspiegel, verwelkte Blumensträußer, Bilder, ein eingerahmter Kreis großer bunter Glaslinsen u. s. w. umgaben mich; ich schien mir in der Wohnung eines Adepten zu sein. Und dies Alles ward mir erklärt, dies Alles, mit lebendiger, die Aufmerksamkeit aufs Innigste fesselnder Redegabe, in Beziehung mit Dberlin's und seiner Familie Leben gebracht. Ueber eine Stunde lang, die mir aber wie einige Augenblicke verging, unterhielt mich die verständige, charaktervolle, noch von seltenem Feuer belebte Frau, die mir doch zuletzt das Anziehendste und Interessanteste von Allem war, und die, indem ich von ihr auf ihren Vater schloß, meine Achtung gegen letzteren noch steigerte. Es würde zu weit führen, wollte ich den Inhalt des ganzen Gespräches hier wiedergeben. Nur das will ich erwähnen, daß jener Kreis bunter Glaslinsen dazu gedient hat, um den Charakter eines Menschen zu erkennen. Dberlin soll nämlich jeden Fremden, der ihn besuchte, vor diesen Kreis geführt ihn gefragt haben, welche Farbe ihm die liebste sei? und aus der Wahl den Charakter erkannt haben. Auch seine Toch-

ter schien das Geheimniß zu besitzen. Sie fragte auch mich, und ich zeigte auf das Himmelblau. Aber sie sagte mir hierauf ihre Gedanken nicht. Kein gutes Zeichen.

Zum Schlusse bat ich sie um ein Stück von ihres Vaters Handschrift, und sie gewährte mir nicht nur diese Bitte, sondern gab mir auch mehrere gedruckte, mit schwarzem Rande eingefasste Spruchzettel, dergleichen Oberlin öfters an seine Gemeindeglieder vertheilt und von denen er die gleichlautenden in umgewandte und von ihm mit dem Anfange des darin enthaltenen Spruches etiquettirte Couverts empfangener Briefe steckte, indem es einer seiner Grundsätze war, nichts unbenutzt zu lassen, selbst nicht ein Brief-Couvert. Der Zettel den ich noch besitze — denn mit den andern habe ich Freunden Geschenke gemacht — enthält den Spruch: „Le Seigneur Jésus Christ viendra pour être glorifié dans ses Saints, et pour se rendre admirable dans tous ceux qui lui auront obéi. 2 Thessaloniens“.

Ich kehrte, in immerwährendem Gießen nach Foudan zurück, verlebte den Abend in Herrn Friedrich Legrand's Hause, hatte die Freude, den andern Mittag Pfarrer Kauscher, der ein eben so würdiger Nachfolger Oberlin's ist, als Stuber ein würdiger Vorgänger war, an Herr Daniel Legrand's Tische nochmals zu sehen, und fuhr nach eigenommenem Kaffee mit meines gütigen Wirthes Equipage und von Albert Legrand bis Rothau, wo ich mit ihm noch ein Stündchen bei Jundt verlebte, begleitet, wieder nach Schirmeck, um von dort, Nachts um 1 Uhr, mit der Diligence nach Straßburg zurückzukehren. — Ehe ich jedoch vom Ban de la Roche Abschied nehme, will ich noch einiges, aus verschiedenen, aber zuverlässigen Quellen über Oberlin und das Steinthal Gehörte mittheilen.

Daß Oberlin einer der gewaltigsten Menschen gewesen, ein Mensch, der, wenn er in den Zeiten des Al-

terthums gelebt hätte, unter die Halbgötter versetzt worden wäre, darin wurde ich durch das, was ich an dem Schauplatze seines Wirkens über ihn hörte, immer mehr bestärkt. Seine Thätigkeit, seine Amtstreue, seine Frömmigkeit, seine Uneigennützigkeit, sein außerordentlicher Muth, seine unbeugsame Willensfestigkeit, seine Weisheit in den schwierigsten Lagen, sind durch viele über ihn erschienene Schriften bekannt; aber auch seine Persönlichkeit soll ausgezeichnet gewesen sein und etwas äußerst Ehrfurchtgebietendes und doch zugleich Anziehendes gehabt haben. Er war ein Reiter kühn und verwegen wie Ziegen, aus jeder seiner Bewegungen leuchtete Adel und Anstand, und seine großen freischauenden Augen sollen bis ins höchste Alter etwas Strahlendes, jeden Schuldbewussten Vernichtendes gehabt haben. Wer seine Lebensgeschichte gelesen, wird sich erinnern, daß einst sein bloßes Erscheinen eine Rottte Bösewichter, die ihm auflauerten und ihn zu mißhandeln beschlossen hatten, völlig lähmte, und er hatte es gewußt daß sie ihm auflauerten und war ihnen absichtlich entgegen geritten. Eben so hat er den wilden Republikanern aus dem Innern Frankreichs zur Zeit der Revolution imponirt. Sie haben nie eine Unziemlichkeit gegen ihn zu begehen gewagt. Sie glichen den Löwen und Tigern gegenüber dem Blicke von Aaken's oder van Ambourg's. Vor keiner Schwierigkeit, vor keiner Gefahr erschrak er, und wer bei den nützlichen, aber freilich egoistischen Interesse öfters verlegenden oder gegen alte Vorurtheile streitenden Verbesserungen die er unternahm, durch Widerstand, oder gar Drohungen ihn einzuschüchtern, müde zu machen, zu hindern glaubte, der hatte ihn schlecht gekannt. Im Gegentheil, erst dann entfaltet sich seine unbefiegbare Geistes- und Willens-Kraft; je mächtiger die Feinde waren, desto muthiger wurde er, und Alles, was er einmal begonnen, ward durchgeführt, so daß man endlich gar erst nicht mehr versuchte, sich seinem Wollen, das sich überdem später immer als wohl-

thätig erwies, entgegen zu setzen. Welche Tyrannei hätte er über seine Gemeinde ausüben können, wenn er nicht nach dem Spruche 1. Petri 5, V. 3 hätte handeln wollen!

Will man wissen, wie Oberlin nach Waldbach gekommen ist? — Sein Vorgänger im Amte, der alte, würdige Pfarrer Stuber, dem ein gutes Theil des Verdienstes um die Verbesserung des Steinthals und seiner Bewohner gebührt, suchte einen Vicar. Da er nun auch von Oberlin gehört hatte und diesen in Straßburg aufsuchte, sah er, daß der arme Candidat in Ermangelung anderen Stoffes sich papierene Vorhänge um sein Bett gemacht hatte. „Das ist der Mann, den ich brauche!“ rief Stuber, welcher aus langer Erfahrung wußte, daß ein Pfarrer von Waldbach sich zu behelfen lernen müsse, und wählte jenen zu seinem Gehilfen.

Das Waldbacher Kirchspiel besteht, außer dem Hauptorte, aus den, zum Theil im Thale der Girgoutte, zum Theil auf dem Gebirge zerstreuten Filialkirchdörfern Fouday, Belmont, Belfosse und Zollbach, und einigen Weilern, zu denen auch Troughy gehört. Alle diese Ortschaften besuchte Oberlin fleißig, und hielt auch in seinem Wohnorte wöhentlich 3 Mal Erbauungen mit den Erwachsenen, wobei er, wenn etwa die von der Tagesarbeit Ermüdeten schläfrig wurden, sogleich seine Schnupftabacksdose herumwandern ließ. Fast immer hatte er Pensionaire — Söhne reicher elssasser Bauern — welche vorzüglich der Erlernung der französischen Sprache wegen zu ihm gethan wurden — in seinem Hause. Da nun einst einer dieser Knaben, verwundert über die einfache Einrichtung und Lebensweise Oberlins, mit einer Art Stolz auf seine Heimath geäußert: „Da lebt unser Pastor anders!“ so nahm ihn Oberlin vor und fragte ihn: Wie viel Röcke denn der Pastor seines Ortes anziehe? „Einen“ war die Antwort. „Nun, so mache ich es auch“ versetzte Oberlin, „und wie lange ist er denn?“ „Bis

er satt ist.“ „Nun grade so mache ich es auch.“ Der Knabe schwieg hierauf. Es war dies die beste Art gewesen, ihm das Ueberflüssige eines glänzenden Haushaltes ins Licht zu stellen. — Wenn Oberlin aus seinem Studirzimmer zu Tische heruntergekommen, hat er allemal die Bibel unterm Arm gehabt, hat sie neben sich gelegt, ein Kapitel vorgelesen, und dann das Tischgespräch über den Inhalt geführt. Wer an seinem Tische aß, mußte, selbst wenn es Gäste waren, reinen Teller machen, oder er lief Gefahr gefragt zu werden: warum er sich mehr habe vorlegen lassen, als er genießen könne? Da man dies wußte, so geschah es zuweilen, daß man heimlich Reste in Aermel und Taschen gleiten ließ. Es scheint jene Art von Tisch-Reglement sonderbar, hing aber aufs Strengste zusammen mit Oberlin's Individualität. Denn Oberlin war in Nichts flüchtig, nachlassend, halb; er war auch in Kleinigkeiten vollständig, sorgfältig, ganz. Er war gleichsam ein schönes, vollkommen ausgeprägtes Siegel, in welchem kein Eckchen, keine Vertiefung undeutlich oder mangelhaft geblieben war. Eine andere Folge dieser Vollkommenheit — wenn überhaupt dies Wort von einem Menschen gebraucht werden darf — war die seltne Klarheit und Gleichmäßigkeit seiner Handschrift. Die letzte Zeile ist grade noch so geschrieben wie die erste, kein Buchstabe ist unausgeführt, kein Wort abbrevirt, und alle Zeilen sind wie nach der Schnur gezogen. Er hat oft, in Bezug hierauf geäußert: Ein jeder Buchstabe müsse eben so gut seine Ehre haben, als jedes Wort, und jedes Wort eben so gut als jeder Brief, jede Predigt u. s. f. Wie recht hat er! besteht nicht aus Theilen das Ganze? und ist nicht, wenn man den Theil vernachlässigt, der erste Schritt zum Verfall des Ganzen gethan? Einem Präfecten (Landrath) der ihm einst einen undeutlichen Brief geschrieben, schickte er zugleich mit der Antwort ein großes und ein kleines geschriebenes Alphabet. Das mögen diejenigen beherzigen, welche einen

Ruhm darin suchen, eine recht unleserliche Klaue, namentlich bei ihrem Namenszuge, zu schreiben.

Fragt man nach dem Glauben Oberlin's, so muß ich, nach allem, was ich darüber gehört habe, antworten, daß er zwar in den Hauptpunkten mit den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche übereinstimmte, aber nicht frei von eigenem Zusatz war, und es ist kaum zweifelhaft, daß manche seiner Ansichten, (z. B. von dem Wiederkommen Verstorbener und ihrem fortgesetzten Umgange mit den Lebenden) in das Glaubensbekenntniß aufgenommen, zu Schwärmereien führen würden. Man kann aber Oberlin nicht gut mit andern Geistlichen vergleichen. Er steht in eigener, origineller Größe da. Als Prediger, als Seelsorger kann er von Manchem erreicht werden, aber die harmonische Vereinigung so verschiedener Gaben, die Trefflichkeit von allen Seiten, giebt ihm das Uebergewicht. Er war ein eben so ausgezeichnete Erzieher, Arzt, Gelehrter, Menschenfreund, Gesellschafter und Landwirth*). Er würde, wenn Gott ihn auf einen solchen Platz gestellt hätte, ein eben so berühmter Feldherr, Regent, Staatsmann, Koloniengründer, Naturforscher u. s. w. geworden sein, als er ein berühmter Pfarrer geworden ist. Er war ein ganzer Mann. Seiner Gemeinde aber, indem er alle seine Gaben für sie verwendete, erschien er im Lichte eines Vaters, ihr war er der

„Papa Oberlin.“

Seine Predigten, obgleich er alle aufgeschrieben, sind wenig unter das größere Publicum verbreitet worden, und ich hoffe daher einem Wunsche meiner Leser entgegenzu-

*) Er ließ einer der ersten in Europa Kartoffeln aus Amerika kommen und führte sie im Steinthal ein. Im Jahre 1817, als eine große Hungersnoth drohte, führte er seine Kirch Kinder in Wäldern und Fluren umher, und lehrte sie die Wurzeln kennen, die sie im Nothfall essen könnten.

Kommen, indem ich eine, wörtlich und vollständig von seiner Handschrift copirte, hier mittheile, wobei ich aber bemerken muß, daß er sie, wie alle seine Vorträge, erst auf der Kanzel recht ausgeführt, zuweilen auch seine Predigten, im Vergleich mit dem Concepte, verändert hat. Doch kann man seinen Gedankengang und seine religiöse Farbe daraus sehen.

1809. 3 15 Aout.

Fête Napoléon.

οσ βυδαλε ωμεβ*).

La Providence.

Matth. X, 29. 30. „Ne vend-on pas deux Passeraux pour un Sou, et cependant aucun d'eux ne tombe à Terre sans la Volonté de Votre Père Céleste. Et les Cheveux-même de Votre Tête sont comptés.“

Chers Amis! S'il-y-a une Vérité assurée au Monde c'est certes celle, qui nous est confirmé dans notre Texte, savoir que les plus petites circonstances, et les Evénements, qui nous semblent de la moindre Importance sont dirigés par une Providence tout-puissante et tout-présente et tout-sage, aux Yeux de laquelle rien n'est trop petit.

Et cependant il arrive continuellement, surtout dans ces Temps de guerres toujours renouvelées (malgré la Modération et la Générosité dont notre Empereur Napoléon en a usé envers ses Ennemis vaincus) on est mécontent, on murmure, on craint, on se livre à des Soucis inquiétants, inutiles et criminels.

*) Das Planetzeichen bedeutet wahrscheinlich: Freitag; das Griechische kann ich mir nicht erklären.

Je dis : inutiles et criminels : car tous les Soucis le sont, qui ne vont pas à la seule Chose nécessaire, que le Seigneur exprime en ces Termes :

„*Cherchez premièrement à devenir Membres du Royaume de Dieu*“, Bourgeois de la Montagne de Zion, de ce Ciel, où *Dieu* demeure, *Dieu*, que Vous nommez V^{otre} Père en disant l'Oraison Dominicale. Voilà ce qu'il faut chercher avant toute autre Chose avec Ardeur et sans Rêlache. Et pour-y-parvenir, cherchez en le chemin, qui est *la Justice de Dieu*, ou le vif Empressement d'apprendre et de pratiquer tous les Statuts et Commandements Divins, pour devenir semblable au Seigneur *Jésus Christ*, qui est le seul Modèle, que nous devons suivre.

Mais malheureusement *on ne veut pas* le suivre. Et s'étant accoutumé des l'Enfance à n'obeir exactement ni à ses Pères et Mères, ni à ses Maitres d'Instructions, ni dans la suite à ses Préposés, on en agit de même envers *Dieu* et le Seigneur *Jésus Christ*, et on n'a pas Honte de faire un criminel Triage de ses Commandements — on en tient les uns, on transgresse les autres, sans Crainte et sans Pudeur.

La Suite d'une conduite aussi insensée est qu'on ne peut ni vivement reconnoitre une divine Providence, ni s-y soumettre cordialement et avec un Coeur filial, tandis que nôtre Devoir et nôtre Intérêt nous engagent à l'un et l'autre.

Voyons aujourd'hui :

Le Désordre de l'Homme et son Malheur, lorsqu'il refuse à Dieu cette Soumission.

Le Désordre de l'Homme par Rapport à son Devoir. Le Malheur de l'Homme par Rapport à son Intérêt.

En deux Mots : *Rien de plus criminel, que l'Homme du Siècle, qui ne veut pas se soumettre à la Providence. (1^{re} Partie.)*

Rien de plus malheureux que l'Homme du Siècle, qui ne veut pas se conformer à la Conduite de la Providence de Dieu. (2de Partie.)

Ire Partie: Rien de plus criminel que l'Homme du Siècle, qui ne veut pas se soumettre à la Providence. Car il renonce à cette Divine Providence, ou, 1°, par un Esprit d'Infidélité, parce qu'il ne la reconnoit pas et qu'il ne la croit pas; ou. 2°, par une simple Révolte du Coeur, parce qu'en la croyant, il ne veut pas lui rendre la Soumission, qui lui est due.

1. Si c'est par un Esprit d'Incrédulité et parce qu'il ne croit pas à la Providence; quel Désordre! Il ne reconnoit donc plus de Dieu! ce qui seroit le Comble de la Stupidité et Démence, ou bien il se fait un Dieu monstrueux, qui n'a nul Soins de ses Créatures!

Ce n'est pas assez, il se rend incrédule et insensé contre sa Raison même. Car quand il voit, par Exemple, un Etat bien réglé, il conclut, qu'il-y-a un Maître sage, qui le gouverne, et il ne veut pas ainsi raisonner à l'Egard du Monde entier.

Ajoutez, qu'il n-y-a Personne, qui dans sa Vie ne puisse remarquer certaines Circonstances et Conjonctures, qui sont pour lui autant de Preuves personnelles d'une Providence, qui a veillé sur lui, et a du Soins pour lui.

L'Àveuglement va plus loin encore: Le Mondain oublie Dieu et sa Providence dans la Prospérité, et est le premier à murmurer contre cette même Providence, quand il lui survient une disgrâce.

Voici quelque Chose plus surprenant encore, c'est que souvent le Libertin veut douter de la Providence par les Raisons mêmes, qui prouvent invinciblement une Providence. Car il fonde ses Doutes sur ce qu'il voit le monde rempli de Désordres. „Mais pourquoi

sont-ce des Désordres“ repond St. Chrysostome „si non parce-qu'ils sont contre l'Ordre?“ Et qu'est-ce que cet Ordre, auquel ils répugnent, si non la Providence? — Il-y-a donc une Providence, contre laquelle les Méchants combattent, même en la niant. — Mais

2. *Si c'est par une simple Revolte de Coeur, que le Mondain s'élève contre la Providence, en sorte que la croyant même, il refuse de se soumettre à elle, il commet un autre Désordre encore moins soutenable, et une Témérité d'Extravagant ou de Furieux.*

Mais en sortant des Voyes et Chemins de cette sage Providence, quelles Voyes, quels Chemins prend-on? Ou bien, l'on ne vit plus qu'au Hazard, et l'on suit en Aveugle le Cours de la Fortune; ou bien l'on entreprend de se gouverner selon les Vues de la Prudence humaine.

Or l'un et l'autre est également injurieux à Dieu. — N'avoir plus d'autres Principes de sa Conduite, que le Cours de la Fortune, c'est tomber dans l'Idolatrie des Payens. Et entreprendre de se conduire par la Prudence humaine, c'est Orgueil, — et-ce qui est d'une conséquence infinie — c'est se charger devant Dieu de toutes les suites facheuses, qui peuvent arriver, et en prendre sur soi tout le Crime.

Mais quand j'ai Recours à Dieu, mon Père céleste en *Jesus Christ*, et qu'après avoir consulté avec Lui, je viens à conclure et à me décider; je puis alors avoir cette Confiance, ou que je conclus sûrement, et que je prends le bon Parti, ou que, si je manque, Dieu suppléera à mon Défaut. „Tu as crié vers Moi étant en Détresse, et Je t'en ai retiré, Je t'ai répondu, dit Dieu.“ Ps. 81, 8. Quelle consolation!

Ilme Partie. Rien de plus malheureux que l'Homme du Siècle, qui ne veut pas se conformer à la Conduite de la Divine Providence.

Car alors :

1) il demeure sans Conduite, 2) en quittant Dieu il oblige Dieu pareillement à le quitter, 3) il se prive par là de la plus douce et de l'unique solide et efficace Consolation, qu'il peut avoir en certains Adversités, 4) ne voulant pas dépendre de Dieu par une soumission libre et volontaire, il en dépend malgré lui par une soumission bien forcée.

1. *Il demeure sans Conduite, sans une Conduite sûre et droite.* Car il ne lui reste que l'un de ces deux Parties, ou de n'avoir plus d'autre Ressource que lui-même, ou de mettre son Appui dans les Hommes. De quels Fonds pouvons-nous faire sur nous mêmes et sur les Hommes! C'est pourquoi il est dit Jérémie XVII, 5. „Maudit est l'Homme, qui se cõfie en l'Homme, et qui fait de la Chair son Bras, et dont le Coeur se retire de l'Éternel.“ Maudit est l'Homme, qui fait cela. Et qui est-ce qui le maudit et le rend tôt ou tard malheureux? C'est lui même, qui se croit soi-même ou d'autres Hommes plus sages que Dieu.

2. *En quittant Dieu, le Mondain oblige Dieu Pareillement à le quitter.* Car Dieu ne peut ni n'ose traiter un Chacun que d'après la Conduite d'un Chacun envers Lui. C'est pourquoi il est dit, que Dieu sera glorifié dans Ses Saints; c'est à dire, dans ceux, qui pénétrés du Sentiment de la Bonté, Sagesse et Puissance de Dieu, s'abandonnent entièrement et cordialement à Sa Conduite. Mais quant à ceux, qui se croient assez sages pour se conduire eux-mêmes sans Dieu, Dieu ne peut que de les abandonner à eux mêmes aussi.

3. *De là nulle Consolation pour un Homme ainsi abandonné de Dieu, après qu'il a lui-même abandonné Dieu.* — Il-y-a des Afflictions dans la Vie, ou l'on ne peut recevoir de la Part du Monde aucun Soulagement, aucune solide et efficace Consolation; mais le

Chrétien, soumis à la Divine Providence, trouve alors dans cette Soumission même son Soutien et une douce Consolation, au lieu que l'Impie, frappé du Coup, qui l'atterre, fait en quelque Sorte la Personne d'un Réprouvé murmurant contre le Ciel, trouvant tout odieux, se désespérant, et dans son Désespoir goûtant toute l'Amertume de la Douleur.

Ah, qu'on sent alors la Vérité de ce que dit le Prophète Jérémie XVII, 7. 8. *Béni soit l'Homme, qui se confie en l'Eternel, et du quel l'Eternel est la Confiance. Car il sera comme un Arbre planté près des Eaux, et qui étend ses Racines le Long d'une Eau courante; quand le Chaleur surviendra, il ne s'en appercevra point, et sa Feuille sera verte. Il ne sera point en Peine en l'Année de la Sécheresse et ne cessera point de porter du Fruit.*"

4. *Mais enfin, le Mondain; tout Rebelle qu'il est, n'est-il pas encore sous la Domination de la Providence? — Oui, mais d'une Providence de Justice et de Rigueur, qui se fait sentir à lui par des Jugements et Punitions, tantôt secrètes et tantôt éclatantes. Ainsi Dieu a-t-il traité un Pharaon, un Nébucadnetsar, un Antioche, et beaucoup d'Autres. Mais le Chrétien, qui, s'empressant à marcher dans tous les Commandements et Statuts de Dieu, Lui abandonne son propre Sort et celui des chers Siens, peut confirmer, avec Reconnoissance, la fréquente Expérience de David, exprimée au Psaume XXV, 10. „Toutes, toutes le Voyes de l'Eternel ne sont que Bonté et que Fidélité pour ceux, qui gardent Son Alliance et Ses Témoignages."*

Suis-je dans la Souffrance,

Il adoucit mes Pleurs,

Et Sa chère Présence

Soulage mes Douleurs *).

*) Ich finde in dieser Predigt eine auffallende Aehnlichkeit mit Bourdaloue's Predigtweise. Eine Eigenheit darin ist die

Der Ban de la Roche ist übrigens nicht mehr das, was er zu Oberlin's Zeiten war. Personen, deren eigenes Interesse es gewesen wäre, das Steinthal zu rühmen, sagten mir, daß die Moralität seiner Bewohner sich mehr und mehr verschlechtere, daß jetzt häufiger gestohlen werde als sonst, wo dieses Verbrechen fast unbekannt gewesen, daß, wenn auch das Verhältniß der unehelichen Geburten zu den ehelichen nur wie 1: 12 sei, doch rein begonnene Ehen selten vorkämen, daß das Laster des Trunkes sehr überhand nehme, daß die Leute träg und nachlässig würden im Anbau ihrer Felder und Instandhaltung ihrer Häuser, daher immer mehr verarmten, aber dennoch, wenn man sie mit Geld, Lebensmitteln und Kleidern unterstütze, so stolz seien, sich nicht zu bedanken, sondern mit der zum Schein gethanen Frage: Was sie dafür schuldig seien? sich abgefunden zu haben meinten. Mir selbst fiel es auf, daß auch im Mittelpunkte von Oberlin's ehemaligem Wirken die Leute so zäh seien zum Grüßen, und überhaupt kein freundliches, offenes, gemüthliches Wesen, sondern ein mürrisches und verschlossenes, wenigstens ein apathisches, untheilnehmendes zeigten. Das Steinthal scheint wieder zurückzusinken in den Zustand der Rohheit, in welchem es vor 70 — 80 Jahren war, oder vielmehr: es scheint noch tiefer sinken zu wollen. Aber man würde weit irren, wenn man diesen Verfall dem Wegfall Oberlin's zuschriebe. Nein, es sind Einflüsse vorhanden, welchen selbst jener energische rathvolle Mann vergeblich entgegengearbeitet haben würde, Einflüsse, welche, nicht hervorgegangen aus bloß einem Orte, einem Gegner, sondern aus der Zeit und den Fortschritten der Industrie, breit und verheerend wie eine Wasserfluth alle Länder Europas, und somit auch Frankreich und den Winkel des

deutsche Orthographie hinsichtlich der großen Anfangsbuchstaben der Substantiven.

Ban de la Roche überziehen. Ich meine das Dampf- und Fabrikwesen. Es verbreitet, während es den Mammon Einzelner häufet, sein Gift bis in die Hütten der Gebirgsthåler, löst die Familienbände, entfernt die Menschen vom Busen der Natur, macht patriarchalische Zustände immer mehr verschwinden, verdirbt die Sitten, tödtet, indem es Männer und Weiber, Kinder und Greise zu maschinenartigen Slaven der Maschinen macht, allen religiösen Sinn und alles Höhere und Edlere im Menschenherzen, entwöhnt sie durch anfänglich reichlicheren und leichteren Gewinn an baarem Gelde vom Ackerbau, verleitet sie zu Ausschweifungen in wüster Gesellschaft, und verwandelt am Ende auch die gesittetste, ruhigste, unverdorbenste Bevölkerung in eine rohe, lasterhafte, zigeunerartige und zur Emeute geneigte Bande. So zeigt es sich in allen den Gegenden, wo das Maschinenwesen recht im Flore ist, so zeigt es sich auch im Steinthal, und es ist schon so weit gekommen, daß die wenigen Gemeinden, welche noch nicht den Fabriken verfallen sind, sondern sich noch von der Cultur des Bodens nähren, jetzt merklich durch Wohlstand, Ordnung und Sittlichkeit hervorragen und nicht gern zu den Steinthalern sich rechnen lassen.

Dieser Gegenstand führt mich von Neuem auf die Herren Legrand. Sie erkennen das Uebel in seiner ganzen Größe, und was sie, welche selbst Fabrikherren sind, thun können, um es zu mildern, das thun sie. Sie beschäftigen nämlich die Hunderte ihrer Arbeiter nicht in Fabrikgebåuden, sondern in den eigenen Hütten, so daß dabei das Familienleben bestehen und das Feld in den frei überlassenen Mußestunden bebaut werden kann. Freilich stehen diese christlichen Männer dadurch im Nachtheil gegen andere Fabrikanten; aber sie leiden gern einen Verlust an irdischem Gewinn, um an ihrem Theile der unersichgreifenden Verderbniß einen Damm entgegen zu setzen. Der ältere Legrand hat selbst ein gedrucktes Memorial,

dessen Brutto-Ertrag zum Besten der Klein-Kinderbewahranstalten verwendet worden ist, an den Minister des Innern gelangen und an die Mitglieder beider Kammern vertheilen lassen, aus welchem ich von vielem Trefflichen was darin ausgesprochen ist, nur eine Stelle mittheilen will.

„Les gouvernements qui désirent encourager l'industrie, puissent-ils ne jamais perdre de vue qu'elle n'est bienfaisante à la campagne que quand elle est alliée à l'agriculture et exercée dans les habitations des ouvriers mêmes, les membres d'une famille s'entre partageant le soin des champs, du ménage et de l'industrie d'après les besoins des saisons. L'ouvrier qui est en même temps cultivateur fait des épargnes; l'ouvrier de fabrique n'a pas de bourse. Les grands ateliers, le plus souvent infectés par la poussière ou par des vapeurs malsaines, et qui rassemblent les deux sexes de tous les âges, ordinairement de cinq heures du matin à dix heures du soir, et alternant quelques fois jour et nuit, des enfants même de sept ans arrivant d'une grande distance dans l'intempérie des saisons, et ne recevant, à peu d'exceptions près, aucune instruction quelconque que celle du vice, sont une plaie qui ronge le moral et le physique, par conséquent le bien-être du peuple, et qui provoquera dans doute, avant que le mal soit sans remède, des mesures législatives et la sollicitude des fabricants ayant à coeur le salut temporel et éternel de leurs ouvriers *)“.

Aber was helfen solche weise Ratschläge, so lange sie nicht Gehör finden? was hilft selbst ihre Verwirklichung an einem, zwei, drei Dörtern, gegenüber dem verderblichen Beispiel und Einflusse der ganzen Umgegend? Nicht viel mehr als das Abraupen eines Baumes in-

*) Memorial adressé d'une chaumière des Vosges à M. le Ministre de l'intérieur. Paris 1832. (Pag. 13.)

mitten eines raupenbedeckten Waldes. — Der damals in den Zeitungen mitgetheilte Befehl der preussischen Regierung, daß kein Kind unter 16 Jahren länger als 10 Stunden täglich in den Fabriken gebraucht, und dem Schulunterrichte entzogen werden dürfe, machte den Herren Legrand viel Freude.

Daß die französische Sprache im Steinthale die vorherrschende sei, habe ich schon bemerkt, und man würde es auch ohnehin aus dem Erzählten geschlossen haben. Selbst Oberlin's doch gewiß ächt deutscher Name wird nie anders als französisch ausgesprochen und Fouday hieß in früheren Zeiten Urbach. Es wird französisch gepredigt, französisch gebetet, französisch in den Schulen docirt, und die Schreibübungen der Kinder, von denen, so wie von ihren Zeichnungen, Pfarrer Kauscher mir einige recht hübsche zum Andenken ans Steinthal schenkte, sind französisch. Aber dasjenige Französisch, dessen sich das Volk unter sich bedient, ist ein schreckliches Patois, von dem ich, bei allem Aufmerken, nicht einen Satz verstand. So z. B. heißt *hädölä*: hinauf; *pächtölä*: hinab; *ai*: ja, *näni*: nein, *mahon*: Haus, *vous a rahó*: vous avez raison, *guercó*: garcon u. s. w.

An jenem Abende, als ich mit Albert Legrand von Fouday nach Rothau fuhr, zeigten die von der untergegangenen Sonne noch beschienenen Schneespitzen der beiden Tonneaus ein so unbeschreiblich schönes Glühen, als nur die Alpen es bieten können. Das tiefste lieblichste Rosenroth, nach unten schnell übergehend ins dunkle Waldgrün, stach wunderbar gegen den klaren Himmel ab, und verlosch allmählig, einer verglimmenden Kohle gleich. Ich habe auf keiner meiner Reisen eine so überirdisch-schöne Bergverklärung geschaut. Hernach, als ich allein meinen Weg nach Schirmeck fortsetzte und es schon ganz Nacht geworden war, sahe ich wiederum eine neue Erscheinung. Eine Reihe Lichter bewegte sich schnell auf einer Wiese zur Rechten, und Irrlichter — dies verrieth ihre Helle

und Regelmäßigkeit — konnten es nicht sein. Es waren, wie mir mein Kutscher sagte, Froschfänger, die, mit brennenden Spänen am Ufer eines Wassergrabens hinlaufend, auf diese Art die Thiere anlockten. — Noch eines eigenen Zufalles will ich erwähnen. Wir waren den andern Morgen um 6 Uhr so gut wie an den Thoren Straßburgs angelangt — ich hatte die isolirte Schanze, die *Pastete* genannt, schon im Rücken — und ich hatte eben, zu meiner Reisegesellschaft gesagt: „*Nous voila arrivés!*“ als auf einmal die *Diligence* heftig an eine vorspringende Mauer anfuhr und das ausgehobene Gestell sich so verschränkte, daß der große Wagen, trotz unsres Hebens und Schiebens, vor der Hand nicht wieder fahrbar gemacht werden konnte. Alle Passagiere, Männer wie Frauen, mußten ihre Bündel unter den Arm oder auf den Rücken nehmen, und im ärgsten Nothe und zwischen dem Gedränge der Marktfuhren zu Fuß in die Stadt wandern. Das war ein rechter Schiffbruch im Angesichte des Hafens und eine abermalige Lehre: daß man nie zu früh jubiliren dürfe.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Reise in die Schweiz. — Gesang. — Nachgeläut bei Schlettstadt. — Colmar. — Rue Turenne. — Ensisheim. — Mülhausen. — Pfarrer Graff. — Seltsame Verwandlung der Festungswerke von Hüningen. — Basel. — Die drei Könige.

Ich verlebte die Ostern in Straßburg, und verließ am Abende des 2. April wiederum diese Stadt, um, bei der Nähe, in welcher ich mich von diesem Lande befand, auch der Schweiz einen Besuch abzustatten, nicht der Natur wegen, welche in dieser Jahreszeit dort nicht sehr einladend ist, sondern mehrerer Personen wegen, deren Bekanntschaft zu machen ich längst gewünscht hatte.

Es war rabenfinster und der Regen fiel in Strömen herab, als wir am Gasthose zum Raben die Dilligence bestiegen. Eine Versammlung junger Männer — wahrscheinlich Studenten — hatte, unter einer Testudo ausgespannter Regenschirme, den Wagen umstellt, und brachte einem scheidenden Freunde noch einen Abschiedsgesang. Nie habe ich etwas Herrlicheres gehört, als diesen Zusammenklang sonorer Stimmen. Es erhob in den Himmel und stürzte wieder in Wehmuth herab, es begeisterte und schmolz das Herz. Besonders die eine Stimme — was war Tichatschel gegen sie? — sie durchschlängelte die andern zuweilen wie ein blutrother Blüthesstrahl, sie strömte ein Gefühl aus, das die Seele zu verzehren drohte, sie stieg und sank, und erstarb, und lebte mit Macht wieder auf wie Nachtigallenphantasie, sie riß

mit unwiderstehlicher Gewalt zum äußersten Entzücken, zur höchsten Begeisterung hin! Nie hätte ich geglaubt, daß eine solche Stimme auf Erden existire, nie habe ich eine gleiche gehört, nie werde ich sie vergessen. O wie leid that es mir, als dieser Gesang, welcher selbst den an die Minute gewöhnten Conducateur wie festgebannt hielt, endlich schwieg, wie gern hätte ich die ganze Nacht zugehört, wie gern besonders jenen Meister des Gesanges, den mir die Finsterniß nicht einmal zu sehen erlaubte, näher kennen lernen! — Ich bemerke hierbei, daß überhaupt viel schöne Stimme und Sinn für Gesang im Elsaß zu finden ist. Ich habe oft in Straßburg, in Gemeinschaft mit Andern, des Abends eine Mädchenstimme belauscht, welche in einem schönen Hause in der Nähe der Rue du mésange zum Flügel ertönte, und welche ebenfalls alles übertraf, was ich je in Opern gehört hatte. Ich bin einmal eine Stunde lang vor dem Münster-Collegium stehen geblieben, um dem herrlichen Gesange der darin befindlichen Schüler zu horchen, obgleich dabei nur eine Passage immer von neuem wiederholt ward. Ich habe einst in einem Dorfe der Vogesen 12 junge Spinnerinnen von 8 bis 10 Uhr Abends Lieder zweistimmig singen hören, so rein, so silberhell, so wohlklingend, daß sich kein Concert ihrer hätte schämen dürfen. Sie saßen dabei, Alle mit weißen Schürzen und Brusttüchern und in grünen Röcken, im Kreise um ein niedriges Tischchen, auf welchem die Lampe und ein Töpfchen mit Wasser stand, um die Finger zu nessen — ich ließ ihnen, zum Dank für den Genuß, den sie mir gewährten, noch eine Zweischoppenflasche Wein hinsetzen — und ihre langen, vor ihnen gleich Lanzen emporragenden Rockenstecken waren oben mit bunten Bändern geschmückt. Es wurde mir erzählt, daß die Mädchen des Dorfes während des Winters alle Abende abwechselnd in den Häusern so zusammenkämen um zu singen und zu spinnen.

Schon waren wir mehrere Stunden in der Dun-

selheit dahingerollt, als wir, während am ersten Relais etwas angehalten wurde, ein feierliches Geläut aus der Ferne vernahmen, welches bei der Stille der Nacht im freien Felde einen fast schauerlichen Effect machte. Es mußte aus dem, in der Nähe liegenden Schlettstadt herrühren; aber was konnte es bedeuten? Es war wenigstens 10 Uhr Abends. Fand vielleicht ein solennes Begräbniß Statt? oder war es die Bürgerglocke? — Niemand wußte sich's zu erklären.

Als der Morgen dämmerte befanden wir uns in Colmar, dem Geburtsorte Turenne's und Pfefels, wo wir in demselben Messageriehofe und um dieselbe Stunde das Umpacken und Umtauschen der Wagen abwarteten, in welchem ich einst mit meinen Söhnen und meiner Schwägerin auf der Rückkehr aus Frankreich aus gleichem Grunde hatte warten müssen. Wie damals, so war es auch diesmal zu früh, um die Mutter meines Freundes Hofemann, Pfarrers in Nérac, zu besuchen. Doch kamen wir, beim Weiterfahren durch die Rue Turenne, und es ward mir das Haus gezeigt, in welchem dieser große Feldherr einst das Licht der Welt erblickte.

In dem Städtchen Ensisheim schaueten wir en passant die hier befindliche große, mit hohen Mauern, eisernen Gittern und vielen Schildwachen gewaltig verwahrte Strafanstalt des Elsasses, aus welcher aber dennoch, wie einer der Mitreisenden erzählte, schon Sträflinge entwichen sind.

In dem ansehnlichen, voll- und fabrikreichen Mühlhausen — einer Stadt von 20,000 Einwohnern — ward Mittag gemacht, und ich ging sogleich, um den Pfarrer Graff, an den ich eine Empfehlung hatte, aufzusuchen. Ich traf ihn nicht zu Hause; aber während ich hernach im Gasthose speiste, erschien er, und blieb bis zur Abfahrt bei mir. Er war — denn leider ist er nicht mehr -- auch einer von denen, die das Licht des Evan-

gellums inmitten großer Finsterniß leuchten ließen, dazu ein sanfter, anspruchsloser, frommer Mann, obschon er, wie heut zu Tage so viele für ihre Person christliche Männer, den Werth einer positiven lutherischen Kirche, d. h. einer Anstalt, welche die reine Lehre bewahrt, und in dieser ihrer Individualität sich sowohl von allen weltlichen Anstalten als allen andern Kirchen unterscheidet, und unterschieden bleiben muß, wenn sie nicht sammt ihrem Inhalte zerfließen soll, zu gering anschlug.

Je mehr wir uns nun der Schweiz näherten, desto deutschaussehender wurden die Dörfer. Die kleinen runden, mit Blei eingefassten Fensterscheiben kamen wieder zum Vorschein, das Holzwerk verdrängte mehr und mehr den Stein, und freundliche Verzierungen begannen wieder. Schade, daß eine trübe Atmosphäre die Aussicht nach dem Süden beschränkte. Ich erblickte vor mir keine Gebirge, obgleich sich, bei hellem Wetter, doch gewiß wenigstens die Piestaller hätten zeigen müssen. Wir schienen auf einer endlosen Ebene zu fahren. Zur Linken, in geringer Entfernung, zeigte sich Hünigen, die, seit dem letzten Frieden auf Verlangen der alliirten Mächte geschleifte französische Festung. Das französische Gouvernement schenkte im J. 1815 die Steine der demolirten Werke der Gemeinde St. Louis, um sich davon die längst begehrte, und, bei der Unzulänglichkeit der bisherigen kleinen Kapelle, auch nöthige Kirche zu bauen. Nachdem aber die Bauern mehrer hundert Klaftern Steine angefahren hatten, bot ihnen ein reicher Bierbrauer Geld dafür, um davon ein neues Brauereigebäude aufzuführen, und die Gemeinde zog das Geld der Kirche vor. So ist die ehemalige Festung Hünigen statt in eine Kirche, in eine stattliche Brauerei mit 3 Etagen Kellern verwandelt, und die Kapelle muß bis heute noch als Kirche dienen. Was doch auch Steine für seltsame Schicksale erfahren! Hier trug Ahriman über Drmuzd einen Sieg davon. Gegen 5 Uhr passirten wir hinter St. Louis, ohne visitirt zu werden,

die Gränze, und waren bald darauf in Basel. Man empfahl mir hier den Gasthof zu den 3 Königen, in welchen ich mich demnach begab. Ich merkte jedoch bald an der prächtigen Einrichtung, daß ich, gegen meine Absicht, in einen der vornehmsten gerathen sei. Alle Corridore und Treppenwände waren ausstaffirt mit interessanten Bildern und Landcharten, alle Kellner gleichen Petitmaitres, und da ich, in meinem Zimmer angelangt, unter mehreren, in die Fenster gekritzelten, mitunter noch schändlicheren Verewigungen, auch die Worte las: „Quel foutu pays!“ „Le foutu pays!“ so schrieb ich diese dem Borne vor mir hier gewesener Reisenden über zu hohe Zeche zu. Und Welch prächtiger Anblick, als ich den andern Morgen zufällig in den großen Speisesaal trat! Kaum habe ich, seit dem ersten Anblick des S. Marcusplatzes, eine ähnliche Ueberraschung gehabt! Ich sah unmittelbar hinter der langen Fensterwand einen breit und rasch vorbeifluthenden schöngrünen Strom, an dessen fernem jenseitigen Ufer eine Reihe netter Häuser, und hinter diesen ein hohes blaues Gebirgs=Chaos sich hinzog! — Ich hatte nicht gewußt, daß der Gasthof mit seiner Hinterseite an den Rhein gränze und hätte nimmer gedacht daß dieser Fluß bei Basel schon so gewaltig sei. Die Häuser am jenseitigen Ufer gehörten zu Klein-Basel, welches mit der diesseitigen größeren Hälfte durch eine Brücke verbunden ist. Jene Gebirge waren der Feldberg, der Blauen, der Belchen u. s. w. in Baden, alle an Höhe ungefähr dem Hohen Rade im Riesengebirge gleich. Nachdem sich meine Augen an dieser Aussicht etwas gesättigt hatten, wendete ich meinen Blick auf das bisher nicht beachtete glänzende Innere des Saales. Alle Wände waren wie in einer Bildergallerie, Rahmen an Rahmen, mit prächtigen, bunten und schwarzen Kupferstichen und Gemälden — Schweizerlandschaften, Schweizerkostume, Schweizergeschichte — bedeckt, und man konnte in ihnen, gleichwie in Enslin's Kosmoramaen, mit Be-

quemlichkeit eine Reise durch alle Cantone machen. Wie hätte ich in einem solchen Zauber-Palast nicht auf eine hohe Rechnung gefaßt sein sollen? Allein, sei es, daß man mit mir, als einem mit dem Tornister auf dem Rücken eintretenden Wanderer eine Ausnahme gemacht hat, oder war überhaupt mein Argwohn ungegründet, ich wurde nicht übertheuert. Ich bezahlte für zwei Nächte und zwei Frühstücke — denn die Mittage und Abende war ich stets eingeladen — 5 Franc's (1 Thlr. 8 Sgl.); was für einen Gasthof von solcher Einrichtung und in einem so theuren Lande gewiß höchst wohlfeil ist, weit wohlfeiler als in den meisten Gasthöfen von Breslau. Wahrlich, die Aussicht aus dem Speisesaale und die Betrachtung seiner Gemälde waren allein 5 Franken werth.

Sechszwanzigstes Kapitel.

Meine Aufnahme bei den Reformirten. — Ryhiner Christ. — Professor Beck. — Pfarrer Huber. — Predigt des Pfarrers Kündig. — Der Forkard'sche Garten. — Die Pfalz. — Das Münster. — Denkmäler. — Der Saal des Concils. — De Wette. — Madam Streckeisen. — Pfarrer Nikolaus von Brunn. — Pfarrer Sarasin. — Das Museum. — Spittler. — Sophie Heingelmann. — Pfarrer Rint.

So war ich, der Lutheraner, denn mitten unter den Reformirten, mit deren Kirche mich nicht vereinigen zu wollen, mich Amt und Brot gekostet, und, nach mancherlei Wechsel, hieher geführt hatte. Ich fand aber, obgleich meine Ansichten über Union und Kirche hier nicht unbekannt waren, eine durchaus freundschaftliche Aufnahme, die auch von den Seiten der Reformirten den Beweis lieferte, daß zu einem brüderlichen Verhältnisse Gemeinschaft der Confession, des Gottesdienstes und des Abendmahles gar nicht nöthig, und daß, wenn bei einem Jeden sein Glaube die Frucht der Liebe trägt, dies besser sei, als wenn durch gezwungene Vereinigung zu einer Kirche zarte Gewissenspunkte verletzt, und schlummernde, im geselligen Verkehre nicht berührte Glaubensverschiedenheiten geweckt werden.

Ich machte zuerst die Bekanntschaft Herrn Ryhiner-Christ's, der mich auf eine unerwartete Weise beschenkte, und mich, zusammen mit den Unterstützungen, die mir noch von Andern in Basel zu Theil wurden,

dadurch in Stand setzte, den Meinigen abermals Subsistenzmittel senden zu können.

Deftener besuchte ich Herrn Professor Beck, lutherischer Confession, und an der Universität angestellt, in welchem ich einen Freund fand, der durch sein ruhig-männliches Wesen, seinen Verstand, und seine, zwar nicht mit Worten bezeugte, aber aus seinem ganzen Benehmen hervorleuchtende Theilnahme, mich sehr anzog. Er erkannte mit großer Klarheit ein Hauptgebrechen unserer Zeit, jene zerfllossene, den Subjectivitäten verfallene Religiosität, welche, die Realität des außer uns und ohne uns bestehenden Wortes für nichts achtend, nur dem selbst Gefühlten, d. h. sich selbst, eine Realität zuschreibt, und die Kirche — denn sie ist ja auch etwas Aeußerliches — für ziemlich überflüssig hält. Wie erquicklich war es mir, einen Mann zu finden, der mich nicht mißverstand, und wie bleibend werden meiner Erinnerung die abendlichen Stunden sein, die ich mit ihm auf seiner Studirstube verlebte!

Am andern Vormittage meiner Ankunft machte ich auch einen Besuch bei Pfarrer Huber und wohnte mit ihm einer Leichenpredigt des Pfarrer Ründig in der Peterskirche bei. Sie wurde gehalten über die Worte Luc. 24, 29: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneiget;“ und war dem Falle ganz angemessen. Störend war mir, bei meinem norddeutschen Ohre, das hier selbst in der Predigt gebraucht scht statt st; z. B. „der du selbscht gestorben bischt.“

Nach Beendigung der Rede führte mich Pfarrer Huber, dessen Gefälligkeit mir seinen ganzen Vormittag widmete, in den Forkard'schen Garten, berühmt wegen seiner schönen Parteen und vieler, an verschiedenen Stellen angebrachter, in der Gegend ausgegrabener, römischer Alterthümer. Aber eine Warnungstafel ruft zu: „Ayez mille yeux et point de mains!“

Von dort richteten wir unsere Schritte zum Mün-

ster, das freilich gegen das Straßburger sehr absticht, aber doch mit seinen beiden steinernen, in Spitzsäulen endenden Thürmen, von denen der eine die Reiterstatue St. Georgs, der andere St. Martins an seiner Vorderseite trägt, und seiner fast dunkelrothen Färbung, den Blick auf sich zieht. Bevor wir jedoch eintraten, führte mich Pfarrer Huber auf die, gleich hinter der Kirche, gen Westen gelegene Pfalz, einer Art mit Bäumen besetzter Terrasse oder Platteform auf dem höchsten Punkte der in einem flachen Bogen laufenden Rheinseite von Basel, und senkrecht bis hinunter an den vorbeifließenden Strom gemauert. Die Aussicht ist hier noch weiter und schöner als aus dem Speisesaale der 3 Könige. Das Auge verfolgt den Rhein eine lange Strecke. Links zur Seite erblickt man die belebte Brücke. Gegenüber präsentiert sich Klein-Basel mit seinen ansehnlichen Gebäuden, und die blauen badenschen Gebirge ziehen sich zu beiden Seiten in die Ferne hin. Es ist ein Punkt, auf welchem man stundenlang zubringen kann, ohne sich satt zu schauen.

Jetzt ließen wir uns die Pforten des gothischen Tempels öffnen und traten ein. Ich weiß nicht wie ich den Eindruck beschreiben soll, den der erste Anblick verursacht. Er besteht vielleicht in einem Staunen ohne Wohlgefallen. Man sieht keine schönen Verhältnisse, keine hohe Säulen-Allee, das Schiff fliegt nicht mit leichten Fittigen zum Himmel empor; sondern man erblickt sich in einem vasten, beinahe so breit als langem, von starken Pfeilern getragenen und in viele Winkel sich verlierenden Raume, dessen roth und weiße Bänderung das Auge frappirt, dessen weite Decke mit dicken Bögen überstreicht, und dessen Fußboden mit Bänken und Kirchstühlen, welche im Hintergrunde, dem Altar gegenüber, sich treppenartig übereinander thürmen, überfüllt ist. Man bewundert die Masse und die Ungewöhnlichkeit.

Erasmus Denkmal war das Erste, was wir in besonderen Augenschein nahmen. Es befindet sich an ei-

nem Pfeiler des erwähnten Hintergrundes und enthält die Inschrift: Christi servitori, Desiderio Erasmo Roterodamo 1536. Dicht daneben, aber von Dielen und feststehendem Gebank verdeckt, liegt sein Grabstein, auf welchem aber nur die Worte stehen sollen: „Die Freunde Erasmi legten ihn unter diesen Stein.“ Eine, auch dem Grabsteine eigene, Merkwürdigkeit des Epitaph's ist ein Gott Terminus en Médaillon. Die Veranlassung zu dieser an christlichen Monumenten auffallenden Erscheinung ist folgende: Ein Engländer, gewesener Schüler des großen Doctors, hatte ihm von einer Reise nach Italien einen Siegelring mit einer antiken Gemme mitgebracht, welche die Figur jenes Gottes und die Umschrift „cedo nulli“ zeigte. Erasmus fand hierin ein Sinnbild der Lebensgränze und ihrer Unverrückbarkeit, und bediente sich des Ringes. Feinde mißdeuteten ihm dies als Stolz, als wolle er dadurch sagen, er stehe keinem nach; seine Freunde aber, jenem Bilde denselben Sinn unterlegend wie Erasmus, fügten eine Nachahmung desselben als zugleich passende und speciell an den Verstorbenen erinnernde Allegorie dem Denkmale und dem Grabsteine bei.

Natürlich erinnerte ich mich auch des berühmten Concil's. Es ward im Chore der Kirche gehalten, und die schweren, künstlich geschnitten, schwarzbraunen Bänke, die dort stehen, sind noch dieselben, auf welchen die Bischöfe, Fürsten und Ritter gesessen haben, und stehen grade noch so. Die geheimen Berathungen aber haben in einem kleinen Saale neben der Kirche, welche durch eine Thür unmittelbar mit ihm verbunden ist, stattgefunden. Ich sah in demselben eine Büste des Erasmus und eine Copie des berühmten, im Originale verschwundenen, Baseler Todtentanzes.

In dem geräumigen Kreuzgange, welcher sich an das hintere (westliche) Ende der Kirche anschließt, und denen, welche die Rheinseite entlang gehen, zum Durchgange dient, befindet sich Dekolampad's Denkmal,

zwischen Grynaus und Meier's (hochverdienten Bürgermeisters von Basel und Zeitgenossen Dekolampad's) Denkmälern senkrecht an der Wand stehend. Die Inschrift lautet: „D. Jo. Oecolampadius, professione Theologus, trium linguarum peritissimus, sub breve saxum hos reconditum jacet;“ und in Bezug auf das ganze hier begrabene Kleeblatt steht darüber:

So bar Geld Gut Kunst Hülfend inn Nott
Wer Keiner von dissen dreien Todt.

Auch die unterirdische Kirche, und die heitere, mit Defen versehene, moderne Winterkirche, in welche die alte aula academica verwandelt worden, so wie auch die Kanzel und der Taufstein in der eigentlichen Kirche, sind der Erwähnung, und, wenn man hinkommt, des Besuches werth.

Hier in Basel lebte ja auch mein ehemaliger Lehrer de Wette, bei dem ich im letzten Jahre meines Trienniums in Berlin Moral und den Jesaias gehört hatte. Ich suchte, in Begleitung Beck's, ihn in seiner stillen abgelegenen Gartenwohnung auf, und fand ihn, nach zweiundzwanzigjähriger Zwischenzeit, natürlich gealtert, obgleich das Wesen seiner Physiognomie sich wenig verändert hatte. Er kannte mich nicht mehr, freute sich aber, daß ich sein Andenken bewahrt habe, und lud mich für den andern Mittag zu Madame Streckeisen, seiner Schwiegermutter, ein.

Ich hätte nimmer den Glanz erwartet, den ich dort fand. Kein fürstliches Palais kann schöner eingerichtet sein als dieses Haus, und nur wenige werden eine solche Aussicht haben. Die besten Antiken = Abgüsse, an den Wänden des Vorflurs ringsum aufgestellt, breite Steintreppen, prächtige Meublen, hohe Spiegel, geschmackvolle Vasen, schöne Gardinen, reiche Teppiche oder spiegelglattes kostbares Getäfel in den Zimmern und dazu eine wahre Gallerie goldgerahmter Meistergemälde an allen Wänden gaben mir bald Anfangs eine eben so hohe

Idee von dem Reichthum und dem Geschmacke der Besitzerin, als mich hernach bei Tische, wo ich neben ihr saß, und an welchem außer de Wette und seiner Gattin, noch mehrere Verwandte beiderlei Geschlechts zu Gäste waren, die, trotz ihrer achtzig Jahre, noch jugendliche Lebhaftigkeit ihres Geistes und ihre reiche Unterhaltungsgabe in Verwunderung setzten. *) Und als sie mich nach beendigtem Mahle durch die Reihe ihrer glänzenden Gemächer in ein Eckzimmer führte, dort die Jalousieenläden des einen Fensters öffnete, und mir nun, mit sichtbarer Freude, die entzückende Aussicht zeigte, die man von dort zugleich nach Frankreich, nach der Schweiz, nach Deutschland, auf den Rheinstrom und die münstergelockte Rheinseite von Basel hat, da gewahrte ich, daß auch der Sinn für Naturschönheit in ihr noch rege sei.

Auch die Pfarrer Nikolaus von Brunn (zu S. Martin) und Sarasin suchte ich auf. Beide waren mir schon durch einige ihrer literarischen Producte — ersterer durch seine „Blicke in die Offenbarung“, letzterer durch den von ihm redigirten „Baseler Volksboten“ — lieb und interessant geworden, und ich verdankte nun meinem Besuche bei ihnen, außer dem Gewinn des Bildes ihrer Persönlichkeit, auch noch zwei andere unvorhergesehene Vorthelle. Von Brunn nämlich, ein silberhaarer Greis von corpulentem aber ehrwürdigem Aeußern, und die Güte selbst, schenkte mir sein „apokalyptisches Wörterbuch“, durch einen Segenswunsch von seiner zitternden Hand auf dem Vorblatte im Werthe für mich erhöht; Sarasin aber, ein kleiner, hagerer, brünetter Mann, dessen Physiognomie und Lebendigkeit auch

*) Unter jenen Gästen befand sich auch ein Herr Passavant, Kaufmann und Bruder des Pfarrers gl. N. in Basel. Letzterer war damals ernstlich krank, und dies der Grund, warum ich ihn nicht kennen lernte.

ohne seinen Namen französische Abstammung vermuthen lassen würden, hatte die Gefälligkeit mich in das Museum — in einem ausschließlich dazu bestimmten schönen Gebäude am Münsterplaz — zu inscribiren. Dort fand ich interessante Lecture vollauf, Bücher sowohl als Zeitungen und Journale, unter welchen letzteren ich Malten's neueste Weltkunde, die Augsburg'sche Allgemeine, die Leipziger Allgemeine, und das Charivari als alte Bekannte begrüßte. An den Wänden sind gute Special-Landkarten (überfirnißt und auf Rahmen gezogen) aufgehängt, und in dem einen Zimmer war damals die eben vollendete Arbeit eines jungen einheimischen Künstlers, die Schlacht von St. Jakob (1444) darstellend, zur Ansicht ausgestellt. Das Gemälde athmete viel Leben und war der Geschichte sehr treu.

Den letzten Tag meines Aufenthaltes verlebte ich fast ganz bei Herrn Spittler, einem Manne, der, obzwar zur Brüdergemeine sich hinneigend und von Confession wenig haltend, mich nichtsdestoweniger mit der größten Liebe empfing, mich schon bei meinem ersten Besuche einlud, künftig bei ihm zu logiren, und bis auf den heutigen Tag sich für mich interessirt hat. Ihn bekleidet kein öffentliches Amt, er lebt still in seinem alterthümlichen labyrinthischen „Falklein“ (vor alten Zeiten ein Kloster); aber groß und weithin wirkend und in der Regel mit glücklichem Erfolge gekrönt ist seine geräuschlose, gottvertrauende, beharrliche, gern auf den Ruhm des Namens, wenn nur die Sache gefördert wird, verzichtende Thätigkeit für christliche Zwecke. Wenn einst sein Leben aufgedeckt und beschrieben werden sollte, man würde manche Verwandtschaft mit Aug. Herrn. Franke's Leben darin finden.

Von Spittler's Pfliegertochter erfuhr ich, daß Sophie Heinzelmänn, ehemals Lehrerin an der Mädchen-Erziehungsanstalt in Gnadenfrei, und Mitlehrerin

meiner damals in gleicher Eigenschaft dort stationirten Gattin, gegenwärtig in Basel lebe. Wie freute ich mich, sie, die ich einst vor sechzehn Jahren bei einem Besuche mit meiner Frau in Gnadenfrei kennen lernen, aber deren Spur ich in der Folge gänzlich verloren hatte, hier so unvermuthet wiederzufinden! Wie freute sie sich, wieder einmal etwas von Schlessien, von meinen Cousinen in Saulau — ihren ehemaligen Schülerinnen — und von der Adule Renous (meiner Frau) zu hören! — Sie und de Wette waren die beiden einzigen mir schon früher bekannten Personen, die ich in Basel fand.

Doch nein, ich fand auf eine überraschende, fast romanhafte Weise noch eine dritte wieder. Ich war nämlich Nachmittags bei Herrn Spittler und wir wollten eben Kaffee trinken, als zwei mir unbekannte Herren eintraten, beide groß, aber der eine hager, braun, und in einen braunen Ueberrock gekleidet; der hinter ihm Kommende bleich, korpulent, in schwarzem Ueberrocke, und von einer imponirenden Haltung. Beide wurden mir von Herrn Spittler genannt. Der schwarzgekleidete war Büchelen, Administrator des Missionshauses. Den Namen des Braungekleideten verstand ich: Herr Pfarrer Gränzach. Jener entfernte sich bald wieder; dieser blieb zum Kaffee. Da kamen wir denn im Verlaufe des Gespräches, ich weiß nicht mehr wie? auch auf Italien, auf Venedig zu reden, und da es mir schien, als spreche der Fremde aus Autopsie, so fragte ich ihn: ob er in Venedig gewesen sei? „Ja“ war die Antwort. „Dann“ fuhr ich fort „haben Sie dort vielleicht den protestantischen Prediger Rink kennen lernen?“ „D ja, sehr gut — — so gut wie mich selbst“ wurde, während Spittlers Angesicht ein Lächeln überflog, hinzugefügt. Nun ging mir ein plötzliches Licht auf. Es war Rink selber, jetzt Pfarrer in Gränzach, auf der Straße nach Beuggen, mit dem ich sprach. Ich hatte ihm im Jahre 1819 mit einigen Empfehlungszeilen von

Kephalides versehen, in Venedig einen kurzen Besuch gemacht, aber er hatte mich nicht mehr erkannt, und ich ihn nicht mehr. Natürlich gab es nun noch reicheren Stoff zum Gespräch, und wir blieben bis um 5 Uhr, wo ich mit der Post nach Beuggen abreiste, beisammen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Beuggen. — Gobat — Zeller. — Die Anstalt. — Religiöse Erziehung und Unterricht. — ~~Wallata~~ ~~Mariam~~.
Benoni Gobat. — Beschwerden einer abyssinischen Reise.
Abyssinische Merkwürdigkeiten. — Madame Gobat.

Ich wollte nach Beuggen, um den, mit längst durch sein, auch unter den Lutheranern Schlesiens gelesten Monatsblatt im Geiste befreundeten Zeller und seinen Schwiegersohn Gobat kennen zu lernen, der um seine erschütterte Gesundheit wiederherzustellen, sich damals in Beuggen aufhielt. Es liegt dies letztere 4 Stunden von Basel auf der badischen Seite und besteht aus zwei sehr contrastirenden Theilen: dem Dörfchen Beuggen, welches sich in einiger Höhe am Thalgelände hinzieht, und dem (großherzoglich-badischen) Schlosse Beuggen, einem hohen viereckigen Gebäude, unten am Rheine auf einer von der fast rechtwinkligen Beugung des reisenden, jenseits von steilen bewaldeten Wänden hartbegrenzten Stromes gebildeten Halbinsel. Von dieser Beugung des Rheines hat Beuggen seinen Namen, und in jenem Schlosse ist die Anstalt.

Der ganze Weg von Basel dorthin ist romantisch. Man fährt zuerst über die Rheinbrücke, dann durch Klein-Basel, und dann immer an den schönen, an den Weg von Terracina nach Fondi erinnernden badischen Höhen hin. Aber das Wetter war diesmal nicht von der Art, um die Landschaft in reizendem Lichte erscheinen zu lassen. Grobflockiger nasser Schnee, der die

Fluren schmutzig färbte, ohne Consistenz gewinnen zu können, und die Straße im höchsten Grade kothig machte, eine finstere dicke Atmosphäre, die Alles ringsumher verhüllte, so war der Tag, an welchem ich nach Beuggen fuhr, und wenn ich nicht auf dem Rückwege bei günstigerem Wetter die Gegend noch einmal gesehen hätte, so würde ich wenig von ihr sagen können.

Es war gegen 8 Uhr und schon pechfinstere Nacht, als ich, von einem Knaben aus dem Wirthshause des Dörschens hinuntergeführt, am stattlichen, mit vielen erleuchteten Fenstern sich zeigenden Schlosse anlangte. Niemand war im Hausflur. Ich trat rechts in einen großen niedrigen Saal, dessen Thüren offen waren, und in welchem parallel drei lange, mit mehr denn hundert Bedecken besetzte Tafeln standen. Hier erblickte mich ein Mädchen und lud mich ein, einstweilen abzulegen, da der Inspector noch mit Unterrichtgeben beschäftigt sei. Ich that es, und ließ mich dann sogleich zu Gobat hinaufführen; denn meine Ungeduld, den berühmten abyssinischen Reisenden zu sehen, war groß. Ja wohl hatte Afrika's Klima seine Gesundheit stark unterminirt. Ich sah einen großen, in langen braunen Ueberrock gekleideten Mann vor mir; aber sein Gesicht war bleich und aufgedunsen, in seinem Gange, in seiner Bewegung lag etwas Schleichendes, und auch seine Sprache war matt, monoton, die Sprache eines Kranken. Er würde nimmermehr die Strapazen einer solchen Reise ertragen, ja nur zu übernehmen den Entschluß gefaßt haben, wenn er nicht früher kräftiger gewesen wäre.

Jetzt strömten die aus der Stunde entlassenen Zöglinge die Treppen hinunter in den Speisesaal, in welchen auch ich und Gobat ihnen folgten, und bald darauf erschien auch Zeller in demselben. Das war ein Mann von kernhafterer Art, mittelgroß, kräftiggebaut, seine Gesichtsfarbe gesund, seine Stimme stark und deutlich, sein Ganzes respectgebietend, aber die Kraft von ei-

ner gewissen Milde gedämpft, und die Sprache langsam. Er nahm am oberen Ende der mittelsten Tafel Platz, zu seiner Rechten ich, zu seiner Linken Gobat, dann folgten seine Frau und seine verheirathete Tochter; seine Gehilfen waren unter den Reihen der Knaben und Mädchen vertheilt.

Mir gefiel bald Anfangs der ganze Ton, der ganze Geist der Anstalt. Sie hält ein richtiges Mittel zwischen Zucht und Freiheit, vermeidet, was religiöse Erziehung betrifft, eben so jenen pietistischen Rigorismus, der die jugendliche Fröhlichkeit tödtet und für ein Verbrechen hält, als den modernen, das Christenthum als Mode-Artikel mit in den Unterricht aufnehmenden, und es mehr von der ästhetischen und moralischen, als von der ernstern und dogmatischen Seite darstellenden Pädagogismus. Dabei ist Zellers Unterricht auch in den Realwissenschaften sehr gründlich und seine Methode praktisch. Davon hatte ich in den paar Tagen, die ich dort blieb und während derer ich mehreren Lehrstunden beiwohnte, hinlänglich Gelegenheit mich zu überzeugen. Die Hauptfarbe der Erziehung ist aber dennoch eine christliche. Es athmet die Jugend dort gleichsam christliche Lust und das Wort Gottes ist neben der leiblichen Nahrung das tägliche Brodt, so daß ich überzeugt bin, wer in diesem Hause einige Jahre zugebracht hat, der ist an christliche Denkweise, Lebensordnung und Handlungsweise gewöhnt, und es müßten starke und dauernde Gegeneinwirkungen kommen, um das dort Aufgeführte ganz wieder niederzureißen. Es wird, wie man wohl denken kann, der Tag mit Gebet begonnen und beschloffen, und eben so bei Tische Gott für Seine Gaben gedankt. Aber außerdem hält Zeller — welcher, beiläufig erwähnt, auch die, dazu qualifizirten, Kinder zur Confirmation vorbereitet — alle Abende noch eine gemeinschaftliche Erbauungsstunde in einem großen Saale des ersten Stockwerkes, wobei er einen Abschnitt der heiligen

Schrift vorliest und erklärt. Man kann nichts Klareres, Praktischeres hören, als diese, bei aller Einfachheit doch tief in die Schrift eindringenden Erklärungen. Sie allein würden Zellers Beruf zum christlichen Jugendlehrer documentiren. Auch vom lutherischen Standpunkte aus fand ich nichts daran auszusetzen. Ich predigte am Sonntage Quasimodogeniti in jenem, auch zum Gottesdienste bestimmten und eingerichteten Saale, und Zeller paralyisirte in der gegen Abend mit den Confirmanden angestellten Wiederholung der Predigt nichts von dem was ich gesagt hatte; er bestätigte es. (Wie oft kommt das Gegentheil bei Predigern an ein und derselben Kirche vor!*)

Das ganze, von der Badenschen Regierung der Anstalt geliehene Haus enthält ungefähr 120 Bewohner, welche in 3 Hauptklassen zerfallen: der Inspector mit seiner Familie, die Kinder (meist Söhne und Töchter armer Leute und früher verwahrlost), und eine Anzahl Seminaristen, welche von Zeller zu künftigen Lehrern an solchen Schulen gebildet werden, zu denen sich, wie es heute oft vorkommt, wegen geringer Besoldung sonst keine finden würden**). Die Stellung Zellers zu den Andern ist eine väterliche und doch dominirende; die der Andern zu Zeller eine liebe- und achtungsvolle, von In-

*) Zeller ist aus dem Württembergischen, und von lutherischen Eltern geboren. Früher Jurist, verließ er diese Laufbahn, um seinem inneren Zuge zur Jugendberziehung zu folgen. Im Glauben ist er ganz lutherisch, nur daß er — was ihm in vieler Augen ein Ruhm sein wird — Zusammenwirken mit den Reformirten zu christlichem Zwecke für verträglich mit dem Lutherthume hält. Diese seine Ansicht erlaubt es ihm auch, Inspector der, von reichen Reformirten Basel's gegründeten und unterhaltenen Anstalt zu sein.

***) Ich fand unter diesen jungen Männern zu meiner Freude auch einen Landsmann, aus der glogauer Gegend.

subordination wie von knechtischer Furcht entfernte. Nimmt man nun noch hinzu, daß Alle von Zellers Gattin, die mit seltener Tüchtigkeit dies große Hauswesen leitet, gut verpflegt und reinlich gehalten werden, daß Luft und Wasser in Beuggen köstlich, die Zimmer des Schlosses geräumig und gesund, die Umgebungen romantisch sind, so wird man zugeben, daß jene armen Kinder hier ein besseres Loos haben, als manche in reicher Eltern Hause, und besser an Geist und Körper berathen sind, als in vielen, durch glänzenden Schein blendenden, theuren Pensionen.

Ich ließ mir von Gobat viel von Abyssinien, einem Lande, das mich wegen seiner frühen christlichen Bildung und seiner Bewohner, von jeher sehr interessirt hat, erzählen, und es war mir nicht eine der geringsten Früchte meiner Reise nach Beuggen, dort ein abyssinisches Mädchen zu sehen. Sie war erst 19 Jahr alt, und — wie es sich später herausgestellt hat — einem von Gobat mitgenommenen christlichen Jünglinge, Suebra Maria Hadura, zu Liebe, mit nach Europa gereist, und da nun dieser Jüngling in Beuggen starb, gesiel es Walläta Mirjam gar nicht mehr im fremden Lande, und eine unheilbare Krankheit ergriff sie. So fand ich sie, bei verhangenen Fenstern, im Bette liegend. Ich gab ihr die Hand und sprach mit ihr, aber ein: „ja, ja“ war alles was sie mir antwortete. Ihr Teint war kaffeebraun, ihr Haar blauschwarz und wollig, ihre Physiognomie negerartig. Einige Zeit nach meiner Abreise ist auch sie gestorben.

Gobat sprach öfter mit seiner Gattin, die, nebst einem gewissen Andreas Müller, ihn nach Abyssinien begleitet und dort anderthalb Jahre zugebracht hat, amharisch. Es klang nicht hart oder auffällig, sondern angenehm, und so gewöhnlich, als eine europäische Sprache, etwa Schwedisch oder Englisch, einem sie nicht ver-

stehende Ohre klingen würde *). Benoni, das damals etwa 2 Jahr alte Söhnchen Gobats war auf der Rückreise in Kairo geboren worden, nachdem das Erstgeborene unterwegs ein Opfer des Klima's und der schrecklichen Mühseligkeiten und Entbehrungen geworden war. Gobat erzählte mir u. a., daß auf dem arabischen Schiffe, auf welchem er und die Einen die Fahrt über das rothe Meer zurückgelegt, das Trinkwasser durch die ungeheure Hitze so in Verderbniß gerathen gewesen sei, daß, wenn an dem einen Ende des Fahrzeugs eine Tonne geöffnet wurde, man es an dem andern Ende vor Gestank kaum habe aushalten können und daß fingersgroße Würmer darinnen gelebt hätten, daß er aber dennoch froh gewesen sei, davon trinken zu dürfen. Noch schrecklicher ist der Weg durch die brennende Wüste, von Kossair bis an den Nil gewesen. Gobat wie Andreas Müller haben viel von der Reise gelitten und sind unterwegs mehr denn einmal erkrankt. Nur Madame Gobat, die überhaupt eine würdige Tochter ihrer Mutter und ihr auch sehr ähnlich ist, hat alle Strapazen mit bewundernswürdiger Leichtigkeit ertragen und ist niemals krank geworden.

Am letzten Nachmittage meines Aufenthaltes machte mir das Gobat'sche Ehepaar die Freude, mir ihre aus Abyssinien und anderen Ländern mitgebrachten Merkwürdigkeiten zu zeigen. Da waren recht saubere, buntverzierte seltsame abyssinische Schuhe, Brodtkörbe, Trinkgefäße, alles aus Leder gearbeitet; ferner ein abyssinisches, hirsenartiges Korn, Tef genannt, aus welchem dort das Brodt gebacken wird, Durra (das bekannte Korn der

*) Jemāreh (Er erbarme sich) und: Janōreh (Er erhalte dich), das Prosit und der Dank der Abyssinier beim Riefen, sind, weil es mir merkwürdig war, daß ein Analogon dieser unsrer Sitte auch in jenem entfernten Lande vorkomme, die beiden einzigen amharischen Wörter, die ich mir behalten habe.

Araber und Beduinen) von wickenartigem Aussehen, ägyptische Antiquitäten, und — Sand aus der Wüste. Er sieht gelb aus, und ist fein wie Streusand, und Gobat hatte die Güte, mir von demselben, so wie von dem Tef und dem Durra ein Probchen, und außer diesem noch einen ägyptischen Scarabäus zu schenken *).

Zum Schlusse erschien Madame Gobat in einem abessinischen Frauengewande. Es war ein weites, über den Kopf gezogenes und über die Arme drappirtes weißgelbliches Tuch, und kleidete sie sehr gut. Aber als sie nach einem Weilschen als Araberin gekleidet wieder erschien, erschrak ich fast, ob dem gespenstischen Anblick! Nur die Augen und der Mund schaueten aus dem schneeweißen Hemde; selbst von der Stirn zur Nase lief ein weißer Streif herab. Desgleichen zeigte Gobat sich mir in einem syrischen Anzuge, einem türkischen Schlafrocke ähnlich, nur daß die geschlizten Aermel noch weit über die Fingerspitzen herab hingen.

Doch genug von dem freundlichen Beuggen und seinen Bewohnern, und in Gedanken — meinen Gruß.

*) Von dem Tef habe ich dem Paster Koller in Lausa bei Dresden gegeben und dieser es dem Kunstgärtner eines benachbarten Dorfes zur Behandlung anvertraut. Es ist aufgegangen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Andreas Müller. — Säckingen. — Frick. — Die nachgebende Wirthin. — Strauß und das Volk. — Das Frickthal. — Die Staffelegg. — Karau. — Heinrich Ischoffe. — Die Taubstummen-Anstalt. — „Ist das die Jungfrau?“ — Aberglauben im Frickthal. — Rheinfelden. — Der Landjäger Braun. — Basel.

Es war ein bedeckter, aber angenehmer Morgen, als ich, in Begleitung jenes Andreas Müller, den mir Zeller zur Tragung meines Gepäcks beigelegt, meinen Wanderschirm weitersetzte. Unser Weg führte immer an der badischen Seite hin, zwischen den malerischen Bergen links, und dem grünen, weißschäumenden Strome rechts; aber unsere Gedanken waren meist in Abyssinien, von welchem mir Andreas noch manches Interessante erzählte. In Säckingen überschritten wir auf einer langen überdeckten Holzbrücke den Rhein, und waren nun wieder im Schweizerlande, in dessen erstem Städtchen, Frick, wir Mittag machten. Es war ein recht hübsches Wirthshaus in welchem wir einkehrten, aber die Wirthin gab mir so überwiegend viel Knochen statt Braten, daß ich, bei der Bezahlung, es für angemessen hielt, ihr dies ganz ruhig zu sagen. Was geschah? sie brachte, ihr Unrecht fühlend, mir von freien Stücken noch einen Teller voll guter Fleisch-Schnitten. Das war doch eine nachgebende Wirthin?

In demselben Wirthshause ward mir auch das erste Symptom des, damals die ganze protestantische Schweiz

erregenden Streites zwischen Strauß und züricher Volk. Ein Landmann nämlich fing an auf Strauß zu lästern, Strauß solle Christum verflucht haben, ein Atheist sein, Schwarzkünstelei treiben, mit einem Wort: er machte einen Dr. Faust aus ihm. Die Wirthin, auf dem Stuhle sitzend und strickend, nahm des Angegriffenen Parthei: so arg sei es nicht, er läugne bloß die Wunder. Doch versuchte auch sie nicht, seinen Unglauben zu rechtfertigen.

Ich trennte mich hier von dem gefälligen Andreas, der mir, wenn ich es angenommen, mein schweres Gepäck noch bis Aarau getragen hätte und schlug nun, mich rechts landeinwärts wendend, die Straße in das romantische Frickthal ein. Die Dörfer hatten hier schon ein völlig schweizerisches Aussehen, nette, buntgemalte Häuser, weitschirmende, mit Steinen beschwerte Dächer, und die Berge zu beiden Seiten, bald mit braunem Laubgehölz, bald mit schwarzgrüner Fichtenwaldung bekleidet, bald schroffe Felsenparthieen zeigend und auf den Gipfeln beschneit, wurden immer steiler, immer höher, bis endlich die Straße im Hintergrunde des Thales die hohe Staffelegg hinaanzusteigen begann, welche wahrscheinlich ihren Namen von den verschiedenen Staffeln (Absätzen) hat, aus denen sie besteht. Leider entzog mir, als ich auf dem Sattel angekommen war, ein düsterer Himmel die Aussicht in die Ferne; jedoch das Aarthal, mit dem netten, schiefergedeckten, von Landhäusern umgebenen Aarau erblickte ich zu meinen Füßen, und wanderte bald darauf über die neue massive Aarbrücke in das kleine, nur aus wenigen Gassen bestehende Städtchen ein.

Heinrich Zschokke war der Grund und das Ziel meines Herkommens. Er war der Landsmann, der Schüler und der Freund meines verstorbenen Vater. Beide aus Magdeburg, später der eine nach Ostern, der andere nach Süden verpflanzt, hatte Zschokke das frühere Ver-

hältniß durch Correspondenz fortgesetzt, er hatte mich nach meines Vaters Tode ihn zu besuchen eingeladen, ich war ihm auf meiner Rückkehr aus Italien schon einmal ziemlich nahe gewesen; diesmal wollte ich nicht bloß in seiner Nähe, ich wollte bei ihm gewesen sein. Ich erkundigte mich daher nach seinem Hause, hörte aber, daß es vor der Stadt liege und ich an demselben vorbeigekommen sei, ja man zeigte mir eine jenseits der Narbrücke an einem nahen Berggelände leuchtende Villa als sein Eigenthum und seinen Wohnsitz. So begab ich mich denn zurück, stieg den Pfad zwischen Gartenmauern und Wieseneinzäunungen hinan, der mich endlich zum Hause und, um dasselbe herum, von hinten hineinführte, und stand nun an Zschokke's parterre befindlicher Wohnstube und klopfte an. Seine Frau und zwei erwachsene Söhne waren darin, die mir gastfreundlich meine Bürde abhängen halfen und sich dann beeilten ihren Vater zu rufen. Wie selten waren, in den 31 Jahren, die seit dem Tode meines Vaters verflossen waren, die Menschen geworden, die diesen gekannt, wie noch viel seltener diejenigen, welche freundschaftlichen Umgang mit ihm gepflogen hatten! Wie theuer war mir um dieses ehemaligen Verhältnisses willen Zschokke, und wie gespannt war ich auf sein Erscheinen! Ich hatte mich vorbereitet, einen gebeugten zitternden Greis zu sehen; statt dessen trat, als sich die Thür wiederum öffnete, mit festem Schritt ein stattlicher robuster Mann, von militärisch-strenger Haltung, in kurzem gelbgrauen Flausrock herein. Sein Antlitz war stark, und scharf markirt, sein Haar dicht und struppicht, sein Auge forschend, sein Ton herrisch, seine ganze Ankündigung barsch, und wenn ich nicht aus seiner Anrede geschlossen, daß er es sei, so hätte ich nimmermehr den alten, den in seinen Romanen und Erzählungen so zartempfindenden Zschokke vor mir zu haben geglaubt. Er fragte mich augenblicklich in seinem reinen, dort ungewöhnlichen Magdeburger

Dialekte: „Sind Sie ein Sohn des Wehrhan, welcher Prediger in Liegnitz war?“ Auf meine Bejahung wurde er amicaler, mittheilender. Er erzählte mir noch manche, mir unbekannte Züge aus meines Vaters Jugend, frühstücte den andern Morgen mit mir allein auf seiner Studirstube, zeigte mir sein reiches, auch mit recht großen Stücken (z. B. einem Krokodil aus dem Senegal) ausgestattetes Naturalienkabinett, seine, von ihm selbst gefertigten, die Wände eines ganzen Zimmers umziehenden, geognostischen Durchschnitsscharten der Alpen, und erwähnte u. a. daß er noch alle Jahre mit seinen Söhnen, die er selbst nach einer viele Vortheile concentrirenden Methode heranbildet, die Schneegebirge und Gletscher besteige.

Den andern Vormittag besuchte ich, in Begleitung eines der Söhne, die neue, von Ischolle in's Leben gerufene Taubstummen-Anstalt, in welcher ich in dem dort angestellten Lehrer Schindler einen trefflichen und dabei sehr anspruchslosen Mann kennen lernte. Er hatte, für die verhältnißmäßig kurze Zeit, die Kinder wirklich merkwürdigweit gebracht und schien enthusiastisch von ihnen geliebt zu werden. Man hört oft die Behauptung, daß Taubstumme in der Regel einen verschlossenen, tückischen Charakter hätten, und es mag dies wohl, in Folge ihrer Behandlung, häufig der Fall sein; bei denen in Arau aber fand ich das Gegentheil. Sie umringten mich im Lehrzimmer mit naiver Zutraulichkeit, thaten mit ihrer künstlichen, anfangs das Ohr chokkirenden Sprache allerhand neugierige Fragen an mich, beeiferten sich, mir ihre Fertigkeiten sehen zu lassen, rechneten an der Tafel, zeigten mir ihre, mitunter wunderschön geschriebenen kalligraphischen Bücher, drängten sich, von mir gefragt zu werden, um zu beweisen, daß sie mich verstanden und mir antworten könnten, nannten mir an den Wandcharten die Städte, Flüsse, Gebirge, und ich mußte ihnen den Fleck zeigen, wo ich her sei, lasen mir aus

der Bibel vor, u. s. w. und als ich fortging, waren sie sichtbar gerührt.

Ich nahm nun Abschied von Ischokke und von seiner Blumenhalde, (so hat er seine Besizung genannt) um nach Basel zurückzukehren. Ich wäre noch bis Bern gegangen, um de Valenti kennen zu lernen; da ich jedoch in Beuggen erfahren hatte, daß er wahrscheinlich nicht zu Hause, sondern auf einer Reise nach Basel begriffen, vielleicht schon in Basel sei, so riskirte ich, vergeblich zu reisen, und konnte ihn eher treffen, wenn ich umkehrte. Bern hätte ich vor meinem Abschiede aus dem Arthale den Anblick der Berner Schnee-Alpen, namentlich der Jungfrau, die man bei hellem Wetter dort recht gut sehen kann, gehabt, erstieg auch deshalb mit einem der jungen Ischokke die Höhe hinter dem Hause; aber dickes Gewölk lagerte auf den, das Arthal jenseit begränzenden Höhen. Nur die heitere Stadt in der Tiefe, der blaue, in weite östliche Ferne durch das breite Thal sich schlängelnde Fluß, die 3000 Fuß hohe, schärfgehornte Gieslfluh halb zur Linken und gleichsam der Flügelmann der disseits des Flusses sich hinziehenden, mit dem Hutberge bei Zürich sich endenden Kette, und ganz im Hintergrunde des Thales die röthlich leuchtende untere Hälfte der Appenzeller Alpen, (Hohe Säntis u. s. w.) — denn die obere war mit Wolken verhangen — belohnte meine Mühe.

Wie kalt war es noch bei Aarau! Während bei Straßburg, bei Basel, ja selbst im Steinthale schon des Frühlings milder Athem wehte und Gräser und Blumen hervorlockte, behauptete hier der Winter sein eisernes Regiment noch mit aller Strenge. Hart angefroren waren die Steine und Erdblöße auf meinem Wege, und an den mit Stroh umhüllten Brunnenröhren hingen die Eiszapfen gleich den Stalaktiten der Sophienhöhle herab. Aber als ich mit meiner schweren Rückenlast die Staffelegg wieder hinaanzusteigen begann, fing

mir an warm zu werden, und bald rann, obgleich mich Schneelehnen zu beiden Seiten begleiteten, der Schweiß wie mitten im Sommer über die Stirn herab. Da drehte ich mich einmal um, um auszuruhen und mich abzutrocknen — was erblickte da mein Auge? — War es Täuschung? — Am südlichen Horizonte starrten, blau und weiß schattirt, und lang, lang von Links nach Rechts sich ziehend, himmelhohe Spizen, von denen besonders die eine, höchste, herrlich-kühne, meinen Blick an sich zog. „Ist das die Jungfrau?“ fragte ich einen eben vorbeigehenden Bauersmann, und ein bestimmtes „Ja“ war die Antwort. So hatte ich denn doch noch den Anblick jener Erdriesen gehabt. Aber ich sehnte mich nicht hin. Ihr Anblick war gar zu eisig, öde, spitzbergisch, und man konnte das Schiller'sche: „dort unten aber ist's fürchterlich!“ umdrehen in: „dort oben aber ist's fürchterlich!“ Herrschte im Arththal noch solcher Winter, wie mußte es erst im Lauterbrunnenthal aussehen?

Im etwas wärmeren Frickthal wieder angelangt, bemerkte ich in einem Dorfe an einer Hausthür einen angehefteten Zettel, trat heran, und las: „Mentem Sactum Spontaneam Honorem Deo † et Patrie Lieberationem S. Agatha o † ra † pro † no † bis † C. † M. † B. † 1839.“ Diese Beschwörungsformel böser Geister oder hexischer Einflüsse und Schabernacke war Dreimal auf dem Zettel wiederholt. Was giebt es doch noch für Aberglauben! Aber wenn mit dem Aberglauben der Glauben ausgeschüttet wird, dann kommt es mir vor, als wenn man mit den geilen Blüthen einer allzu üppigen Gesundheit (den sogenannten Finnen) die Gesundheit selber mit wegpurgirt. Dann mögen lieber die Finnen bleiben.

Ich benutzte in Frick die eben von Arau ankommende Post, um schneller Rheinfelden — eine der romantischsten Situationen — zu erreichen, schritt dort über die bedeckte Rheinbrücke wieder auf deutsches Ge-

biet, ging noch einmal nach Beuggen, sah dort Zeller, Gobat, ihre Frauen, Andreas Müller wieder, und fuhr dann, noch denselben Tag, mit der von Schaffhausen kommenden Post nach Basel zurück. Als wir, schon in der Dämmerung, durch Gränzach kamen, sahen wir am Chaussee Hause ein ungewöhnliches Beisammensetzen der Menschen, und erfuhren, daß so eben ein Landjäger, Braun, durch seine bei einem Falle losgegangene Flinte sich lebensgefährlich den Kopf durchschossen habe und hier im Chaussee Hause ohne Bewußtsein liege. — In Basel quartierte ich mich diesmal nicht in die drei Könige, sondern in's Fälllein bei Herrn Spittler ein.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Das Missionshaus. — Büchelen. — Der Reger Georg Taso — Der Spaziergang nach Gränzach. — Der Hornfels. — De Valenti.

Erst bei meinem diesmaligen Aufenthalte in Basel lernte ich das Missionshaus näher kennen, in welchem ich bei meiner ersten Anwesenheit nur dem, nach Blumhardt's Tode das Inspector-Amt interimistisch verwaltenden Candidaten Dstertag einen kurzen Besuch in Pfarrer Hubert's Begleitung abgestattet hatte. Diesmal ging ich allein hin, und gerieth, indem ich, links vom Eingange, in die Expedition trat, zu dem dort arbeitenden Büchelen. Ich bat, da ich wußte, wie beschäftigt er stets sei, bloß um Erlaubniß, mir die Anstalt ansehen zu dürfen, aber der gefällige Mann begleitete mich in die Studirsäle der Böglinge, wo diese — ungefähr 40 an der Zahl, meistentheils Wirtemberger — an hohen Pulten stehend arbeiteten — jetzt so traulich beisammen, in etlichen Jahren in alle fünf Welttheile zerstreut! — führte mich in den geräumigen Schlaßaal, zeigte mir das Conferenz-Zimmer, in welchem an den Wänden die auf Octavblättern in Tuschmanier gemalten Porträts sämmtlicher aus diesem Hause hervorgegangenen Missionäre hingen, und in mehreren eleganten Glaschränken eine ungeheure Menge höchst merkwürdiger, goldener, silberner, metallener, hölzerner, steinerner, irdener Götzenbilder, groß und klein, aus allen Heidenländern, Waffen, Kleidungsstücke, Hausgeräth und Kunstarbeiten wil-

der Nationen, und in einem besonderen Schrank die Bibel, oder wenigstens Theile derselben, in allen Schriftarten der Erde gedruckt oder geschrieben war, unter welchen mich besonders die niedliche, aneinandergereihten Perlen ähnliche cingalesische Rundschrift und die talmudischen Palmblattbücher interessirten, und machte mich zuletzt noch, auf meine Bitte, mit dem jungen Neger Georg Taso bekannt, welcher grade in der am Ende des Gartens liegenden, zum Hause gehörigen, Tischlerwerkstatt arbeitete. Er ist von der Goldküste, spricht so gut deutsch als ich, und soll einst zurückkehren, um seinen Leuten das Evangelium in ihrer Sprache zu verkündigen. Wallāta Mirjam war nahe von der entgegengesetzten Küste jenes großen Continents, wohl 600 Meilen von Taso's Heimath her, und doch — welche Aehnlichkeit!

Der Eindruck, welchen das Technische des Missionshauses auf mich machte, war ein günstiger. Man merkt dort, daß vieljährige Erfahrung alles Unreife, Unwesentliche, Unpassende beseitigt und Alles auf das zweckmäßigste eingerichtet hat, daß Alles in gebahntem bestimmten Gleise geht, daß das Haus vortrefflich verwaltet wird. Auch das gefiel mir, daß das Gebäude in einem stillen, abgelegenen Theile der Stadt gewählt worden ist, wo die jungen Männer ohne Störung für Auge und Ohr zu ihrem ersten Berufe sich vorbereiten können. Was den religiösen Geist betrifft, der hier waltet, so würde mein Urtheil, als eines Lutheraners, partiisch erscheinen. Das Haus hat keine bestimmte Confession. Denjenigen, welche darnach einst zu lehren gesonnen sind, werden die symbolischen Bücher unserer Kirche erst bei ihrem Austritte eingehändigt. Den lutherischen Böglingen wird das heilige Abendmahl durch den reformirten Pfarrer Passavant nach lutherischem Ritus gespendet. Im Auslande, z. B. in dem benachbarten Elsaß, bei einem Pfarrer ihrer Confession zu communiciren ist ihnen

bisher nicht erlaubt worden. Der neue Inspector Hoffmann — vorher Pfarrer in Winnenden im Württemberg'schen, und Sohn des würdigen Vorstehers in Kornthal — soll, wie ich höre, die Augsburg'sche Confession als Bekenntnißbuch einführen wollen. *)

Am Nachmittage des Tages machte ich in Gesellschaft der Missionszöglinge Forchhammer aus Tiers trop in Schleswig, Albrecht aus Dresden, und Durban aus Colmar einen Spaziergang nach Gränzach, und verlebte dort noch einige Stunden mit Rink. Wie verschieden waren die Umgebungen, unter denen ich ihn hier fand, von jenen, unter denen ich ihn in Venedig getroffen hatte! Dort: der große, alt-vornehme Bibliotheksaal von S. Marcus, Rink selbst, den deutschen Geistlichen unter den auf Form sehenden Ausländern gehörig repräsentirend, in schwarzem Habit habillé, mit kurzen Beinkleidern, seidnen Strümpfen, und silbernen Schnallen auf den Schuhen; hier: die weinumzogene, von Rink's Frau und Töchtern belebte Landpfarrerstube, in welcher nur die großen, in Kupfer gestochenen Ansichten von Venedig an die ehemalige Beherrscherin der Meere erinnerten, und Rink selbst im braunen bequemen Hausrock. Wir tranken von seinem Wein, aßen von seinem Brot, und machten uns gegen Abend, unter seiner freundschaftlichen Leitung wieder auf den Rückweg. Als wir aus der Hausthür traten, erschien ein Landjäger mit der Flinte auf dem Rücken, und mel-

*) Wie sehr erschütterte es mich, als ich einige Monate später in Strassburg hörte: Büchelen ist todt! — Er hatte, wie mir erzählt ward, auf Major's schriftliche Bitte für diesen ein Landhaus bei Basel gemiethet, und war bei der Besichtigung der Wohnung aus der Ananashaustemperatur des damaligen Sommers in ein kühles, lange verschlossenes Zimmer getreten. „Hier ist's kühl wie in einem Grabe“ hatte er geäußert. Abends war er erkrankt, und einige Tage später im Grabe.

dete, mit militairischem Anstand, Brauns so eben erfolgtes Ende.

Wie herrlich war der Abend, der jenem Verunglückten die Todesnacht geworden war! Ein violetter tiefer Purpur färbte die Berge hinter Säckingen im oberen Hintergrunde des Rheinlaufes, während auf der entgegengesetzten Seite das lange Basel in braunröthlicher, sammetweicher Verklärung seine Thürme streckte, und jenseit des Rheines, über die Uferhöhen desselben herüberblickend, die hohen Nestalal Gebirge mit Schneeschneiteln glänzten. Um diese Aussicht noch besser zu haben, führte uns Rink, statt auf der Straße zu gehen, schräg an den mit Laubholz, Epheu, und, wie der Fuß der Pyrenäen, mit immer grünendem Buchsbaum bewachsenen Wänden zur Rechten hinauf, bis wir endlich auf eine vorspringende Felsenstirn, der Hornfelsen genannt, gelangten. Da überschaueten wir nicht bloß frei das ganze Thal, sondern gewannen auch die Ansicht des sich dort ins Land, gen Osten zurückziehenden, Schwarzwaldes und der fernen Vogesen im Nord-Westen; da zeigte mir auch Rink in dem hellblinkenden Kirchdorfe am jenseitigen Ufer des bligenden Rheines das geschichtlich berühmt gewordene Pratzelen, bei welchem die Baseler im J. 1833 das blutige, unglücklich für sie ausfallende Gefecht gegen die Basel-Landschafter lieferten.

Steil, halbsbrechend steil, aber für uns voll Reiz, war nun der Stieg nach der Straße hinab, auf welcher sich Rink von uns trennte und links hin nach Gränzach zurück, wir rechtshin nach Basel gingen. Kaum waren wir dort angelangt, als wir erfuhren, daß de Valenti angekommen und diesen Abend bei Herrn Salathe zu treffen sei. Natürlich zögerten wir nicht, uns hinzubegeben, und traten, von Herrn Bahnmeier eingeführt, in das Zimmer, wo ein Kreis von Männern um den Theetisch saß. Man stand auf, um uns zu begrüßen, und ein eher klein als mittelgroßer hübscher Mann, mit

freundlichem runden Gesicht, niedlichen Zügen, scharfblickenden kleinen Augen, und dem blauen Schimmer eines dunklen Bartwuchses um das Kinn trat auf mich zu. Aber das konnte doch nicht de Valenti sein? der von Vielen so gefürchtete und gehaßte schriftgelehrte Arzt? der als unheimlicher Schwärmer Verschrückene? — Ja, er war es; und ich habe, außer sehr richtigen Urtheilen und Ansichten, einer seltenen christlichen Entschiedenheit, und einer ungemeinen Geisteslebendigkeit, nichts Schwärmerisches an ihm gefunden.

Dreißigstes Kapitel.

Die Leopoldshöhe. — „Fryburg im Brysgau.“ —
 Das Münster. — Badische Dörfer. — Der Schneider
 Stulz. — Betrachtungen über den Alamanenstamm im
 Allgemeinen. — Saar. — Wiederankunft in Straß-
 burg. — Das Wiedererwachen zum Leben und Schluß.

Den andern Morgen, früh um 5 Uhr, fuhr ich mit dem Karlsruher Eilwagen wieder fort, um diesmal auf der deutschen Seite den Weg zwischen Basel und Straßburg zurückzulegen. Der Morgen war schön aber kalt. Die Landschaft war mit einem dünnen Nebel erfüllt, welcher nur die weißen Gegenstände auch in der Ferne sehen ließ. Wir passirten wiederum die Rheinbrücke, und waren eine halbe Stunde später schon auf der sogenannten Leopoldshöhe, jenseit der badischen Grenze, angelangt, wo unser Wagen in einen großen Schuppen einfuhr und die Effecten der Reisenden visitirt wurden. Ich trat, während dies geschah, ins Freie, und ergögte mich an der herrlichen, großen Aussicht die man von hier hat. Wie ein weites bläuliches Meer lag, von links nach rechts sich ziehend das hier meilenbreite Rheinthal vor mir. In seiner Mitte streckte sich Hüningen gleich einer Menge weißer, aneinandergereihter Bauklöschchen hin, hinter ihm eben so das noch längere St. Louis, durch welches ich auf der Herreise gekommen war; den Horizont begränzte die blaßblaue auf den höhern Gipfeln schneebedeckte Vogesenkette; gen Süd zeigte sich, schon duftig durch die Ferne, Basel mit dem spizen Thürme-

paar des Münsters, hinter ihm stiegen chaotisch übereinander die hohen Wälle der Schweiz empor, und drehete ich mich nach Ost um, da lag ganz nahe, im prächtigsten, durch den Flor der Dünste hervorgebrachten Deck-Dunkelblau der Schwarzwalde vor mir.

Beim Weiterfahren schlug sich der Nebel völlig nieder, und alle Gegenstände erschienen nun klar und glänzend. Immer am Anhub des Schwarzwaldes hin, auf wellenförmig auf und ablaufender Straße, bald durch frische Fichtenwaldung, bald durch hübsche Dörfer und Thäler fahrend, erreichten wir Mittags „Fryburg im Brysgau“, (wie hier gesprochen wird) dessen brauner Münsterthurm mit seiner hohen, den blauen Aether durch tausend Augen durchblicken lassenden Kegelspitze, so wie die ganze Stadt, da sie im Thale liegt, erst in ziemlicher Nähe zum Vorschein kommt. Ich verzichtete, obgleich mich hungerte, auf das Mahl im Gasthose, um die Kirche zu sehen und um den Thurm, den berühmten Nebenbuhler des straßburger, zu besteigen. Er ist sicher der schönste in Deutschland, auch von bedeutender Höhe — ich zählte 339 Stufen bis zur Gallerie — aber doch dem straßburger weder an Höhe noch Schönheit gleichkommend. Das Innere der Kirche jedoch ist über alle Vorstellung schön, und kann, obgleich es nicht so hoch und so geräumig ist, mit der Kathedrale von Metz sich messen. Einen beinahe possirlichen Anblick diesem Prachtbau gegenüber gewährt die neue protestantische Kirche von Freiburg, bei welcher man, wie es scheint, das Münster und seinen Thurm im Kleinen und vereinfacht nachahmen wollen, einen kurzen Kegele auf den Thurm gesetzt, ein paar runde Löcher hineingemacht hat, u. s. w. Eine wahre Parodie!

Immer größer, stattlicher wurden hinter Freiburg die Dörfer, und die Gegend um sie her ein wahrer Garten Gottes, wo Obstbaumwälder, Felder und Weingelände, und riesenhafte Rußbäume an der Straße das

Auge erfreuen, und Natur und menschlicher Fleiß gleichsam miteinander wetteifern den Preis zu gewinnen. Emmendingen, Kenzingen, Rippenheim sind Dörfer, die, glaube ich, von keinen andern in der Welt an Wohlstand und Ansehnlichkeit übertroffen werden, und doch nahe auf einander folgen. Aus letzterem war der berühmte Schneider Stulz gebürtig, der, nachdem er im Auslande durch sein Talent ein Vermögen von Hunderttausenden erworben, sich ein reizendes Landgut im südlichen Frankreich kaufte, und seinem Geburtsorte ein schönes Waisenhaus stiftete*). Ich sah im Vorbeifahren dieses Waisenhaus, welches einem ehemaligen armen Schneidergesellen sein Dasein zu verdanken hat, und fand darin eine abermalige Bestätigung meiner schon längst gehegten Meinung, daß der Allemannenstamm, welcher das Elsaß und Baden bevölkert, einer der kräftigsten, fruchtbarsten Aeste des großen deutschen Völkerbaumes sei. Fast in allen Fächern haben die Allemannen Männer erster Größe hervorgebracht: einen Tauler, Seiler von Kaisersberg und Oberlin unter den Pfarrern, einen Capito (Köpflin, aus Hagenau (gebürtig) unter den Gottesgelehrten, einen Guttenberg und Faust unter den Erfindern**), einen Erwin von

*) Ein anderer Schneider aus dem nahen Kenzingen, der durch das Glück seines Zunftgenossen sich animirt fühlte ein ähnliches zu suchen, schiffte sich zu diesem Zweck nach Amerika ein, litt aber Schiffbruch, verlor alle seine Habe, und ward bloß mit Rettung seines Lebens und dessen was er auf seinem Leibe trug, an die portugiesische Küste getrieben. So kam er nach Lissabon, fand dort Hilfe und Kundschaft, und erwarb sich, zwar nicht so viel als Stulz, aber doch auch ein Vermögen von 80000 Francs.

**) Guttenberg war ein Straßburger aus einem adeligen Geschlecht. Faust (Gänßfleisch) war aus Sorgenloch im Elsaß gebürtig. Guttenberg begab sich später nach Mainz zu Gänßfleisch oder Faust, wohin dieser unterdes gezogen

Steinbach (im Badischen) unter den Baumeisern, einen Dinglinger (den deutschen Benvenuto Cellini) unter den Künstlern, einen Kleber unter den Generalen, einen Pfeffel und Hebel unter den Dichtern, einen Schöpflin unter den Literaten, einen Köchlin unter den Fabrikanten u. s. w. Und welche Kraft setzten sie einst den Römern entgegen, die von dieser Seite am allerstärksten nach Deutschland drängten; welch deutsches Wesen, welchen Nationalcharakter bewahren sie noch bis heute, besonders wenn man zu den Schwarzwäldlern hinaufsteigt, deren Tracht (Schwarz, Roth und bis an die Knie reichende Pluderhosen), Biederkeit und Einfachheit in frühere Jahrhunderte zurückversetzt und auf seltene Weise den Einflüssen der Mode und des modernen Zeitgeistes überhaupt widerstanden hat. In einer paradiesischen Bucht des Gebirges liegt auch das betriebsame Laar, das wir aber zur Rechten ließen. Der Anblick desselben erinnerte mich an eine Familie Kammerer, die auf ihrem Auswanderungszuge nach Polen im J. 1834 in dem Dorfe Bienowitz bei Kunitz überwinterte, und etliche Mal meiner Predigt in Kunitz beiwohnte. Damals fuhr mich Jakob Kammerer einmal des Abends in seinem einspännigen Wagen von Bienowitz nach Kunitz zurück. Jetzt war er in Constantinow bei Warschau und ich in seiner Heimath!

Endlich, als schon der Abend eintrat, tauchte der Thurm der Thürme in Nord-West wieder auf. Um 9 Uhr waren wir in Kehl, von wo ich in einem andern Wagen bald nach Straßburg gelangte.

war. Die Erfinder der Kunst sind also Elsasser; aber ins Leben getreten ist die Erfindung in Mainz, wenn man nämlich Versuche nicht gelten lassen will; denn diese hatte Guttenberg schon früher in Straßburg angestellt. Streng genommen gebührt eigentlich Straßburg die Ehre der Erfindung.

Hier bezog ich, um Herrn Keck's Güte nicht zu mißbrauchen, eine Chambre garnie auf der Rue du chapon, wo ich aber in der Nacht vom 17. zum 18. April beinahe mein Ende gefunden hätte. Ich lag nämlich und schlief, als ich, mitten in der Nacht, von einer ungewohnten Empfindung erwachte. Ich fühlte keinen Schmerz, aber es drückte mich auf der Brust und ich konnte meine Gedanken nicht sammeln. So lag ich, in der Erwartung, es werde der Zustand vorübergehen, lange Zeit. Aber immer schwerer ward mir das Athmen und es fing mir an auf der Brust zu brodeln, als wenn Wasser darin koche. Endlich gewann ich — doch nur mit geringer Willenskraft — den Entschluß, aus dem Bette zu steigen, und suchte und fand endlich taumelnd das Feuerzeug. Was sah ich, als die Flamme des Lichtes die Dunkelheit erhellte? Ein dicker weißer Dampf, der alle Gegenstände völlig verbarg, erfüllte das Zimmer. Nun öffnete ich die Thür, und weckte, in der Meinung es müsse im Nebenzimmer oder irgend sonst in der Nähe brennen, den Wirth und die Wirthin. Diese erschienen mit Lichtern, rissen noch das Fenster auf, und bemerkten endlich in einer Ecke auf der Diele glimmende Funken. Nun war das Räthsel gelöst. Ich hatte vor dem Schlafengehen meine Pfeife in den mit Sägespänen — die ich aber mit meinem kurzen Gesichte für Sand gehalten — gefüllten hölzernen Spuckkasten ausgeklopft, die Sägespäne hatten Feuer gefangen und, still fortglimmend, nicht bloß sich selbst verzehrt, sondern auch schon den Boden des Kastens und einen Theil der Diele durchbrannt. Hätte ich fester geschlafen, so wäre ich erstickt; wäre die Diele ganz durchgebrannt und hätte das Feuer Zug bekommen, so wäre die Flamme aufgeschlagen und wahrscheinlich großes Unglück entstanden.

Wöchte das durch Gottes Gnade mir wiedergeschenkte Leben Seinem heiligen Willen geweiht sein! Amen!

Ich wendete mich auch in Straßburg an mehrere Mitglieder des Directoriums mit der Bitte um Anstellung. Aber, abgesehen davon, daß wir in unsern Ansichten sehr differirten, so ist es auch im Elsaß, wegen der Landesgesetze, für einen Ausländer sehr schwer, eine Pfarre zu erhalten, und in eine der Kirche sich gegenüber stellende Gesellschaft einzutreten oder gar selber mir einen Anhang zu bilden, hielt ich, so lange die lutherische Kirche jener Provinz sich nicht durch die Union mit der reformirten selbst aufgegeben habe, sowohl aus Grundsatz, als um des Beispiels willen, für unrecht, habe daher beides nicht einmal versucht. Ich benutzte, um die Reise nicht ganz vergeblich gemacht zu haben, meinen Aufenthalt daselbst zur Entwerfung dieses Buches, und blieb dann noch einige Zeit um die Prospective drucken und im Elsaß verbreiten, und dann meine Rückreise auch zur Verbreitung derselben im südlichen Deutschland benutzen zu können. Am 31. Juli reiste ich ab, sahe die Freunde in Karlsruhe wieder, machte von dort einen Abstecher nach Speyer zu Consistorialrath Rust, logirte in Stuttgart wieder bei Hofacker, verweilte in Nürnberg 11 Tage bei dem unterdeß dorthin gezogenen Dr. Scheibel und richtete von dort aus auch an das königlich bayerische Consistorium in München ein, jedoch fruchtloses, Gesuch um Anstellung, und kam über Leipzig den 30. August wieder bei den, Gott sei Dank, wohl erhaltenen Meinigen in Dresden an.

R u h a n g.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

1891

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

Noch ein Gedicht Weyermüller's: Bekenntniß
eines Laien (zu S. 163).

Nimmer hätt' ich in des Liebes Tönen
Ausgeströmt mein Denken, Wollen, Sehnen
Nimmer wäre meine Harf' erklingen,
Nimmer hätt' ich einen Laut gesungen;

Denn ich kenne meines Herzens Lücke,
Das, verzagt im Leiden, stolz im Glücke,
Grundverderbt, in Sünden ganz vergraben,
Sich so gerne bläht mit Gottes Gaben.

Aber ich bin's meinem Heiland schuldig;
Der, barmherzig, gnädig und geduldig,
Mich errettet von den Finsternissen
Und des Teufels Irrsal mich entrisßen.

Schuldig bin ich's meinem großen Retter,
Meinem Hohenpriester und Vertreter,
Oeffentlich, mit Reue zu bekennen,
Welch ein arger Thor ich war zu nennen.

Ach, ich war verstrickt in Sündenbande
Kannte nicht den Weg zum Vaterlande,
Kniete blind vor ird'schen Götzen nieder,
Ihnen sang mein Mund viel matte Lieder.

Falsche Weisheit hatte mich geblendet
Und der Lebenssonne abgewendet;
Stolz auf eignes Wissen und Vermögen,
Sucht ich Heil auf vielen krummen Wegen.

Fleischlich war mein Sinn und war mein Streben,
Und so konnt ich nur dem Fleische leben,

Das, wie oftmals, unter schönen Namen
Schlau verberg den höllentstammten Samen.

O des Frevels, o der Missethaten,
Die ich unerkannt auf mich geladen!
Selbst verirrt, sucht' ich im eiteln Sinne,
Wie ich Andre noch für mich gewinne ...

Ach! ich war in Sünden ganz verborgen! —
Aber Er, der auch für mich gestorben,
Dachte meiner, da ich Sein vergessen,
Da mein Elend nicht war zu ermessen ...

Sein Erbarmen suchte mich im Stillen,
Da ich von ihm floh im eig'nen Willen;
Er ergriff mich — noch wollt' ich entfliehen —
Aber eitel war mein armes Mühen.

Wir auch ist der Herr zu stark geworden;
Deffnen mußten sich des Herzens Pforten,
Und sein Licht durchdrang die dunklen Nächte,
Zeigte meine Sünd' und seine Rechte ...

Welche Strafen hátt' ich nicht verdienet!
Aber Er hat mich mit Gott versühnet¹⁾,
Er hat alle Schuld für mich getragen
Ward für mich gemartert und zerschlagen ...

Bis auf's Blut hat Er für mich gestritten
Und für mich den Tod am Kreuz erlitten,
Und in Seinen Schmerzen, Seinen Wunden
Hab' auch ich die wahre Ruh gefunden ...²⁾

Ja, Sein Blut nur reinigt uns von Sün-
den!³⁾

Dies will ich mit Freudigkeit verkünden,
Trog der Welt, die es als Thorheit achtet;
Trog dem Satan, der's zu leugnen trachtet.

Deffentlich will ich Dich, Herr, bekennen,
Daß Du seist der ew'ge Gott zu nennen,⁴⁾

1) 2. Cor. 5, 19. 21. 2) Jes. 53, 4. 5. 3) 1. Joh. 1, 7. 4) Mich. 5, 1.
Joh. 1, 1. 4. Ebr. 1, 3. 1. Joh. 5, 20.

Du, der Weg, die Wahrheit und das Leben,¹⁾
Der allein zum Himmel kann erheben.

Weg mit eitler Weisheit Schaumgeflimmer,
Was das Fleisch erzeugt zerfällt in Trümmer,
Gottes Wort muß ewig feste stehen,
Wenn auch Erd' und Himmel untergehen!

Weg mit Tugendwahn und eigenem Wesen,
Wer an Christum glaubt, der ist genesen!²⁾
Sonst ist in der Noth der schweren Sünden
Nirgend's Hilfe, Ruh' und Trost zu finden!³⁾

Unser Schaden ist verzweifelt böse,⁴⁾
Drum ist nur Sein Arm, der uns erlöse!
Heilen kann kein Mensch der Seele Wunden:
Die Versöhnung hat nur Gott gefunden! —⁵⁾

Diesen Gott will ich in Demuth preisen,
Lebenslang ihm meinen Dank beweisen;
Seinen Worten will ich glaubig trauen,
Und allein auf Seine Gnade bauen.⁶⁾

Nimmer soll der Satan mich bethören
Mit Philosophie und Menschenlehren,⁷⁾
„Wer das Evangelium will schwächen
Sei verflucht“, will ich mit Paulus sprechen.⁸⁾

Mit dem kleinen Häuflein will ich's halten,⁹⁾
Mit den Treuen, die das Wort verwalten,
In des heil'gen Geistes Kraft und Klarheit,
Nichts verkündigen als die ew'ge Wahrheit! —

Gern will ich mit ihnen hier auf Erden
Von der Welt gehöhnt, verspottet werden,
Gern mit ihnen wirken, kämpfen, ringen,
Mit dem Himmelslicht hindurchzubringen.

1) Joh. 14, 6. 2) Röm. 3, 28. 3) Gal. 2, 16. Apost. Gesch.
16, 31. Matth. 11, 28. 29. 4) Hiob 15, 16. 5) Ps. 49, 8. 9. Matth.
16, 26. Hiob 33, 24. 6) Gal. 5, 4. 7) Coloss. 2, 8. 8) Gal. 1,
8. 9. 9) Luc. 12, 32.

Heiland! großer Freund verlorn'er Sünder,
 Unsres Heiles ewiger Begründer! 1)
 Bleibe Du nur in der Deinen Mitte,
 Leite Du in Gnaden unsre Schritte!

Ach erbarme Dich der Menschenheerde!
 Sprich Dein mächtig Schöpferwort: Es werde!
 Laß Dein Licht in Hütten, Tempeln, Thronen,
 Laß es unter allen Völkern wohnen!

Mache Deine Feinde all' zu Schanden!
 Mehre Deinen Ruhm in allen Landen!
 Zeige Dich der Welt als Gott und König!
 Mach' Dir alles alles unterthänig!

Das ganze Glaubensbekenntniß der beiden jüdischen Proselyten (zu S. 189).

Fr. In welcher Absicht habt ihr euch hier in dieser christlichen Versammlung eingefunden?

Antw. Um ein herzliches Bekenntniß unsres Glaubens an Jesum, den wahren Messias öffentlich abzugeben, und, so man uns dessen würdig findet, durch die heilige Taufe in die christliche Kirche aufgenommen zu werden.

Fr. Warum fühlst du dich bewogen, dem Judenthum zu entsagen?

A. Vor allen Dingen deswegen, weil das jetzige Judenthum gar nicht mehr das wahre Judenthum ist, sondern ein verdorbenes Wesen voll Menschenfäzungen und talmudischer Irrlehren. Dann aber auch, weil das Judenthum des A. T. noch nichts Vollendetes ist, und in seinen Verheißungen auf das N. T. hinweist, in welchem erst die Hoffnungen der Väter erfüllt sind.

1) Apost. Gesch. 4, 12.

Fr. Warum konntest du im Judenthum nicht selig werden?

A. Weil auch das wahre Judenthum mir doch keine Ruhe und Frieden in die Seele geben kann, denn es steht unter dem Fluche des Gesetzes; die heiligen Gebote, welche Moses uns verkündigt hat, zeigen mir nur meine Fluchwürdigkeit, und da ich im A. B. das wahre Opfer zur Sühne meiner Sünden nicht finden kann, so muß ich zu dem Messias meine Zuflucht nehmen, der allein gibt, was mein Herz bedarf um selig zu sein in der That und Wahrheit.

Fr. Glaubst du, daß der Messias schon gekommen ist?

A. Ja, ich glaube es; die heil. Schrift des A. B. zeigt uns deutlich, daß die Zeit seines ersten Erscheinens auf dieser Erde verflossen ist, wie geschrieben steht 1. Mos. 49, 10: „Es wird das Scepter nicht von Juda weichen, noch der Meißel von seinen Füßen, bis daß der Held komme und demselben werden die Völker anhangen.“ Dan. 9, 26: „Und nach 62 Wochen wird Christus ausgerottet werden, und nicht für sich. Und ein Volk des Fürsten wird kommen, und die Stadt und das Heiligthum zerstören, daß es ein Ende nehme, wie durch eine Fluth, und bis zu dem Ende des Streitens wird Verheerung und Verwüstung sein.“ Das Scepter ist von Juda genommen, die Stadt und das Heiligthum zerstört. Es muß daher der Messias nach diesen und vielen andern Stellen im A. B. gekommen sein, wenn anders die Verheißungen Gottes wahr sein sollen.

Fr. Womit beweifest du aber, daß Jesus von Nazareth der wahre Messias sei?

A. Damit daß er gekommen ist zu bestimmter und verheißener Zeit, gelitten hat wie von ihm geschrieben steht Jes. 53, 5: „Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. Unsere Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hät-

ten, und durch seine Wunden sind wir geheilt;" daß er nachher auferstanden ist nach der Schrift und daß dadurch Gott aufs feierlichste bestätigt hat, daß das reine heilige Leben und die Lehre Jesu wahrhaftig sind, und sein Tod ein Opfer für alle Sünden sei. Welches alles mich überzeugt hat, daß ich keines Andern mehr warten dürfe, sondern daß Er ist der wahrhaftige Gottes-Sohn, Seligmacher und Erlöser aller derer die an ihn glauben.

Fr. Hast du auch schon die Kraft des Evangeliums an deinem Herzen erfahren?

A. Ja, das Evangelium von Jesu hat mir die trostvolle Gewißheit gegeben, daß durch die Versöhnung, die Jesus Christus gestiftet hat, die Sünden meiner Jugend getilgt sind, daß Gott derselben nicht mehr gedenkt, sondern mein gütiger Vater ist, und mich hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit selig macht.

Fr. Zu was erweckt dich dieser Glaube?

A. Zu herzlichster Dankbarkeit gegen Gott den Vater, der mich also geliebt hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß ich nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe, und zu herzlichster Liebe zu meinem Heilande der mich bis in den Tod geliebt und sich selbst für mich gegeben hat, und zu heiligem Ernst, mich durch fleißiges Gebet der Gnadenleitung des heil. Geistes hinzugeben, um durch seine Kraft täglich die mir noch anklebende Sünde zu bekämpfen und im Reiche Jesu heilig und rein zu leben.

Fr. Warum verlangst du, getauft zu werden?

A. Weil mein Heiland seinen Aposteln geboten hat hinzugehen und zu lehren alle Völker, und sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes zu taufen, und ich ein Verlangen habe, meinen Heiland, an den ich glaube, auch zu bekennen und mich aufgenommen zu sehen in seine heil. Kirche durch die Taufe, welche ist das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heil. Geistes.

Fr. Auf welches Bekenntniß willst du getauft werden?

A. Auf das apostolische Glaubensbekenntniß und die Lehre der Augsburgerischen Confession, weil dieselben den Ausdruck meines Glaubens nach dem Worte Gottes enthalten.

Fr. Willst du bei diesem Bekenntniß bis an den Tod beharren als ein Glied der ev. luth. Kirche?

A. Ja, durch die Gnade des dreieinigen Gottes,
Amen!

Noch Etwas zur Geschichte des französischen Wahlkampfes im März 1839 (zu S. 266.)

Der Courier du Bas-Rhin schrieb damals u. a.:

„Aux électeurs et aux citoyens indépendants.“

„La lutte engagée dans ce moment entre le ministère et le pays est grave et décisive.

Il s'agit de savoir si le gouvernement représentatif est une vérité ou une déception, et si, après cinquante ans d'efforts et de combats, la France retombera sous le régime des favoris et des courtisans.

Le ministère ne néglige aucun moyen d'influence et de corruption pour entraîner les électeurs et se créer dans la chambre future une majorité complaisante.

Un des moyens dont il se sert de préférence, c'est la distribution par milliers d'exemplaires des journaux de Paris et des départements qu'il tient à sa solde et qu'il alimente avec les fonds secrets.

Des millions, payés par les contribuables seront employés ainsi à dénigrer et à calomnier tous les citoyens qui appartiennent à l'opposition, et à induire en erreur les électeurs pour les séduire plus facilement.

L'opposition n'a pas de pareilles ressources pour répondre à ces calomnies, elle ne dispose pas du budget pour en employer les fonds à un pareil usage, et si elle avait à en disposer, elle n'en userait pas d'une manière aussi immorale.

Pour répondre aux calomnies dont elle est l'objet, elle n'a qu'une voie, celle de la presse. Mais, dans les circonstances actuelles, la publicité ordinaire de ses journaux est insuffisante; l'opposition doit avoir recours aussi à des moyens extraordinaires, pour faire parvenir partout la vérité, et mettre devant les yeux des électeurs toutes les pièces du procès solennel qui s'agite en ce moment entre le pays et le ministère.

Pour arriver à ce but, un certain nombre d'électeurs ont résolu d'avoir recours à tous les moyens de publicité qui sont à leur disposition, et de combattre et déjouer par la presse les manoeuvres ministérielles. Ces mesures entraînant des frais assez considérables, sur la demande de plusieurs citoyens et électeurs, une souscription est ouverte afin de subvenir à ces frais etc. etc.⁶⁶

Ich führe dies an, um ein Probchen von der Sprache zu geben, welche die Oppositions-Journale gegen die Regierung führten. Ich muß gestehen, daß mich die absichtliche Tendenz, womit der Courier du Bas-Rhin alle Maßregeln des Gouvernements begeisterte, oft indignirt hat. Die Regierung mochte es machen wie sie wollte, so war es nicht recht. Nach der Mai-Revolution, als die Regierung bei dem Prozesse der Empörer sich eine Zeit lang aller militairischen Schreck- und Sicherheits-Maßregeln enthielt, schrieb jenes Journal in seiner 154. Nummer u. a.: „A l'extérieur du Palais „du Luxembourg on ne remarque pas un déploiement „extraordinaire de la force publique. Il semble au „contraire qu'on se soit étudié à faire disparaître les „préparatifs de resistance, dont on parle depuis quel-

„ques jours. La caserne de la garde municipale de la „rue Tournon parait déserte, et c'est à peine si deux „ou trois gardes traversent la cour. Cette solitude et „cette dissimulation des apprêts de la défense ont quel- „que chose de plus sinistre à la vue qu'un grand dé- „ploiement de troupes.“ Als nun aber bald darauf die Regierung ihre Militärmacht deployirte, hieß es in Nr. 156. eben dieses Journals: „Le transférement quo- „tidien des accusés de la prison du Luxembourg à la „salle, où la cour des pairs tient ses séances, donne „lien à des demonstrations vraiment inouies. Au mo- „ment de l'ouverture de l'audience une triple haye de „soldats de la ligne occupe les salles circulaires con- „duisant de la prison au palais de la chambre; l'es- „corte est toujours précédée de plusieurs officiers de „différents corps et commandée par un officier supé- „rieur. On nous assure en outre que, pendant le tra- „jet, les soldats, dont les armes sont chargées, se „trouvent dans la position qui correspond au com- „mandement: *en joue!*“ — Was soll denn nun also die Regierung thun, um den Courier du Bas-Rhin zufried- den zu stellen? — Wenn so aller Gerechtigkeitsinn fehlt, wenn ein Journal so deutlich beweist, daß es blos Par- teiblatt sei und sein wolle, dann schwächt es sich auch wo es Recht hat, und die Regierung wird, beim besten Willen, es dem Volke nach Wünschen zu machen, dazu getrieben, sich gar nicht mehr an solche Blätter zu keh- ren, sondern ihren eigenen festen Gang zu gehen.



Bruchstücke aus einer Predigt Geilers von Kaiserberg (zu S. 334.)

Geiler sprach 1492 in Straßburg vor einer über 600 Mann starken Versammlung von Aebten, Prälaten, Geistlichen und Kaiser Albert u. a. folgende mutige, zur Sittengeschichte des damaligen Klerus beitragende Worte: „das Uegerniß kommt mehrentheils von „den Geistlichen. Wie ist nur ein Laufen von den Prälaten und Mönchen in die Nonnenklöster, hergegen die „Nonnen laufen öffentlich in die Mönchsklöster und zu „den Prälaten. Wie viel Kinder werden unterdrückt „und umgebracht! wie man denn in einem Kloster kürzlich abermals fünf getödtete Kinder an heimlichen Drüsen gefunden hat, und wollen dennoch fromm sein „Andere Nonnen sind etwas frommere Huren; sie kennen es, daß sie Huren sind, und erziehen ihre Kinder, und eine hilft der andern aus christlicher Liebe „die Kinder säugen Wenn man solch Leut will „strafen, so legt sich gewöhnlich des Bischofs Gesind „darein; die eine ist dessen Schwester, seine Was oder „seine Tochter; bringen den Brief von Rom heraus, „daß man sie nicht öffentlich strafen darf, und geben „Geld dafür; die größte Buß ist, daß sie 3 Tage bei „Wasser und Brodt fasten sollen, so ist alle Sünd verziehen. Das ist eine lange Pönitenz! Man sollte sie „unter der Schindbrücke eine Viertelstunde lassen Wasser trinken, so würd es ihnen besser ergehen „Und was sag ich von dem Calibat? Da nimmt der „Bischof die Collecten, der Fiscal und Dffizial nimmt „Geld, da lassen sie ihnen öffentliche Huren, und wie „viel werden noch ehrlichen Bürgern ihr Weib und Kind „verführt. Diese Laster und noch unzählige viel gehen in „solchem Schwank, als wenn sie geboten wären bei Leibstrafe Daneben ist der Gottesdienst von Niemand mehr veracht, als von den Geistlichen im Chor.

„Wenn man Meß haltet gehn die Herrn auf dem Lettner (Bühne) spazieren, und auch in der Kirch, schwätzen, und haben ein solch Gelächter, daß der Priester oft über dem Altare muß still halten, u. s. w.“

Zur Rechtfertigung meiner Ansicht über Erfindung der Buchdruckerkunst (zu S. 334).

Ueber Guttenbergs Herkunft vergl. Polyd. de rerum inventorib. und den Allg. Anz. der Deutschen, 1839, Nr. 154, S. 1943. Daß Guttenberg aber in Straßburg, nicht in Mainz, angefangen habe mit beweglichen Typen zu drucken, bestätigt selbst Otto August Schulz in seinem Buche: „Guttenberg oder Gesch. der Buchdruckerkunst“ (Lpz. 1840, bei Schulz u. Thomas), indem er darin sagt: „Könnte eine Stadt neben Mainz einigermaßen gegründete Ansprüche auf die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst machen, so wäre es unstreitig Straßburg. Hier treffen wir ihn nach authentischen Nachrichten mit einer geheimen Kunst, der Kunst des Druckes beschäftigt, die er sich sogar verbindlich macht, Andern mitzutheilen. Ob dies aber die eigentliche Kunst des beweglichen Druckes war oder ob er noch mit Holztafeln druckte, darüber schwebt man noch im Dunkeln.“ Aber da, wie der Verfasser selbst, S. 2, sagt und auch mit der beigefügten Copie eines alten Holzdruckes belegt, die Kunst mit Holztafeln zu drucken schon im J. 1423 vorhanden war, und Guttenberg's Kunst eine „geheime“ genannt wird, so konnte Guttenberg's Kunst nicht im Drucke mit Holztafeln bestehen, sondern mußte Druck mit beweglichen Typen sein.

Berichtigung.

©. 68, 3. 12, 1. Wiesent st. Rednig.

In Kurzem erscheint bei Unterzeichnetem:

Briefe über die Lehre der heiligen Schrift von der
Taufe. Allen christlichen Hausvätern deutscher
Zunge zur Beherzigung empfohlen von Ph. Jak.
Dster in Meh. 8.

Leipzig.

Röhler.



27948

Eu